

GRENZEN UND STADT

**Veröffentlichung der Interdisziplinären Arbeitsgruppe
Stadtkulturforschung**

I•A•S

Herausgegeben von
Michael Jansen und Peter Johanek

Aachen 1997

GRENZEN UND STADT

GRENZEN UND STADT

**Veröffentlichung der Interdisziplinären Arbeitsgruppe
Stadtkulturforschung**

I•A•S

Band 2
2. Symposium in Münster vom 24.-26. Juni 1994

Herausgegeben von
Michael Jansen und Peter Johaneck

Aachen 1997

**Wir danken dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW für die
Unterstützung des Forschungsvorhabens sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft
für die Finanzierung der Tagung**

**Wir danken dem Lehr- und Forschungsgebiet Stadtbaugeschichte (LFS) für die
Erstellung der Publikation**

Copyright: bei den Autoren
Redaktion: Lydia Konnegen, M.A., LFS-RWTH Aachen

Herausgegeben vom Lehr- und Forschungsgebiet Stadtbaugeschichte (LFS), RWTH Aachen
ISSN-NR 0947-3394

INHALT

Peter Johaneck, Münster	
Vorwort	VII
Michael Jansen, Aachen	
In eigener Sache	IX
Jochen Hoock, Paris	
Einleitung	XI
Michael Jansen, Aachen	
Grenzen und Stadt in der Indus-Zivilisation	XVII
Detlef Briesen, Siegen	
Die symbolischen Grenzen der Stadt	1
Detlef Franke, Heidelberg	
Amarna - Grenzen und Stadt im alten Ägypten	29
Wolfgang Kaiser, Marseille	
Die Ambivalenz der Grenze. Grenzziehung und Sozialverhalten im Basler Raum in der frühen Neuzeit	49
Helmut Schneider, Düsseldorf	
Ethnizität und ethnische Viertelbildung in Philippinischen Sekundärstädten	57
Reinhard Dittmann, Münster	
Die inneren und äußeren Grenzen der mittelassyrischen Residenzstadt Kar-Tukulti-Ninurta/Nord-Iraq	95
Karl Vorlauffer, Düsseldorf	
Innerstädtische Grenzen in Städten tropisch Afrikas: Tribalismus, Segregation und Integration im Rahmen des Urbanierungsprozesses	111
Henner von Hesberg, Köln	
Reale und immaterielle Grenzen Roms und römischer Städte	139
Reinhard Senff, Bochum	
Gruppen und Grenzen in der griechischen Stadt	151
Eckhard Pankoke, Essen	
Kulturlandschaften im Ballungsraum: Grenzlinien, Netzwerke und Lernprozesse	175
Anhang	
Liste der Teilnehmer und Tagungsprogramm	189

VORWORT

Die Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Stadtkulturforschung legt in diesem Band die Ergebnisse ihres 2. Symposiums vor. Das im Jahr zuvor auf der Paderborner Tagung der Arbeitsgruppe beschlossene Thema "Grenzen und Stadt" wird hier in neun Studien abgehandelt, die chronologisch die Zeitspanne vom Beginn des 2. Jahrtausend v. Chr. bis in die Gegenwart abdecken und geographisch in Europa, Afrika und Asien angesiedelt sind.

Grenzziehung ist der Versuch eine geordnete Welt zu schaffen. Gruppenbildung bei Mensch und Tier definiert sich über die Ausbildung von Grenzen, und sie erweist sich umso notwendiger je komplexer soziale Gebilde sind. Grenzen bestimmen die "Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft und zugleich auch die Gliederung der Bevölkerung und die Funktion des allgemein zugänglichen Raumes" (von Hesberg). Grenzen versichern Gruppen ihre Identität und markieren Unterschiede.

Es liegt auf der Hand, daß der komplizierte Sozialkörper Stadt in besonderer Weise nach einer solchen Ordnung verlangt, nach realen und imaginären Grenzen, die die Stadt von dem sie umgebenden Land scheiden, sie in Unterbezirke gliedern und in ihr soziale Räume definieren. Die Stadt wird durch ihre äußeren und inneren Grenzen strukturiert und überschaubar gemacht, ja gerade die Definition einzelner Gruppen durch Grenzziehung ermöglicht deren Artikulation als Gruppe und damit die Kommunikation der Gruppen untereinander. Die Kraft des Sozialkörpers Stadt erweist sich darin, inwieweit es ihm gelingt, die oft sehr scharfen und schroffen inneren Grenzen - ökonomische Verhältnisse, Tribalismus, Ethnizität, Religion, Konfession u.a. - wenn nicht aufzulösen, so doch in einer Weise zu überwinden, durch die die Integration der Stadtbewohner zu einem einheitlich handelnden Ganzen erreicht wird.

Die Stadt wird vom Beginn ihrer Geschichte an durch scharfe Grenzen charakterisiert. Deren Festsetzung ist - besonders in der älteren Geschichte, im alten Ägypten, im alten Orient, in der Antike - ein traditionssetzender Akt, ein Akt der Memoria, wie es etwa die Königsinschrift des mittellassyrischen Herrschers Tukulti-Ninurta I. aus dem 13. vorchristlichen Jahrhundert verdeutlicht (Dittmann). Grenzen orientieren sich an Traditionen, suchen sich historisch zu legitimieren, selbst wenn es sich dabei um "erfundene Tradition" handelt (vgl. etwa Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983; auch Briesen in diesem Bd.). Erst die umfassende Urbanisierung unserer Tage, die über die alten Stadtkerne weit hinausgreift, und polyzentrische, verstärkte Agglomerationen und Regionen schafft, deren Gestalt durch die Leitlinien von Stadtplanern, Kommunalpolitikern und Ökonomen ohne Berufung auf Traditionen gestaltet werden, scheint zu einer Art posturbaner Entgrenzung zu führen (Pankoke).

Die hier vorgelegten Studien können als Beiträge zu einer Diskussion aufgefaßt werden, die sich zur Zeit auf breiter Basis auch in der auf die traditionelle europäische Stadt gerichteten vergleichenden geschichtlichen Städteforschung zu entwickeln beginnt. Das Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster zum Beispiel hat kurze Zeit nach dem Symposium der Arbeitsgruppe seine Jahrestagung 1995 dem Thema "Sondergemeinden und Sonderbezirke in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt" gewidmet und der Schweizer "Arbeitskreis für Stadtgeschichte" plant für 1996/97 zwei Konferenzen zum Thema "Abgrenzungen - Ausgrenzungen in der Stadt". Das erweist die Aktualität der Fragestellung, die die Interdisziplinäre Arbeitsgruppe für Stadtkulturforschung sich auf diesem Symposium vorgelegt hat.

Das Symposium fand im Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster statt. Es wurde organisatorisch vorbereitet durch die Mitarbeiter des Instituts, insbesondere durch Dr. Heinz-Karl Junk, den am 22. Februar 1996 ein Unfalltod aus unserer Mitte gerissen hat.

Münster, im Mai 1996

Peter Johaneck

IN EIGENER SACHE

Am 20.11.1992 entschloß sich auf Anregung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen eine Gruppe von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen zur Gründung der 'Interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft Stadtkulturforschung' (IAS). In der dazu verabschiedeten Präambel heißt es unter anderem: "Es ist die Frage zu stellen, inwieweit 'Stadt' als traditioneller Träger von Kultur dieser Aufgabe in unserer Zeit noch gerecht wird. Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, 'Stadt' in ihrer historischen Bedeutung zu hinterleuchten. Weiterhin ist die Frage zu stellen, ob es dem Phänomen 'Stadt' zugrunde liegende, von Zeit und Raum unabhängige Funktionen gibt (Max Weber), die sich in den jeweiligen zeitlich-räumlich abhängigen Formen wiederfinden können. Im Zusammenwirken kultureller Formen und prinzipieller Inhalte soll die Frage untersucht werden, ob und wie das Vergangene in die Zukunft wirken kann." Wie Jochen Hoock im Vorwort zum ersten Jahresband der IAS (1994) bereits bemerkte, ist es zumindest ein ungewohntes Unterfangen, themenbezogen 'Stadt' von den frühesten Kulturen des dritten Jahrtausend v.Chr. bis hin zu unserer Zeit abzuhandeln.

Spätestens mit Abschluß der zweiten Tagung in Münster, deren Ergebnisse hiermit zugänglich gemacht werden, hat sich der Sinn dieses Arbeitsansatzes voll bestätigt. Dabei war primäres Ziel der Arbeitstagungen, die Arbeits- und Betrachtungsrichtungen zum Thema aus der Sicht der jeweiligen Disziplinen vorzustellen und die Ergebnisse ausführlich zu diskutieren. Das geschah mit den Themen 'Stadt und Macht' (Gastgeber Prof. Dr. J. Hoock, Prof. Dr. J. Jarnut, Dr. W. Kaiser, Historisches Institut, Universität Paderborn, 2.-4. Juli 1993) und dem in diesem Bericht vorgestellten Thema der Tagung vom 24.-26. Juni 1994 in Münster. Für die kommenden Jahre sind folgende Themen vorgesehen: 'Stadtnetze' (Gastgeber Prof. Dr. J. Hoock, Université 5, Prof. Paravicini, Deutsches Historisches Institut, Paris, 1995), sowie 'Entstehung und Entwicklung von Metropolen' (Gastgeber Prof. Dr. B. Roeck, Historisches Institut der Universität Bonn, 1996). Es wird unser Bemühen sein, die wesentlichen Ergebnisse der Diskussionsbeiträge in Zukunft mit zu veröffentlichen.

Das Jahrbuch ist über das Lehr- und Forschungsgebiet Stadtbaugeschichte, RWTH Aachen, Schinkelstr.1 52062, Fax 0241/8888298 oder über den Buchhandel zu beziehen. Diese und die folgenden Ausgaben sind ebenfalls als CD-Rom erhältlich, sowie über das Internet (www.architektur.rwth-aachen.de/stadtbau/Ww/ias) abrufbar.

Michael Jansen
(Sprecher IAS)

JOCHEN HOOCK

GRENZEN UND STADT
EINLEITUNG DER TAGUNG IN MÜNSTER, 24. JUNI 1994

1. Vorbemerkung

Der Begriff der "Grenze" hat, wie Alexander Demandt vor einiger Zeit gezeigt hat, vornehmlich territoriale Konnotationen. Der deutsche Ausdruck, der im 13. Jahrhundert dem Slawischen entlehnt wurde, legt das ebenso nahe wie der sich etwa zur gleichen Zeit einbürgernde französische Begriff "frontière", dessen Ableitung von "Front d'armée" die friedensichernde Funktion von Grenzen noch deutlicher erkennen läßt. Wie das Englische kennt der französische Sprachgebrauch im Übrigen mehrere Ausdrücke für Abgrenzungen, die die herrscherliche Funktion der "Grenze" im eminenten Sinne nur noch unterstreichen, z.B. confins, marche, limite Soweit Städte umgrenzte Territorien bilden, partizipieren sie natürlich an diesem Vorgang territorialer Formierung.

Konkret, das läßt sich leicht an der langwierigen Herausbildung der französischen Ostgrenze zeigen, spielen sie dabei sogar eine ganz entscheidende strategische Rolle. Trotzdem sind sie in fast jeder Periode der uns bekannten Geschichte zugleich Laboratorien zahlreicher anderer "Grenzbildungen", die allerdings den funktionalen Zusammenhang aller denkbaren Abgrenzungen, Ausgrenzungen und Eingrenzungen, deren hegende und zerstörende Wirkungen geradezu im Experimentierstadium erkennen lassen. Deshalb haben wir sicher gut getan, im Falle der Stadt von "Grenzen" im Plural zu sprechen. Städte - wenn man sie phänomenologisch beschreibt, wie das etwa der chilenische Philosoph Humberto Giannini getan hat - spielen offensichtlich mit einer Fülle von Grenzen, was erklären mag, daß sie häufig als der Schauplatz par excellence der Grenzüberschreitung erscheinen. Die Grenzenlosigkeit Babels nimmt das im Übrigen archetypisch vorweg.

Wie tief sich solche, z.T. unvordenkliche Wahrnehmungsmuster in das kollektive Bewußtsein eingefressen haben, zeigen u.a. John M. Merrimans Untersuchungen zu den Vorstädten des 19. Jahrhunderts, auf die zurückzukommen sein wird. Zuvor möchte ich freilich kurz auf etwas herkömmlichere Probleme eingehen, die unser traditionelles europäisches Städtebild prägen.

2. Rechtliche und soziale Aspekte

Nur wenige Städte endeten im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa, wie das viele literarische Bilder von der freimachenden Stadt wollen, unterhalb der Mauer. Ihre territoriale Existenz war in der Regel äußerst komplex und implizierte Arrangements, in denen sich rechtliche und gesellschaftsbildende Momente überlagern.

Heinrich Rüthing hat das in mustergültiger Weise in der Beschreibung der Feldmark Höxters gezeigt, die rechtliche, funktionale (i.e. defensive) und ökonomische Kategorien verknüpft. De facto und de jure ist es eine etwa 19 km lange, 20 bis 45cm tiefe Hecke aus Hainbuchen, Weißdorn und Brombeer, der sich ein Wall und zwei Gräben vorlagern, die das extramurale Gebiet der Stadt Höxter ausgrenzen. Aber diese Ausgrenzung, die vornehmlich bestimmte Gerichtsrechte garantierte, implizierte keine geschlossene Rechtssoheit, was den territorialen Status der Feldmark, besonders im Bereich des Wasserrechts komplizierte. Die gesamte konfigurative Struktur der Feldmark läßt sich, wie Rüthing es tut, nur in Begriffen beschreiben, in denen sich haus- und stadtwirtschaftliche, territoriale und sozio-ökonomische Aspekte (etwa bei den Pachtverhältnissen, als vertraglichen Rechts) überlagerten. Die Lokalisierung des Richtplatzes mit Rad und Galgen

gewinnt in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung durch die beständige Überschaubarkeit der Feldmark.

Die rechtliche Dimension des städtischen Raumes implizierte tatsächlich ganz generell dessen ständige Aktualisierung, vornehmlich im Prozeß. Im Alltag der meisten frühneuzeitlichen Städte deklinierten die Begehung, die einfache Beschau solche räumliche Wahrnehmungsmuster vom Viertel, über die Straße bis auf die einfache Bude durch. Strittige Parzellen unter der Mauer, soweit die Prozesse dokumentiert sind, zeigen häufig wie sich komplexe Nachbarschaftsverhältnisse entwickeln, die bisweilen formal dieselbe Rechtsqualität haben, wie sie die Streitereien mit einem benachbarten Territorialherrn in der Feldmark zu erkennen geben, während die Verwaltung von Wasserläufen, den organischen, richtiger: ökologischen Zusammenhang des räumlichen Gebildes Stadt (Rouen, Bologna etc.) mit denselben Aspekten rechtlicher Durchsetzbarkeit, folglich juristischer Abgrenzung in den Blick rückt.

Wie eng der städtische Raum in der frühen Neuzeit über Ein- und Ausgrenzungen rechtlich und sozial integriert ist, zeigen darüber hinaus die inzwischen relativ zahlreich vorliegenden Analysen von Brüchtenregistern, die häufig lange Zeiträume betreffen. Sie veranschaulichen, auf Hörweite des Familienstreits, die strukturelle Streitbereitschaft, die den städtischen Raum gleichsam über Zaun und Mauer strukturiert.

3. Vom Umgang mit der Grenze

Die rechtlichen Umgangsformen mit der Grenze antworten häufig auf einen vorgelagerten Gebrauch von voluntaristischen oder unabweisbaren Grenzziehungen, die das Sozialverhalten urbaner Bevölkerungen richtiggehend kanalisieren. Etienne Françoise hat dieses Problem vor nicht kurzer Zeit am Beispiel Augsburgs unter dem Stichwort der "Unsichtbaren Grenze" thematisiert.

Der Reiz dieser äußerst interessanten, soliden Untersuchung liegt für mein Empfinden in dem natürlicherweise nicht ganz vorurteilsfreien Blick von außen, der das Problem der Grenz-ziehung, zumindest kognitiv, steigert. Das geht nicht, wie mir scheint, ohne einige allzu irenische Aspekte ab, die den deutschen Konfessionalisierungsprozeß gegenüber der problematischen französischen katholischen Erneuerung des 17. Jahrhunderts allzusehr aufwerten. Diese perspektivische Brechung ist aber nicht nur von Nachteil. Sie sensibilisiert im Gegenteil den Autor für das Problem des "Umgangs mit Grenzen", das sich in Begriffen einer historischen Analyse eben nicht allein auf die uns allen seit Martin Heckel vertrauten kirchen- und staatsrechtlichen Kategorien reduzieren läßt. Die Brechung eines *more theologico / more politico* geführten Diskurses in den rekonstruierten Sachverhalten demographischer Verhaltensmuster liefert völlig neue Kriterien für die Analyse der prozessualen Aspekte des Umgangs mit der Grenze im städtischen Raum. Gleichzeitig schließt sie weite andere Quellenbereiche heuristisch auf.

Freilich wird unter diesen Prämissen jede Quelle gleichsam doppelt gelesen, aus jedem Faktum ein Indikator. Hier könnte es reizvoll erscheinen, die kriteriologischen Seiten der Schlußverfahren etwa bei der Interpretation stratigraphischer Erhebungen mit denen topographischer oder sozialhistorischer Art zu vergleichen, um die Stringenz der Interpretationsmuster zu testen. Für den Umgang mit innerstädtischen Grenzen haben wir dafür inzwischen für die frühe Neuzeit zahlreiche gründliche Analysen, wie die von Arlette Farge oder Martin Dinges, zu Armut und Polizei, die rechtliche und soziale Kriterien kreuzen. Wir wissen sehr viel weniger über die Realität des städtischen Raums im Rahmen munizipalen bzw. administrativen Ermessens, das die Handlungsperspektive aller Beteiligten einbezieht. Die wichtigsten Beiträge dazu sind sicherlich die Michael Sonenschers, die sich mit der Situation der Gesellen in der Stadt beschäftigten. Sie bauen Szenarien des Umgangs mit sozialen und innerstädtischen Grenzen auf, die sich der Reduktion auf allzu einfache Erklärungsschemata entziehen. Die Moral- und Sozialstatistik des beginnenden 19. Jahrhunderts, die

bisher weitgehend unausgewerteten Bestände philanthropischer Vereine könnten dafür zahlreiches Material liefern...

Wie dem auch sei - Phänomene, die sich zunächst nur über mittelbare Indikatoren erschließen lassen, führen damit auf jeden Fall auf anthropologische Fragestellungen, die in der vergleichenden Stadtgeschichtsforschung bisher insgesamt eine eher geringe Rolle gespielt haben. Das gilt nicht, wie wir alle wissen, für die bedeutenden Untersuchungen zum 16. und 19. Jahrhundert aus der Feder anglo-amerikanischer Historiker. Es wäre deswegen umso reizvoller, zu wissen, ob sich solche Zugriffe verallgemeinern lassen.

4. Reale und imaginäre Grenzen

Die meisten und die erfolgreichsten Versuche städtische Segregationsprozesse zu interpretieren, zehren in der Tat von solchen Verallgemeinerungen, ohne sich das immer einzugestehen. Das gilt für die im 18. Jahrhundert äußerst erfolgreichen medizinischen Topographien, für Riehls und Le Plays Interpretationsschemata oder die Anleihen der Schichtungstheorien des frühen 19. Jahrhunderts bei der entstehenden Geologie und physischen Erdkunde. Der methodische und heuristische Nutzen solcher Thesen besteht im Nachhinein gesehen zumindest darin, daß sie komplexere Interpretationsmuster geradezu herausfordern.

Zu den neueren Versuchen den gesamten städtischen Raum unter der Fragestellung seines langfristigen sozialen Wandels zu untersuchen, gehört Jean-Pierre Bardets Arbeit über Rouen im 17. und 18. Jahrhundert, die den Untertitel "Les mutations d'un espace social" trägt. Daß Rouen nach einigen heftigen Krisen im letzten Viertel des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts eher eine langsame Entwicklung kannte, macht diese vornehmlich demographische Untersuchung zugleich äußerst interessant und ihre Interpretation schwierig. Die völlige Entkoppelung des süd-östlichen Viertels Martainville, das seit dem 14. Jahrhundert zu den aktivsten Industrievierteln der Stadt gehörte, bleibt besonders schwer zu erklären. Le Pecq de la Cloture gibt in seiner medizinischen Topographie der Normandie in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine beeindruckende Schilderung des Zustand des Viertels:

qui est rempli d'un Peuple, qu'on croirait étranger au climat de Rouen. Les hommes et les femmes y ont des habitudes à peu près uniformes fréquentant ensemble les cabarets, boivent beaucoup d'eau de vie: ils sont mal colorés, ont la peau basanée, noire, sont maigres et annoncent assez la misère qui règne dans leurs habitations humides et malpropres.

Die Unterschichten sind bis in ihren Körper durch die Situation eines Stadtviertels gezeichnet, die am Ende des Jahrhunderts einer Aufgabe des Viertels gleichzukommen schien.

Bardet interpretiert diesen Sachverhalt vornehmlich vor dem Hintergrund makro-ökonomischer Entwicklungen, die die ländliche Protoindustrie und die manufakturiellen, vorindustriellen Vororte der Stadt, wie sie Arthur Young in seinem Reisetagebuch beschrieben hat, begünstigen. Das städtische Schicksal scheint eng mit den allgemeinen Entwicklungstrends der Gesamtgesellschaft verknüpft. Ohne Bardets Interpretation völlig auszuschließen, hat eine Pariser Magisterarbeit gezeigt, daß paradoxerweise das sozialfürsorgliche Interesse der Stadt an dem Niedergang des Viertels nicht ganz unbeteiligt war. Um der hungernden und arbeitslosen Bevölkerung aufzuhelfen, wurde sie am Bau einer Umgehungsstraße beteiligt, die das Viertel einer wachsenden sozialen Kontrolle unterwarf und schließlich verkehrstechnisch isolierte. Eingriffe in das hydrographische Netz des alten Färber- und Gerberviertels unterblieben, das Viertel verkam, während sich in nächster Nähe die Lager und Geschäfte von Verlegern ausbreiteten, die die freigesetzten Arbeits-

kräfte eines unzünftigen Milieus auszunutzen verstanden.

M.a.W. städtische Phänomene lassen sich nicht von einander überkreuzenden Intentionen, planerischen Absichten und Projektionen lösen. Die Stadt ist in Wirklichkeit der Ort par excellence, in dem sich so etwas wie eine zu Stein gewordene Intersubjektivität beobachten läßt. Jean-Claude Perrots Plädoyer für eine "Hermeneutik des städtischen Raums" setzt an eben dieser Beobachtung an.

Zum Teil eingelöst hat dieses Programm der amerikanische Stadthistoriker John M. Merriman in seiner gerade in französischer Übersetzung erschienenen Untersuchung über französische Vorstädte zwischen 1815 und 1870. Merriman liefert eine eindrucksvolle, erschreckende Blütenlese der Projektionen, die die Wahrnehmung der Vorstädte strukturieren und die militärischen Berichte unablässig zu den Fragen der Beherrschbarkeit der Situation, ggf. unter dem besten Schußwinkel, zurückkehren lassen. Aber diese kognitive Grenze hat reale Entsprechungen, die sich in der Konkurrenz des kleinen Handwerks in Beziehungen von Angesicht zu Angesicht ausdrücken und häufig im Handgemenge enden. Umgekehrt zeigt die systematische Untersuchung der zahlreichen Situationen quer durchs Land, welche Bedeutung den Versuchen beikam, in den Vorstädten neue Kirchen zu bauen, Schulen und Lesezirkel einzurichten. Allen Projektionen zum Trotz bezeichnete die Grenze zwischen Stadt und Faubourg offensichtlich noch eine, wenn auch häufig beängstigende Nachbarschaft, für die sich die "Grenze" noch als "offene Grenze" verstehen ließ, deren bisweilige Überschreitung im Übrigen zu den Selbstversicherungsstrategien der städtischen Bourgeoisie gehörte.

5. Zusammenfassung und Schluß

Die Spannung zwischen Grenze und Grenzüberschreitung läßt sich nicht von der Entdeckung der Großstadt zum Ende des 18. Jahrhunderts trennen, auch wenn sie als solche viel älter ist. Hogarths Bild der Londoner Zustände fixiert zum ersten Mal, was im kommenden Jahrhundert den Roman der Stadt wie einen roten Faden durchzieht. In Deutschland gibt Lichtenberg davon in einem Brief an Ernst Gottfried Baldinger v. 10. Jänner 1775 ein überscharfes Bild, das die Schnittstelle zwischen die Individuen auf der Straße legt.

"Man wird alle 19 Schritte angefallen, zuweilen von Kindern von 12 Jahren, die einem gleich durch die Anrede die Frage ersparen, ob sie auch wüßten was sie wollten. Sie hängen sich an einen an, und es ist oft unmöglich von ihnen los zu kommen, ohne ihnen wenigstens etwas zu schenken. Sie packen einen zuweilen auf eine Art an, die ich Ihnen dadurch deutlich genug bezeichne, daß ich sie Ihnen nicht sage. Dabei sehen sich die Vorbegehenden nicht einmal um, da ist liberty und property."

Literaturhinweise

GIANNINI, Humberto : La "Réflexion" quotidienne. Vers une archéologie de l'expérience, Préface de Paul Ricoeur, Paris 1992.

MERRIMAN, John: French cities in the 19th century, London 1982

RÜTHING, Heinrich: Höxter um 1500, Analyse einer Stadtgesellschaft, Paderborn 1986

FRANÇOIS, Etienne: Protestants et catholiques en Allemagne. Identité et pluralisme - Augsburg, 1648-1806, Paris 1993 (dt. Ausgabe unter dem Titel: Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg, 1648-1806, Sigmaringen 1991 (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, 33)

DINGES, Martin: Stadtarmut in Bordeaux (1525-1675), Bonn 1988

SONENSCHER, Michael: "Work and Wages in Paris in the 18th century", in: Manufacture and factory in Town and Country before the factory, hg. v. M. Berg et al., Cambridge 1983

BARDET, Jean-Pierre: Rouen au XVIIe et XVIIIe siècles, Les mutations d'un espace social, Paris 1983, 2 Bde.

DUCASSE, Frédérique: Urbanisme et structures sociales à Rouen (XVIIe-XVIIIe siècles), Mémoire de Maîtrise Paris 7, 1994 (Typoskript)

PERROT, Jean-Claude: Génèse d'une ville moderne: Caen au XVIIIe siècle, Paris 1975, 2 Bde.

MICHAEL JANSEN
GRENZEN UND STADT IN DER INDUS-ZIVILISATION

Festvortrag am 24.6.1994 im Historischen Seminar der Universität Münster
Zusammenfassung

Allgemeine Einführung

Unter 'Indus Zivilisation' wird, vereinfacht ausgedrückt,¹ die Phase der Harappa-Kultur (reife Harappa-Kultur) im Nordwesten des Indischen Subkontinents verstanden, die etwa zwischen 2500 und 2000 v. Chr. durch die Existenz einer Schrift bestimmt war.

War das erweiterte Indus² zur Zeit der frühen Harappa-Kultur in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausend bereits durch die materiellen Hinterlassenschaften der Kot-Diji-, Amri-, Sothi- und Hakra-Kultur vor allem in seinen Randgebieten als Siedlungsgebiet identifiziert, so scheint eine intensive Ausdehnung über diese Grenzen hinaus zur Zeit der Indus-Zivilisation stattgefunden zu haben. Offensichtlich die Berge Baluchistans westlich des Indus sowie die Wüste Thar östlich des Indus meidend, wurden in kurzer Zeit im Osten die geographischen Räume des Indus-Yamuna Doab nordöstlich des Indus und südöstlich, in Fortsetzung des 'Eastern Nara' (Ghaggar Hakra) Inseln im 'Runn of Kutch' sowie die Halbinsel Saurashtra besiedelt. Westlich des Indus ist bisher eine Ausdehnung lediglich entlang der Makranküste zu beobachten. Die harappazeitliche Siedlung Shortugai (H.P. Francfort) im heutigen Badakhshan, ca. 600 km von der nächst näheren Siedlung im Punjab entfernt, stellt bis heute ein isoliertes Einzelphänomen dar. Zur Zeit der größten Ausdehnung umfaßte die Indus-Zivilisation mit bisher über tausend identifizierten Siedlungen mehr als eine Million Quadratkilometer besiedelter Fläche. Der Entwicklungsprozeß von der frühharappazur reifharappazeitlichen Phase³ (Indus-Zivilisation) ist unter anderem geprägt von der außerordentlichen Flächenzunahme einiger Siedlungen, von denen Mohenjo-Daro mit mindestens 100 Hektar die größte ist.⁴

Grenzen des Siedlungsraumes

Die Verteilung materiell ähnlicher Hinterlassenschaften über einen geographischen Raum definiert nach allgemeiner Auffassung in der Vorgeschichte auch den Raum eines Kulturphänomens. Für das Indus ist die Frage zu stellen, was seit dem ausgehenden vierten Jahrtausend, durch Mehrgarh VI, Amri I, Kot Diji und Hakra bestimmt, geschah. Die verschiedenen Siedlungszonen der jeweiligen Kulturen sind bereits 1971 hinreichend von R. Mughal zum ersten Mal bestimmt worden. Auch die neuesten Grabungen in Harappa (M. Kenoyer, R. Meadow) sowie die Grabungen in Nowsharo (J.-F. und K. Jarrige) haben kein klareres Bild als bisher bekannt von der schließlich maßgebenden Entwicklung der späten frühharappazeitlichen zur frühen reifharappa-

1. Siehe hierzu etwa Jansen, M. 1993c

2. Mughal, R. 1971

3. Early- mature harappan

4. Auch die neueste Entdeckung, Kotada (Dholavira), auf der Insel Kutch ist flächenmäßig kleiner.

zeitlichen Kultur aufzeichnen können: Nirgendwo konnte bisher jene wahrscheinlich kurze Transitphase des Innovationsschrittes hin zur ersten Anwendung der Schrift und der Nutzung der so perfekt hergestellten Siegel, zur regelmäßigen Einbringung der zylindrisch gemauerten Brunnen sowie des gesamten Wasserluxus usw.



Abb. 1: Zitadellbereich mit erhöhter Plattform

nachgewiesen werden. Mit der vergleichsweise riesigen Stadt Mohenjo-Daro, offensichtlich mit höchster Ingenieurkunst auf künstlichen Plattformen inmitten des aktiv alluvialen Industals errichtet, stellt sich die Indus-Zivilisation machtvoll dar (Abb.1). Vergleichende Untersuchungen zur Siedlungsstruktur weisen diese Stadt als das Zentrum aus, über das die Indus-Zivilisation in ihrer gewaltigen Ausdehnung bis hin zu den peripheren Siedlungen gesteuert wurde. Dabei scheint die nun intensive Nutzung der Wasserwege von primärer Bedeutung gewesen zu sein. Die 'urbane Revolution' Child'scher oder auch Witfogel'scher Prägung wurde - zumindest im Industal⁵ - offensichtlich durch die Verlagerung vom Landtransport auf den Wassertransport mitverursacht.

Damit ist eine klare Zentrum-Peripherie Relation definiert, die sofort die Frage nach der 'Grenze', 'Begrenzung' zur Folge hat. Damit wird innerhalb des Entwicklungsprozesses die Phase der Ausdehnung angesprochen, ohne die der vorhergehenden Energie-Konzentration, notwendig zur Einleitung dieses Phänomens, angesprochen haben zu können. Expansion setzt Eindringen in fremde Räume voraus. Bisher ist völlig unerforscht, was in den Expansionsräumen der Indus-Zivilisation vor der Expansion existierte und wie die Expansion vor sich ging. Welche Motivation bestand zu diesem Vorgehen jener 'Indus-Leute', wie homogen waren sie als Gruppe? Woher kam die Population zur Besiedlung von mehr als 1000 Siedlungen, von denen die größeren über 10.000 Einwohner zählen konnten?

5. Untersuchungen zu Ägypten und Mesopotamien weisen in eine ähnliche Richtung: Nicht alleine die Fruchtbarkeit der alluvialen Täler, sondern auch das neue Transportmedium war für die sprunghafte Entwicklung (Expansion! Kommunikation über weite Entfernungen, Schrift usw.) verantwortlich.

Greg Possehl bezeichnete in einem seiner Aufsätze Lothal als Tor-Stadt (gate way town) und sprach damit das Problem der Grenze, das Problem von Innen und Außen an. Welche Funktionen hatten Grenz-Tor-Städte? Zum westlichen Bergland Baluchistans hin wissen wir, daß Siedlungen in den auslaufenden Flußtälern (etwa Gaj Naig) Verteidigungscharakter aufweisen, ebenso wie die Makransiedlungen Suktagen Dor und Sotka Koh. Grenzsiedlungen nach Osten dagegen scheinen eher jenen 'Tor'-Charakter gehabt zu haben, der durchaus auch mit Handel verbunden gewesen sein mag.⁶ Auch wurde bisher nicht untersucht, ob sich 'Nicht-Indusleute' in Indus-Siedlungen aufhielten; Berichte etwa über Keramik erwähnen nur die harappazeitlichen Anteile.

Aus den bisher äußerst geringen Informationen zu den Siedlungsgrenzen der Indus-Zivilisation scheinen jedoch schon folgende Aussagen möglich:

- Grenzen scheinen in verschiedenen Zonen verschieden ausgebildet gewesen zu sein. Während man sich im süd-westlichen Grenzgebiet hin zu den Bergen eher nach außen (gegen die Berge) absichern wollte,⁷ sind die westlichen Täler der Kachhi-Ebene, des Gomals sowie des Bannu integriert, ja wirtschaftlich intensiv genutzt. Allerdings findet hier über die Täler hinaus auch nicht die systematische Einbeziehung der Bergregionen statt. Handelswege nach Quetta und weiter nach Westen sind zwar offen, werden aber zur Zeit der Indus-Zivilisation kaum noch genutzt; der Seeweg entlang der Küste war offensichtlich sicherer und bevorzugt. Der Handelsweg, vermutlich über den Khaiberpaß nach Shortugai, Badakhshan und weiter nach Zentralasien ist völlig unerforscht.
- Die östlichen Grenzen scheinen transparenter gewesen zu sein. Hier sind Expansionsbewegungen sowohl nordöstlich in Richtung Ganges als auch südöstlich nach Saurashtra zu beobachten. Eine klare Siedlungsgrenze ist nicht zu beobachten, die Indus-Zivilisation scheint vor allem im Norden in die östlichen Gebiete zu diffundieren.

Weitere Forschung ist notwendig, etwa zur Siedlungstypologie aber auch zur Zusammensetzung des Assemblage (etwa: Existenz harappa-fremder Produkte) in Grenzorten, um das Thema 'Stadt und Grenze' im Sinne von 'Siedlungsraumgrenze' konkreter zu fassen.

Grenze und Stadt

Etwas besser zeigt sich das Bild bei der Abhandlung 'Grenze und Stadt' im Verhältnis zur eigentlichen Siedlungsbegrenzung.

Spätestens mit Stuart Piggott (1945) zeichnete sich ein Bild homogener Stadtformen ab, das später von Mortimer Wheeler in extenso propagiert wurde (1953). Der Vorstellung städtischer Formen mit einer Zitadelle im Westen und einer Unterstadt im Osten ist man lange Zeit gehorsam gefolgt. Sie könnte auch für einige Siedlungen zutreffen wie Mohenjo-Daro, und Kalibangan. Für Dholavira (auch für Lothal) trifft sie nicht zu. Hier befindet sich ein erhöhter Bereich innerhalb eines

6. Bisher gibt es noch keine Untersuchungen zu möglichen Diffusionen materieller Erzeugnisse im 'Nicht-Indus-Zivilisationsgebiet' (jenseits der Grenzen). Man weiß nicht, welche Kulturen sich dort befanden und ob Beziehungen existierten.

7. Diese Absicherung geschieht bis heute, da Invasionen immer von Westen erfolgten (Veder (Arier?), Hunnen, Mahmud von Gazni, Moghuln etc.).

befestigten Siedlungsquadrats. Seit neuestem wird sie für Harappa (M. Kenoyer) in Frage gestellt.⁸

Die äußere Grenze reifharappazeitlicher Siedlungen ist, soweit bisher feststellbar, immer eine (angenähert) orthogonale (romboide) Einfassung, meist als Einfassungsmauer ausgebildet. Siedlungen der Kot-Diji Zeit mögen ebenfalls eingefaßt gewesen sein (Harappa (frühharappazeitlich unter Zitadelle)? Kot Diji). Eine genaue Abgrenzung hin zum regelhaften Vorkommen von Siedlungseinfassungen von der frühen Harappazeit zur reifen Harappazeit ist derzeit noch nicht untersucht.

In Mohenjo-Daro erfolgte die Einfassung zweifelsfrei durch die Errichtung gewaltiger Erd-Unterbauten, von Lehmziegelfassungen gehalten und vermutlich außen durch Ziegelsteinschürzen geschützt. Berechnungen haben ergeben, daß allein für die Errichtung der 'Zitadelle' 400.000 Kubikmeter Erde bewegt werden mußten (Abb.1). Für die 'Unterstadt' mußten mindestens weitere 3 Millionen Kubikmeter zu einer künstlichen Plattform geformt werden. Im Abwesenheit natürlicher Erhebungen nahe dem Indus am Siedlungsort Mohenjo-Daro war der Bau von künstlichen Plattformen notwendig, um Siedeln nahe dem Indus über längere Zeiträume zu ermöglichen: Jährlich trat der Indus bis zur ersten Eindeichung durch die Engländer im späten 19. Jh. über die Ufer und überschwemmte das untere Industal kilometerweit nach Eintreten der Schneeschmelze im Himalaja ab Juli für mehrere Monate. Mohenjo-Daro war somit jährlich, sollte es Dammstraßen nicht gegeben haben, nur mit dem Boot erreichbar, was wohl nicht unbeabsichtigt war, da der Indus ja das Verkehrsrückrat der Zivilisation bildete. Bodenbohrprofile haben eindeutig gezeigt, daß der Ton (Silt) zur Errichtung der Plattformen und zur Herstellung der Ziegel aus der unmittelbaren Umgebung der Plattformen stammte. Das Volumen des Aushubs zur Errichtung der Plattformen genügte, um Gräben von 50 Metern Breite und 5 Metern Tiefe entstehen zu lassen. Nach Rückgang der jährlichen Fluten blieben diese Aushubbereiche wassergefüllt. Es ist zu vermuten, daß die Begrenzung der Siedlungsbereiche somit aus einem geschlossenen Wassergraben und einer sich ca. 5 Meter über die Ebene erhebenden Plattform bestand. Der Wassergraben muß im Norden und Süden, wo die großen Straßen der innerstädtischen Erschließung endeten, durch auf das Niveau der Ebene herunter führende Rampen unterbrochen gewesen sein. Überbrückungen sind vor dem Hintergrund der bisher bekannten Bautechnologie nur schwer vorstellbar. Die derartige Begrenzung des städtischen Siedlungsraums mag die hohe Siedlungsdichte der Häuser erklären, wie sie archäologisch nachweisbar ist.

Die großen Nord-Südachsen etwa der First Street und das Fehlen von signifikanten Ost-Westachsen unterstützt den hochbegrenzten Zugang. Die Unterteilung in eine 'Zitadelle'⁹ und 'Unterstadt' ist unabhängig von der Problematik der Begrifflichkeit insofern signifikant, als er offensichtlich existiert. Tatsächlich befindet sich auf der 'Zitadelle' Sonderarchitektur wie das 'Große Bad', der 'Kornspeicher' und die 'Versammlungshalle' (Abb.2). Auch weisen hier die Brunnen im Durchschnitt einen viel größeren Durchmesser auf (dafür sind es auch weniger). Nimmt man etwa die Siegel oder die Terrakottafigürchen als Zeichen für Signifikanzen, so finden sich hier im Durchschnitt viel weniger Objekte als in der 'Unterstadt', das Verhalten ist also, linear betrachtet, im Verhältnis zur Architektur gegenläufig. Trotzdem ist die Ausgrenzung dieses Bereiches zusammen mit den Attributen 'zusätzliche Erhöhung' und 'Sonderarchitekturen' als etwas Besonderes zu interpretieren, nur sind derzeit weder besondere weltliche noch sakrale Machtkomponenten feststellbar. Unter der Annahme der Wasserverehrung (Nutzung des Wassers für rituelle Waschun-

8. Kenoyer meint, ein Stück der Stadtbefestigung ca. 100 m nördlich der Zitadelle gefunden zu haben (persönliche Mitteilung).

9. Terminus von Mortimer Wheeler eingeführt, der darin eine militärische Anlage sah. Dieser Ansatz ist nicht weiter belegbar.

gen) wäre das 'Große Bad' besonders hervorzuheben.

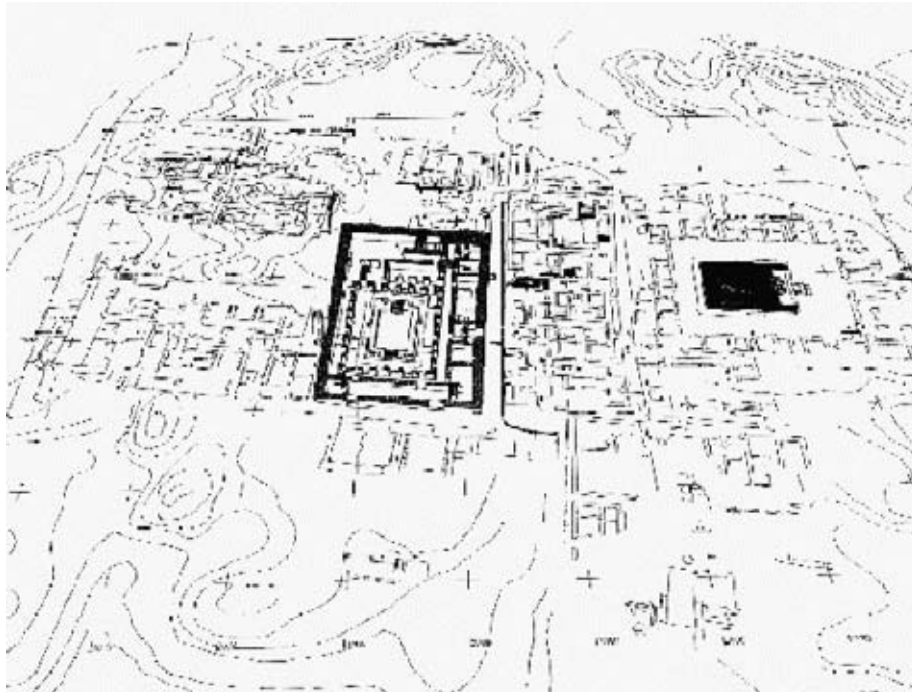


Abb. 2: Mohenjo-Daro, Zitadellbereich

Im Bereich der Unterstadt könnten (Sozial)-Grenzen in Form von Gruppenbindungen erkannt werden, kleinere Hauskluster, die sich um ein jeweils größeres gruppieren. Interpretiert man simplifizierend großes Haus = reiche Leute, kleines Haus = arme Leute, so ergeben sich Sozialmuster, die dahingehend gedeutet werden könnten, daß ohne monotone Bereichsgewichtung (etwa: Osten reiche Leute etc) Sozial- (Ökonomie?)-Kluster über die 'Unterstadt' verteilt waren. Ein solcher Ansatz müßte durch erweiterte Untersuchungen zu den Kleinfunden, Zugang zu Brunnen etc. gestützt werden und könnte Aufschlüsse über das Sozialverhalten vermitteln.

Ohne Zweifel ist auch die Indus-Zivilisation und ihre Siedlungen mit einer reichen Schichtung von 'Grenzen' versehen. Vor dem Hintergrund archäologischer Quellenlagen, wie wir sie hier vorfinden, sind differenzierte Aussagen kaum möglich. Das vorhandene Material könnte jedoch bei entsprechender Fragestellung weitmehr erschlossen werden.

Dazu ist jedoch - mal wieder - mehr Forschung notwendig.

Literatur

- AGRAWAL, D.P. 1979: Essays in Indian Protohistory. Delhi
- CHAKRABARTI, D.K. (EDS.), ARDELEANU-JANSEN, A. 1993: Die Terrakotten in Mohenjo-Daro. Eine Untersuchung zur keramischen Kleinplastik in Mohenjo-Daro, Pakistan (ca.2300-1900 v.Chr.) Aachen University Occasional Papers, Aachen PHD Diss.
- CHAKRABARTI, D.K. 1979: Size of Harappan Settlements. in: Agrawal, D. P.& Chakrabarti, D. K.(eds), Delhi: 205-15
- CHILDE, V.G. 1934: New Light on the Most Ancient East. London
- CHILDE, V.G. 1950: The Urban Revolution. in: TPR XXI: 3-17. Univ. of Liverpool
- CLASSEN, J.M. 1978: The Early State. Mouton, the Hague
- SKALNIK, P. (eds), DALES, G.F. 1986: Excavations at Mohenjo-Daro, Pakistan: The Pottery. Philadelphia
- FLAM, L. 1981: The Paleography and Prehistoric Settlement Patterns in Sind, Pakistan (Ca. 4000 - 2000 B. C.). Ph. D. Dissertation University of Pennsylvania, Philadelphia
- FRANCFORT, H.P.: The Early Periods of Shortugai (Harappan) and the Western Bactrian Culture of Dashedly. In: SAA 1981, Berlin: 170-75
- GHOSH, A. 1973: The City in Early Historical Context. Simla
- JANSEN, M. 1981: Settlement Patterns in the Harappa Culture. In: SAA 1979 Berlin: 251-270
- JANSEN, M. 1984, URBAN, G. (eds.): Interim Reports Vol. 1. Reports on Field Work Carried out at Mohenjo Daro Pakistan 1982-83. Is MEO-Aachen University Mission. Aachen
- JANSEN, M. 1984b: Theoretical Aspects of Structural Analyses for Mohenjo-Daro. in: Jansen, M., Urban, G. (eds.) 1984a: 39-62
- JANSEN, M. 1986: Die Indus-Zivilisation - Wiederentdeckung einer frühen Hochkultur. Dumont Dokumente "Archäologie", Köln
- JANSEN, M. 1987a, URBAN, G. (eds): Interim Reports vol. 2. Reports on Fieldwork Carried out at Mohenjo-Daro, Pakistan, 1983-84. Is MEO-Aachen University Mission. Aachen
- JANSEN, M. 1987b: Vergessene Städte am Indus. Frühe Kulturen in Pakistan vom 8. bis 2. Jt. Katalog zur Ausstellung. Mainz
- JANSEN, M. 1989: Some Speculations Regarding the forma urbis Mohenjo Daro. In: SAA 1985 Aarhus
- JANSEN, M. 1991a: The Concept of Space in Harappan City-Planning: Mohenjo-Daro. In: Proceedings of International Seminar Inner and Outer Space, 1986 New Delhi
- JANSEN, M. 1991b: Forgotten Cities of the Indus. Mainz
- MULLOY, M. URBAN, G.: (Englische Ausgabe des Ausstellungskataloges 1987)
- JANSEN, M. 1993a: Mohenjo-Daro: Type Site of the Earliest Urbanization Process in South Asia. In: Spodek, H.; Srinivasan, D. 1993: 35-52
- JANSEN, M. 1993b: Stadt der Brunnen und Kanäle. Mohenjo-Daro, Wasserluxus vor 4500 Jahren. Schriftenreihe der Frontinus-Gesellschaft. Supplementband II. Bergisch Gladbach
- JANSEN, M. 1993c: Pre-, Proto-, Early-, Mature-, Urban-, Late-, Post-Harappan: Linearity, Multi Linearity: "Babylonian Language Confusion" or Ideological Dispute? In: SAA 1991: 135-148

- JANSEN, M. 1994a: Stadt und Macht in der Indus Zivilisation. In: Städtische Formen und Macht. Veröffentlichungen der interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft Stadtkulturforschung IAS, Aachen: 79-88
- JANSEN, M. 1994b: Stadt und Macht: Überlegungen zu einer vergleichenden Stadtuntersuchung. In: Stadt und Macht. Veröffentlichungen der interdisziplinären Arbeitsgruppe Stadtkulturforschung IAS, Aachen:7-21
- JARRIGE, J.F. 1993a: The Early Architectural Tradition of the Greater Indus as Seen from Mehrgarh, Baluchistan. In: Spodek, H. Srinivasan, D. (Eds.) 1993: 25-34
- JARRIGE, J.F. 1993b: The Question of the Beginning of the Mature Harappan Civilization as Seen from Nausharo Excavations. In: SAA 1991:149-164
- KOHL, P. 1979: The 'World-Economy' of West Asia in the Third Millennium BC. In: SAA 1979 Taddei, M. (ed.): 55-85, Naples
- MARTINDALE, D. 1958: Max Weber The City. London, New York
- MUGHAL, R. 1971: The Early Harappan Period in the Greater Indus Valley and Northern Baluchistan (ca. 3000- 2400 B. C.). Ph. D. Dissertation University of Pennsylvania. Ann Arbor, Michigan
- POSSEHL, G. 1979: Ancient Cities of the Indus. New Delhi
- POSSEHL, G. 1982a: Harappan Civilization. New Delhi (Ed.)
- POSSEHL, G. 1993: The Date of Indus Urbanization: A Proposed Chronology for the Pre-Urban and Urban Harappan Phases. In: SAA 1991: 231-250
- SARCINA, A. 1978-79: A Statistical Assessment of House Patterns at Moenjo-Daro. In: Mesopotamia XIII-XIV: 155-199, Torino
- SPODEK, H. 1993, SRINIVASAN, D, (Eds.)Urban Form and Meaning in South Asia: The Shaping of Cities from Prehistoric to Precolonial Times. Washington
- THAPAR, B.K. 1975: Kalibangan, a Harappan Metropolis Beyond the Indus Valley. In: Expedition, Winter: 19-32
- TOSI, M. 1979: The Proto-Urban Cultures of Eastern Iran and the Indus Civilization. Notes and Suggestions for a Spatio Temporal Frame to Study the Early Relations Between India and Iran. In: SAA 1977, Naples: 149-172
- VATS, M.S. 1940: Excavations at Harappa. 2 Vols. Calcutta
- WEBER, M. 1964 (1921): Wirtschaft und Gesellschaft. Köln-Berlin
- WHEELER, SIR M. 1953: The Indus Civilization. Cambridge
- WITTFOGEL, KARL A. 1977: Die orientalische Despotie. Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht. Köln

DETLEF BRIESEN, SIEGEN

**DIE SYMBOLISCHEN GRENZEN DER STADT-
STÄDTISCHE IDENTITÄTSKONSTITUTION AM BEISPIEL DER ZWILLINGSSTADT
DÜSSELDORF-KÖLN IN DEN LETZTEN ZWEI JAHRHUNDERTEN**

"BAP-Konzert mit Toten Hosen", so titelte kürzlich das Köln-Düsseldorfer Boulevardblatt "Express".¹ Während eines Konzertes des Kölner Altrockers Wolfgang Niedecken waren auch die Düsseldorfer, zur Zeit wahrscheinlich die erfolgreichste Musikformation der Republik, aufgetreten. Gleichsam zur Revanche für die 'Hosen'-Titel 'Ich bin froh, daß ich kein Kölner bin' und 'Kölner' (frei nach Herbert Grönemeyer) trug Niedecken bei dieser Gelegenheit seine - selbstverständlich 'anti-Düsseldorfer' - Version des 'Hosen'-Hits 'Tausend gute Gründe' vor. In einem später zum regionalen Dauerthema Köln-Düsseldorf geführten Interview erklärte Niedecken: "Wer das hierernst nimmt, hat die Sache nicht kapiert. Darüber gibt es natürlich auch echt schlechte Witze - die Hosen machen gute."²

Ob nun hierernst oder nicht, die Witze zum Thema verweisen auf einen sozialen Tatbestand von einiger Tragweite und Bedeutung, der des weiteren im Mittelpunkt der Betrachtung stehen soll: auf den Versuch, in einem polyzentrischen urbanen Ballungsgebiet - der Rhein-Ruhr-Konurbation mit ihren acht bis vierzehn Millionen Bewohnern, zu dem beide Städte gehören - den Überblick zu behalten, Grenzen zu setzen. Um diese Funktion der Grenze, die Grenze mithin als eine kognitiv-emotionale Orientierungsleistung, soll es im folgenden unter einem langfristigen Blickwinkel gehen. Denn Niedecken und die 'Hosen' haben in ihrem Spiel mit den Stereotypen zu und Gegensätze über die beiden Städte, die kaum mehr als 30 Kilometer voneinander entfernt liegen, zum Ausdruck gebracht, was Georg Simmel beinahe 100 Jahre zuvor in einer wissenschaftlichen Zugriffsweise so formuliert hat:

"Nicht die Form räumlicher Nähe oder Distanz schafft die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit, so unabweislich dies scheinen mag. Vielmehr sind auch dies rein durch seelische Inhalte erzeugte Tatsachen, deren Ablauf zu ihrer Raumform in keinem prinzipiell ändern Verhältnis steht als eine Schlacht oder ein Telefongespräch zu der ihrigen - so zweifellos auch diese Vorgänge sich eben nur unter ganz bestimmten Raumbedingungen verwirklichen können. Nicht der Raum, sondern die von der Seele her erfolgende Gliederung und Zusammenfassung seiner Teile hat gesellschaftliche Bedeutung."³

Angelehnt an dieses aktuelle Beispiel soll daher im folgenden - bei gleichsam konstanter räumlicher Distanz - nach den Modifikationen und Wandlungen des Verhältnisses zwischen den beiden Städten in bezug auf die jeweiligen Grenzziehungen und Selbstthematizierungen gefragt werden. Kernthese ist dabei, daß es sich bei der oben angesprochenen, gegenläufigen 'identification of a place' nicht um ein vormodernes Relikt handelt, sondern um eine relativ junge 'Errungenschaft';

1. Siehe Express vom 20.4.1994.

2. Ebenda.

3. G. Simmel, Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig 1908, S.615. Dabei leugnet Simmel selbstverständlich nicht grundsätzlich die Bedeutung des chorischen Raumes. Zum Ausdruck kommt hier eher eine Auffassung über Umweltdetermination, die seit Franz Boas 'Possibilismus' genannt wird.

mithin um eine neuartige Form gesellschaftlicher Differenzierung, die wir eher als Folge der Dekorporierung durch die Moderne (und der Zeit nach dieser), denn als vormodernes Relikt begreifen sollten. Images, Leitbilder und Stereotypen haben - so eine vielleicht empirisch noch nicht genügend abgesicherte These - in diesem Prozeß weitgehend rechtliche und soziale Kriterien ersetzt: Die Einebnung von 'faktischen' Grenzen hat zur Errichtung neuer, 'symbolischer' geführt.⁴

Diese heutige Form gesellschaftlicher Strukturbildung, wie sie am Beispiel eingangs vorgeführt wurde, verweist daher auf tiefgreifende Prozesse der Dehierarchisierung und Neuformation der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Dieser Prozeß soll des weiteren dadurch erhellt werden, daß in einer Längsschnittbetrachtung einige Aspekte des Verhältnisses zwischen den beiden feindlichen Schwestern im Rheinland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ermittelt werden. Dabei wird selbstverständlich versucht, den oben bereits erwähnten Bierernst zu vermeiden, obwohl das Thema ernsthafter ist, als man vielleicht zunächst vermuten wird: Überkommene Stereotypen und tradierte Grenzen können überlokale, regionale Zusammenarbeit, deren Bedeutung voraussichtlich weiter zunehmen wird, behindern oder sogar blockieren. Allerdings wird auch das Bier, wie in einem Aufsatz über Aspekte 'deutscher' und speziell 'rheinischer' Identität kaum anders zu erwarten, noch eine wichtige Rolle spielen.

1. Einleitende Bemerkungen

Die historisch-sozialwissenschaftliche Forschung hat sich mit Phänomenen, wie sie oben skizziert wurden, noch nicht befaßt. Im Mittelpunkt des Interesses an Urbanismus und der urbanen Identität standen vielmehr vor allem zwei Fragenkomplexe: zum einen zum Urbanismus als Kernbestandteil sozialer und kultureller Normen und Rollen⁵ und zum anderen Fragen zu Charakteristika sowie der Erhaltung der Qualität des städtischen Lebens durch Schutz der 'bebauten Umwelt' in der Stadt.⁶

Allerdings ist es offensichtlich, daß diese beiden Forschungslinien, so bedeutsam sie ohne Zweifel sind, das Problemfeld städtischer Identität nicht vollständig erfassen. Denn auch die Spezifika und Charakteristika einzelner Städte oder des Städtischen im allgemeinen sind selbst Ergebnisse soziokulturellen Handelns und Kommunikation. Diese Feststellung führt uns mithin zum bisher weitgehend unbeachteten Phänomen der sozialen Konstitution städtischer Identität überhaupt wie auch der Einzigartigkeit einzelner Städte. Auch das, was als typisch und einmalig an einer Stadt gilt, ist das Ergebnis eines sozialen Prozesses. Beide obengenannten Aspekte des Urbanismus - Rollen bzw. Normen und bauliche Qualität - sind also entscheidend von Stereotypen, Phantasien und Images zur städtischen Umwelt beeinflusst. Um genauer zu sein: Stadt- und Metropolenphantasien, grundlegende Modelle und Wertvorstellungen über die städtische Umwelt, Leitbilder der Stadtentwicklung, Mental Maps gesamter Städte oder Stadtteile, sie alle sind wichtige Fakto-

4. Als ausgezeichnete Einführung unter diachroner Perspektive: J. Reulecke, Das Berlinbild: Was ist Imagination, was ist Wirklichkeit? in: G. Brunn/ J. Reulecke, Berlin... Blicke auf die deutsche Metropole, Essen 1989, 251-263, sowie im selben Band: R. Geipel, Das Image von Städten: München das neue Berlin? 147-177, (vor allem 156ff.). Aus geografischer Sicht: R. Geipel, Münchens Images und Probleme, in: München, ein sozialgeographischer Exkursionsführer, (= Münchner Geographische Hefte 55/56, 1987). Siehe ebenfalls: M. Bienert, Die eingebildete Metropole, Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Stuttgart 1992, und: D. Briesen, Berlin - die überschätzte Metropole, Über das System der deutschen Hauptstädte von 1850 bis 1940, Bonn/ Berlin 1992, siehe ebenfalls: G.J. Ashworth, J.E. Tunbridge, The Touristic-Historic City, London 1990.

5. Siehe vor allem: J. Reulecke, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt 1985.

6. Von großer Bedeutung und Einfluß: H. Häußermann/ W. Siebel, Neue Urbanität, Frankfurt 1987, 22- 32, W. Prigge (Hg.), Die Materialität des Städtischen, Stadtentwicklung und Urbanität im gesellschaftlichen Umbruch, Basel 1987.

ren, die Wahrnehmung und Verhalten, städtische Erfahrungen und damit Urbanismus jedweder Form überhaupt erst konstituieren.⁷ In toto ist städtische Identität daher zumindest zum Teil das Resultat auch sozial konstruierter kultureller Fiktionen, die nur mittelbar mit den Elementen der 'wirklichen' Wirklichkeit verknüpft sind: Sprachspiele im Sinne Wittgensteins, die es gestatten, die 'wirklichen' Elemente der Stadt wahrzunehmen, zu interpretieren und zu gestalten. Diese 'Spiele' sind jedoch, da es sich bei ihnen um wichtige Mittel handelt, um menschliche Orientierung zu ermöglichen, weder nutzlos noch überflüssig. Dies betonen auch die sozialpsychologischen Forschungen zu räumlichen Orientierungsleistungen, die mit dem Terminus des Kognitiven Kartierens operieren:

*"These shared cognitive maps are a pot pourri of fact and fiction, truth and distortion, broadminded views and prejudice. They form part of the common currency of expression in a culture and lie at the heart of much popular written and verbal communication."*⁸

Wenn also städtische Identitäten Resultate soziokultureller Prozesse sind, so läßt sich daher nach den sozialen Wurzeln derselben fragen. Offenkundig stammen auch die Grenzen, so wie sie hier interessieren, aus dem hegemonialen Wissenssystem, das vorrangig von Eliten bestimmt wird. Alle sozialwissenschaftlichen Studien zum Thema haben gezeigt, daß wir kaum mit Images und Stereotypen rechnen dürfen, die 'von unten' stammen. Auch die Grenze der Stadt wird 'von oben' bestimmt. In Abwägung der tiefen soziokulturellen Determiniertheit städtischer Stereotype und Images hat der Kölner Geograph Paul Reuber den bisherigen Wissensstand zusammengefaßt:

"1. Je höher die Maßstabebene, desto weniger entsteht Ortsbindung direkt durch eigene Alltagserfahrung (direkte Wahrnehmung), sondern indirekt, d.h. über Sekundärinformationen (Kommunikation oder Medien).

2. Je höher die Maßstabebene, desto abstrakter und weniger konkret ist dementsprechend auch das räumliche Abbild des Bindungsraumes in der Mental Map der Bewohner.

3. Je höher die Maßstabebene, d.h. je abstrakter die Raumvorstellung und je indirekter die Raumerfahrung, desto wichtiger werden notwendigerweise allgemein verbindliche, 'kollektive' Etiketten, Symbole und Images für die Entstehung und Speicherung von Ortsbindung. Die Ortsbindung an die Gesamtstadt muß daher v.a. als symbolische Bindung begriffen werden... Auch die Bindung an das Stadtviertel ist noch in weiten Teilen symbolisch."⁹

7. Der Sozialgeograph Peter Weichhart unterstützt diese Betrachtungsweise dadurch, daß er verschiedenartige Bedeutungen des Begriffes 'räumliche Identität' herausarbeitet. Nach Weichhart bedeutet städtische Identität zum einen, einen Ort zu identifizieren im Sinne eines 'identifying a place'. Zum anderen meint städtische Identität aber auch den sozialen Tatbestand, den Graumann als 'being identified/ or even/ identifying with one's environment (city, quarter, region etc.)' bezeichnet hat. In diesem Essay wird daher das Hauptaugenmerk auf jenes 'identifying a specific environment' gerichtet; die Untersuchung soll sich also auf einzelne Aspekte von Autostereotypen beziehen, nicht jedoch auf eine weitere Bedeutung von 'räumlicher Identität', die Graumann als 'being identified by someone else' bezeichnet hat. Vgl. P. Weichhart, Raumbezogene Identität, Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation, Stuttgart 1990, 14. Weichhart recurriert stark auf: C.F. Graumann, On Multiple Identities, in: International Social Science Journal 35, 1983, 309-321.

8. R.M. Downs/ D. Stea, Maps in Mind, Reflections on Cognitive Mapping, New York 1977, 103, dies ist selbstverständlich das Standardwerk zu den Mental Maps. Immer noch von einiger Bedeutung: R.M. Downs/ D. Stea (Hg.), Image and Environment, Chicago 1973. J.R. Gold, An Introduction to Behavioural Geography, Oxford 1980, D. Pocock/ R. Hudson, Images of the Urban Environment, London 1978, W.H. Ittelson (Hg.), Environment and Cognition. New York 1973, P. Gould/ R. White, Mental Maps, Harmondsworth 1974.

9. Vgl. P. Reuber, Heimat in der Großstadt, Eine sozialgeographische Studie zu Raumbezug und Entstehung von Ortsbindung am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel, (= Kölner Geographische Arbeiten 58, Köln 1993), 117.

Der Befund Reubers über das heutige Köln fügt sich ein in eine allgemeinere Entwicklungslinie der letzten 200 Jahre. Denn dieser Zeitraum, an dessen heutigem Ende sozusagen BAP und die 'Toten Hosen' stehen, zeichnet sich aus durch die Zunahme der Bedeutung von Informationen nicht aus erster, sondern aus zweiter Hand.¹⁰ Auch im Bereich städtischer Identität sind 'primäre' Erfahrungen mehr und mehr durch symbolische 'landmarks' ersetzt worden. Diese sollen der Grenzenlosigkeit der (post)modernen Stadt entgegenwirken. Die Grenzen der Stadt haben sich daher in diesem Zeitraum von rechtlich-sozialen Kriterien gelöst und sind zu Stereotypen, zu Leitbildern und Mental Maps geworden. Die Identifikation, die Begrenzung, eines Raumes wie der Stadt basiert daher heute hauptsächlich auf einem soziokulturellen Prozeß der Schaffung bzw. Zerstörung, sowie vor allem der Nutzung mehr oder weniger populärer Images und Stereotypen.¹¹ Nicht behauptet werden soll hier selbstverständlich, daß es vor der für Europa so entscheidenden 'Sattelzeit' zwischen 1750 und 1850 keine Stereotype über Städte gegeben habe. Hier wird nur die These vertreten, daß das Gewicht der letzteren seit etwa 1800 kontinuierlich zugenommen hat. Auch wird dieser Vorgang hier 'wertfrei' interpretiert, das heißt, es wird ebenfalls nicht behauptet, 'uneigentliche' Wahrnehmung habe 'eigentliche' ersetzt, sondern nur, daß die Bedeutung von Symbolen im Verhältnis zu 'wirklichen' Unterscheidungskriterien zugenommen hat. Was dabei 'wirklicher' und 'wahrhafter' ist, würde der Autor niemals behaupten entscheiden zu können.

2. Fallbeispiel: Die Zwillingstadt Düsseldorf-Köln als 'Metropole' des Rhein-Ruhr-Gebietes

Die wachsende Bedeutung der Stereotypen auch für die Grenzen der Stadt läßt sich gut an polyzentrischen Ballungsgebieten verdeutlichen. Besonders dort müssen Städte heute einmalig und unterscheidbar sein: Etwa um Investoren anzulocken oder um Orientierung in einem Wirrwarr von Städten, Stadtteilen, Einkaufszentren und Autobahnen zu ermöglichen. Von der Randstad Hollands einmal abgesehen, ist das nordrhein-westfälische Rhein-Ruhr-Gebiet mit seinen acht bis vierzehn Millionen Einwohnern vielleicht die wichtigste polyzentrische Stadt-Region West-Europas: Dies ist mit ein Grund dafür, warum hier mit Düsseldorf und Köln zwei Städte aus diesem Gebiet ausgewählt worden sind.

Die Rhein-Ruhr-Agglomeration ist durch einen hohen Grad der funktionalen Spezialisierung ihrer Teilbereiche charakterisiert:¹² Sie läßt sich unterteilen in das Ruhrgebiet (das selbst wiederum in mehrere Teilregionen gegliedert ist) und in die sogenannte 'Rheinschiene', ein Städteband, das hauptsächlich aus den jeweils dreißig Kilometer entfernten Städten Düsseldorf, Köln und Bonn

10. Unter grundsätzlicher Perspektive, allerdings auf Regionen bezogen: A. Giddens, *Time, Space and Regionalisation*, in: D. Gregory/ J. Urry, *Social Relations and Spatial Structures*, Basingstoke 1985, 265-295, Daneben: D. Gregory, *Geographical Imaginations*, Cambridge 1994, J.N. Entrikin, *The Betweenness of Place, Towards a Geography of Modernity*, Basingstoke 1991.

11. Siehe dazu: J.R. Gold, *Locating the Message: Place Promotion as Image Communication*, in: J.R. Gold/ S.V. Ward (Hg.), *Place Promotion, The Use of Publicity and Marketing to Sell Towns and Regions*, Chichester 1994, 19-37, sowie dort ebenfalls: M. Barke/ K. Harrop, *Selling the Industrial Town: Identity, Image and Illusion*, 93-114.

12. Siehe: K.R. Kunzmann, *Ein Leitbild für die Stadtregion Rhein-Ruhr?* (= Institut für Raumplanung, Universität Dortmund, Arbeitspapier 131, Dortmund 1983), und: *Raumordnerische Aspekte des EG-Binnenmarktes*, (= Schriftenreihe Forschung des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 488, Bonn 1992) 39-59.

sowie deren Stadtregionen besteht.¹³ Die Hauptstadtfunktionen Bonns haben nach dem Zweiten Weltkrieg nicht unerheblich dazu beigetragen, die 'Rheinschiene' zur vielleicht bedeutendsten funktionalen deutschen Städtezone werden zu lassen. Als Konkurrent dieses Gebietes galt bisher vor allem Frankfurt¹⁴, es bleibt abzuwarten, wie sich der Bonner Umzugsbeschuß auf Berlin auswirken wird.

Funktional ist die gesamte Rhein-Ruhr-Konurbation hochgradig verflochten - dies trifft insbesondere für die beiden 'Metropolen' dieses Gebietes zu, die Städte Düsseldorf und Köln, die zusammen den Kern der gesamten Rhein-Ruhr-Agglomeration bilden. In der Konkurrenz um den Führungsanspruch besitzt Düsseldorf einige Vorteile gegenüber Köln.¹⁵ Sie ist nicht nur die Hauptstadt Nordrhein-Westfalens, sondern auch ein führendes ökonomisches Zentrum, das zumindest in den Kreisen der städtischen Führungsschicht gerne als kommende, zweite deutsche Global-City nach Frankfurt gesehen wird.¹⁶ Im Vergleich zu Düsseldorf ist Köln noch stärker eine Industriestadt, die sich jedoch in den letzten Jahrzehnten auch zu einem Zentrum für Kunst und Medien entwickelt hat.

Obwohl (oder weil) beide Städte faktisch relativ stark integriert sind, sind sie feindliche Zwillinge: Ironisch gesagt, insbesondere bei Köln und Düsseldorf gibt es eine bemerkenswerte Distanz zwischen 'Fakten' und 'Fiktion'; bzw. die Bedeutung der Fiktion für die Realität ist besonders auffällig. Diese offenkundige Gegnerschaft gegen die andere Hälfte der Zwillingstadt ist - wie oben bereits angedeutet - populär und bildet sogar einen Bestandteil der urbanen Stereotypen, der Ein- und Abgrenzungsversuche selbst. Daher mag dieser heutige Gegensatz als Anlaß dazu genommen werden, in allgemeinerer Absicht nach der sozialen Konstitution städtischer Grenzen während der letzten zwei Jahrhunderte zu fragen und danach, wie diese Grenzsetzungen bezogen waren auf hegemoniale kulturelle Leitbilder und Fiktionen.

3. Die Konstitution städtischer Grenzen im Heiligen Römische Reich und in der Romantik

Anfangs - das heißt vor dem 19. Jahrhundert - sucht man vergeblich nach Indizien für die kontrastive Konstitution der Einmalig- und Unterscheidbarkeit von Köln und Düsseldorf. Denn in der sogenannten 'Vormoderne' gab es offenkundig nur wenige Notwendigkeiten, mittels Stereotypen und Leitbildern symbolische Stadtgrenzen zu ziehen. Dies ist verknüpft mit der segmentierten Struktur des Heiligen Römischen Reiches und den Bedingungen, unter denen in diesem nicht-

13. Im Gegensatz zum Ruhrgebiet gibt es nur wenige Studien über den gesamten Rhein-Ruhr-Ballungsraum bzw. über die gesamte Rheinschiene: J. Birkenhauer, *Das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet, Regionen - Genese - Funktionen*, Paderborn 1984, F.-J. Bade, *Expansion und regionale Ausbreitung der Dienstleistungen, Eine empirische Analyse der Tertiärisierungsprozesse mit besonderer Berücksichtigung der Städte in Nordrhein-Westfalen (= ILS Schriften 42 Dortmund 1987)*, Landesplanungsgemeinschaft Rheinland (Hg.), *Entwicklung und Zukunftsaussichten der Rheinischen Stadtlandschaft*, Düsseldorf 1968, G. Voppel, *Nordrhein-Westfalen*, Darmstadt 1993, K. Vossen/ E. Gläßer, *Nordrhein-Westfalen*, Stuttgart 1987, J.A. Hellen, *North Rhine-Westfalia*, Oxford 1983.

14. G. Stiens, *Kommende Veränderungen der städtischen Siedlungsstruktur der Bundesrepublik Deutschland, Eine Auswertung jüngster raumwirtschaftlicher Trendermittlungen*, in: *Informationen zur Raumentwicklung*, 12, 1993, 899-919.

15. H.-H. Blotvogel/ N. Dohms/ A. Graef/ I. Schickhoff, *Zentralörtliche Gliederung und Städtesystementwicklung in Nordrhein-Westfalen*, Dortmund 1990, 36-51.

16. U. Petz/ K. Schmals (Hg.), *Metropole, Weltstadt, Global City: Neuere Formen der Urbanisierung (= Dortmunder Beiträge zur Raumplanung Band 60, Dortmund 1992)*.

konsolidierten 'Staatsgebilde' städtische Identitäten konstituiert wurden.¹⁷ Im folgenden werden wir uns daher auf das Kölner Beispiel beschränken.

Bis zur Eroberung durch französische Truppen im Jahre 1794 war Köln eine 'Freie Stadt', die allerdings keineswegs nur formell der Herrschaft des Kaisers in Wien unterstand.¹⁸ Ihre Außengrenzen - die Stadtmauern, der Geltungsbereich des städtischen Rechts und die Bannmeile - trennten die Stadt als eigenes soziales, wirtschaftliches und politisches Gebilde deutlich von ihrem Umland.

Ebenfalls verfügte Köln über eindeutige, soziale Binnengrenzen: 'Kölner sein' war ein exklusiver Rechtstitel, der vererbt oder gekauft werden konnte.¹⁹ Bis 1794 war daher nur die Hälfte der männlichen Kölner Wohnbevölkerung auch juristisch, und damit auch im Leben der Stadt, Kölner Bürger. Außerdem hing die Art und Qualität dieses Rechtstitels von Besitz, Konfession und Geschlecht ab: Es existierten Bürgerschaften höheren und minderen Rechts. Die eigentliche, 'Volle Bürgerschaft', die allein wirkliche politische Mitsprache und uneingeschränkte wirtschaftliche Tätigkeit in der Stadt ermöglichte, war auf eine dünne Oberschicht beschränkt, die nie mehr als fünf Prozent der männlichen Bevölkerung ausmachte.

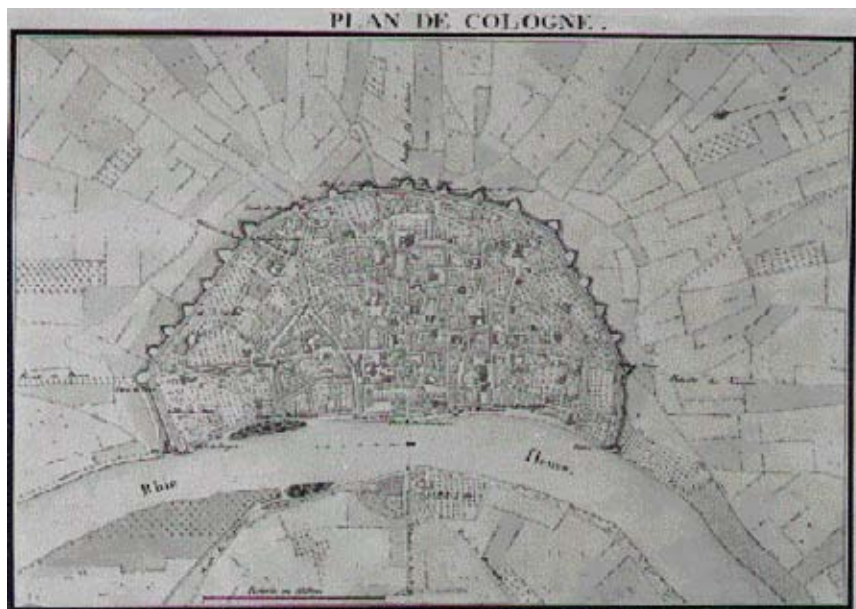


Abb. 1: Plan der Stadt Köln um 1790, RBA 147107

Da das Reich weder als Ganzes noch in einem seiner Teilbereiche einen konsolidierten Staat bildete, d.h. weder die rechtlichen, sozialen, ökonomischen noch die militärischen 'Zwischengewalten' beseitigt waren, gab es daher nur eine geringe Notwendigkeit, über städtische Identität mittels Image und Stereotype zu kommunizieren. Dazu waren die Grenzen der Stadt zu eindeutig,

17. Dazu, mehr als eine Einführung: C. Tilly, *European Revolutions, 1492-1992*, Oxford 1993, 20ff.

18. Diese Darstellung folgt der einzigen vorliegenden Stadtgeschichte Kölns: A. Stelzmann/ R. Frohn, *Illustrierte Geschichte der Stadt Köln*, 11. Auflage 1990, 211.

19. Siehe I. Nicolini, *Die politische Führungsschicht in der Stadt Köln gegen Ende der Reichsstädtischen Zeit*, Köln 1979, 91.

selbst wenn es - vor allem über den Geltungsbereich des Stadtrechtes hinaus - Konflikte mit dem angrenzenden Erzbistum gab. Natürlich waren auch Stereotypen über die Stadt verbreitet, aber diese waren nur 'additional landmarks', sie konstituierten nicht die städtische Identität an sich. Diese Stereotypen bezogen sich in Köln vor allem auf die Katholizität, Ehrbarkeit und Würde der Stadt. Wir können daher festhalten, daß die Notwendigkeit, städtische Identitäten stärker über Stereotypen zu konstituieren, ein Ergebnis des Zusammenbruchs der traditionellen segmentierten Ordnung nach 1794 im Rheinland war. Das erste Einsetzen der neuartigen Formen symbolischer Stadtgrenzen ist daher unmittelbar mit dem Aufstieg der 'Moderne' oder - wertfreier ausgedrückt - mit dem des konsolidierten Staates verbunden.

Denn dieser ebnete die überkommenen distinktiven Merkmale und begrenzenden Kriterien weitgehend ein. Auch in bezug auf städtische Identität war 1794 für das Rheinland eine tiefe Zäsur. Erstens wurde nun die (formelle) rechtliche Gleichheit aller Stadtbewohner eingeführt. Dadurch war erstmals fast jeder Bewohner Kölns bzw. Düsseldorfs tatsächlich im Besitz der Bürgerrechte seiner 'Heimatstadt'.²⁰ Ebenso wichtig war weiterhin, daß - entsprechend der französischen Städteordnung - alle rechtlichen Ungleichheiten zwischen rheinischen Städten und Dörfern aufgehoben wurden. Die Stadt hörte auf, ein Ort besonderen Rechts zu sein. Dafür wurden neue, allerdings interne Barrieren errichtet: Politische Mitsprache bei der auf den neuen Zentralstaat ausgerichteten Stadtverwaltung unterlag nun sozialen Restriktionen wie nie zuvor. Partizipation am Stadtregiment wurde eingeschränkt auf die Gruppe der lokalen 'Notabeln', die im Umkreis des 'Maire' beratend und unterstützend bei der Verwaltung der Stadt mitwirken durften.

Diese 'Notabeln' bestimmten die Verhältnisse in beiden Städten im Grunde bis zum Ersten Weltkrieg, mit Unterschieden, auf die noch einzugehen sein wird. Denn Preußen, das auf Frankreich folgen sollte, übernahm zunächst das überkommene System, um es schließlich in ein Wahlsystem klassen-, d.h. einkommensbezogener, Mitsprache zu verwandeln.²¹ Versuchen, das kommunale Wahlrecht auf alle Stadtbewohner auszudehnen, blieb bis zum Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreiches 1918 nur beschränkter Erfolg beschieden.²²

Allerdings erforderte offensichtlich die reale Einebnung distinktiver Merkmale, wie sie sich im linksrheinischen Rheinland zäsurartig vollziehen sollte, neue Wege, die Einheit der Stadt konstituieren zu können. In dieser Situation ersetzte erstmals eine Symbolsprache die alten Vorrechte und Privilegien: die romantische. Sie legte starkes Gewicht auf primordiale Elemente - scheinbar unabänderliche Wesenheiten wie Dialekt, Sitten und Gebräuche - der Einmalig- und Unterscheidbarkeit gerade auch räumlicher Gebilde wie der Stadt.²³ So ermöglichte schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Romantizismus zunächst den städtischen Eliten, die Einheit der Stadtbewohner (und damit auch die Grenzen der Stadt) neu zu definieren. Die wichtigste Quelle für eine solche 'Romantisierung' der städtischen Wirklichkeit, zunächst als perzeptives Konzept verwendet, waren schon die literarischen Rheinreisen des späten 18. Jahrhunderts. Von entscheidender Bedeutung - da immer wieder rezipiert - war die

20. Zur unterschiedlichen Geschwindigkeit der Reformen im faktisch seit 1794 französischen, linksrheinischen Gebiet bzw. den rechtsrheinischen Satellitenstaaten vgl.: J. Engelbrecht, *Landesgeschichte Nordrhein-Westfalen*, Stuttgart 1994, 231ff.

21. Ebenda, 300ff.

22. Siehe: Historisches Archiv der Stadt Köln (Hg.), *Großstadt im Aufbruch*. Köln 1888, Köln 1988, 189-218.

23. Siehe dazu allgemein: D. Briesen/ R. Gans, Regionale Identifikation als "Invention of Tradition". Wer hat und warum wurde eigentlich im 19. Jahrhundert das Siegerland erfunden? in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 66, 1, 1992, 61-73.

berühmte Reise Georg Forsters aus dem Jahre 1791: Sie enthält beinahe alle primordialen Elemente, alle Images und Stereotypen, die für die nächsten 200 Jahre gültig blieben und immer wieder kommemoriert werden sollten. Für uns am wichtigsten ist allerdings, daß bereits Georg Forster eine spezifische Betrachtungsweise anbot, um Köln und Düsseldorf voneinander abzugrenzen. Denn seine Reise stromab hatte Forster als eine Entdeckungsreise zu den Unterschieden zwischen beiden Städten konzipiert:

"Welch ein Unterschied zwischen Köln und diesem netten, reinlichen wohlhabenden Düsseldorf! Eine wohlgebaute Stadt, schöne, massive Häuser, gerade und helle Straßen, tätige, wohlgekleidete Einwohner; wie erheitert das nicht dem Reisenden das Herz!"²⁴



Abb. 2: Düsseldorf mit seiner Umgebung nach der Niederlegung der Festungswerke, RBA 15264

Wie sah im Vergleich dazu das antithetische Bild Kölns aus? Der Tradition folgend, die Forster begründet hatte, drückte dies Johanna Schopenhauer 1828 so aus:

"Die Stadt Köln macht, wenn man ihre Straßen betritt, keinen besonders freundlichen und erheiternden Eindruck, sie ist eine seltsame Zusammensetzung von Schön und Häßlich, von Alt und Neu, wobei ersteres immer noch das Übergewicht behält, von beklemmender Düsterteit und freundlicher Helle. In steter Furcht, überfahren zu werden, betäubt vom Lärmen der Lastträger, der Karrenschieber und aller Unlust eines in sehr beschränkten Räumen allerlei Gewerbe treibenden Volkes, windet man sich auf schlechtem, schlüpfriem Steinpflaster durch düstere, enge Straßen,

24. Vgl. G. Forster, in: Düsseldorf in alten und neuen Reisebeschreibungen, Ausgewählt von G. Elbin, Düsseldorf 1990, 62.

*von hohen, die Luft beengenden Giebelhäusern umgeben.*²⁵

Wie noch zu zeigen sein wird, war dies die dauerhafte Erfindung einer Tradition: Beide Städte wurden seitdem mit gegensätzlichen Stereotypen ausgestattet, die auf den jeweilig verschieden interpretierten Gegensatz von modern versus traditional bezogen waren. Wie überall sonst und so auch hier bei der späteren Zwillingstadt Köln-Düsseldorf etablierte sich der Romantizismus als die kulturelle Ausdrucksform, mit der bis in unsere Gegenwart hinein das 'Besondere', das 'Typische' zumeist artikuliert wird.

4. Zwischen Tradition und Moderne: Das lange 19. Jahrhundert

Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein sollte man die sozialen Wirkungen dieser antithetischen und symbolischen Konstruktion der Grenzen von Köln und Düsseldorf durch romantisierende Stereotypen nicht überbewerten. Romantische Vorstellungen sind in breitere Bevölkerungsschichten erst in der neoromantischen Epoche um 1870 diffundiert. Die Forstersche Konstruktion blieb also auf diejenigen beschränkt, die romantisierende Vorstellungen überhaupt rezipieren konnten, die Eliten mithin. 'Darunter' bestimmten, zwar gebrochen, die Traditionen des 'Stadtpöbels' bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein das Bild.²⁶ Ein grundlegender Wandel trat erst ein, als die Städte etwa ab 1840 einen enormen Wachstumsschub erfuhren.²⁷ Dies führte zum einen dazu, daß die Städte Düsseldorf und Köln in einem sich allmählich bis zum Ersten Weltkrieg herausbildenden rheinisch-westfälischen Städtearchipel miteinander in Konkurrenz traten. Zum anderen trug die nun ebenfalls einsetzende urbane Migration dazu bei, die Basis der jeweiligen Stadtbevölkerungen weitgehend zu modifizieren. Zugleich verschwand auch der alte 'Stadtpöbel' für immer: die segmentierte Gesellschaft hatte sich zu einer Klassengesellschaft transformiert.²⁸

Köln wuchs von rund 50.000 Einwohnern im Jahre 1817 auf mehr als eine halbe Million 1910, wohingegen Düsseldorf seine Bevölkerung allein zwischen 1855 und 1905 verfünffachte. Dieses Wachstum war im wesentlichen ein Ergebnis urbaner Migration; dadurch wechselten die beiden Städte die demographische Basis ihrer Bevölkerung zwischen 1850 und 1914 beinahe vollständig aus.²⁹ Um 1900 war mehr als die Hälfte der Düsseldorfer Bevölkerung jünger als 30 Jahre; zum selben Zeitpunkt waren 56,01 Prozent der Düsseldorfer nicht in der Stadt geboren, in Köln immerhin 48,96 Prozent. Die jungen, zugewanderten Arbeiter wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Unruheherd betrachtet

25. J. Schopenhauer, *An Rhein und Maas*, Reprint Duisburg 1987, 46.

26. Vgl. dazu D. Langewiesche, *Europa zwischen Restauration und Revolution. 1815-1849*, München 1973, 22-37, dort auch die weiterführende Literatur.

27. Beide Städte wahrten sozusagen ihre Distanz, wie eine weitere Rheinreise belegen kann: "Der vielen Krümmungen des Stroms wegen erfordert die Wasserreise von Köln bis Düsseldorf fünfzehn und mehrere Stunden, während man den Landweg bequem in 7 Stunden zurück legen kann. Inzwischen hat auch hier noch die Fahrt auf dem Rhein ihr Angenehmes. Die Landschaften haben meist den Charakter von Tenier's und Waterloo's lieblichen Bildern. Kirchthürme, Windmühlen, Dörfer und Meyereyen heben sich aus den Gebüsch hervor, und arbeitende Landleute und Hirten machen die Staffage." A. Schreiber, *Taschenbuch für Reisende 1818*, in: *Düsseldorf in alten und neuen Reisebeschreibungen*, Ausgewählt von G. Elbin, Düsseldorf 1990, 106.

28. Siehe: T. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918 I.*, München 1990, 692ff.

29. Siehe dazu: *Historisches Archiv der Stadt Köln* (Hg.), *Großstadt im Aufbruch. Köln 1888*, Köln 1988, 189-218; für Düsseldorf: P. Hüttenberger, *Die Industrie- und Verwaltungsstadt*, in: *Düsseldorf, Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert 3*, Düsseldorf 1989.

und dies verlangte nach Tätigkeit der urbanen Oberschichten.³⁰ Es ist aufschlußreich, hier Unterschiede zwischen Köln und Düsseldorf feststellen zu können, die fast den Eindruck erwecken, als handele es sich bei Forsters Beschreibung aus dem Jahr 1791 um eine 'selffulfilling prophecy'.

Der Wendepunkt in dieser Entwicklung war das Jahr 1880. Zum selben Zeitpunkt, an dem Köln die Vollendung seines Domes feierte, überrundete Düsseldorf seine Nachbarstadt für die nächsten 100 Jahre. Die Gelegenheit, welche die Stadt ergriff, war, daß das Deutsche Kaiserreich aus politischen Gründen nicht an der Pariser Weltausstellung von 1878 teilgenommen hatte. Die deutsche Industrie suchte daher nach einer eigenen Bühne, um ihre Effizienz und die Qualität ihrer Produkte zur Schau stellen zu können. Diese Plattform wurde in Düsseldorf geschaffen: Man gründete dort (so der vollständige Titel) die 'Gewerbe-Ausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke in Verbindung mit einer Allgemeinen Deutschen Kunst-Ausstellung und einer Ausstellung Kunsthandwerklicher Altertümer'.

Dort wurden zum ersten Mal die Produkte der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie mit der Aura der schönen Künste zusammengebracht. Industrieprodukte und -design wurden auf eine neuartige, ästhetisierende Weise als Ergebnisse deutschen Erfindungsreichtums vor- und ausgestellt. Gleichzeitig wurde ein neuer Mythos kreiert: Das Ruhrgebiet als Zentrum der deutschen Industrie und Düsseldorf als die Hauptstadt dieses schwerindustriellen 'Herzen' des Reiches. Genau seit dieser Zeit begann die Stadt Wirtschaftsverbände, Banken und Unternehmenszentralen aus dem ganzen Rheinland und Westfalen anzuziehen.

Im Falle Düsseldorfs hatte das Wachstum der Stadt seit 1840 oder 1860 also eine Entgrenzung der konzeptuellen Wahrnehmung, der städtischen Images und Stereotypen, sowie der Handlungsmuster bewirkt. 'Identifying a place' verband sich mit einer aggressiven Haltung der sozialen Kontrolle über die Stadt. Diese Kontrolle blieb einer kleinen, aber umso wohlhabenderen sozialen Gruppe vorbehalten, der Düsseldorfer Oberschicht aus Industriellen und Großkaufleuten.³¹ Die Großindustriellen, die Großkaufleute - viele von ihnen gehörten zu den reichsten Männern Deutschlands - waren stolz auf ihre Stadt, die Hauptstadt des Rheinlandes und Westfalens, sowie auf deren Wachstum und Prosperität. Sie sahen Düsseldorf als den Prototyp der modernen Stadt.³² Diesen Modernismus und Fortschrittsoptimismus der Düsseldorfer Oberschicht vor dem Ersten Weltkrieg hat Peter Hüttenberger so charakterisiert:

"Düsseldorf bildete vor dem Ersten Weltkrieg eine der großen Inseln der Moderne in einem noch weitgehend konservativen, agrarisch-vorindustriell und kleinstädtisch geprägten deutschen Reich... Düsseldorf war eine amerikanische Stadt, bevor es diesen Begriff gab, und ohne daß sich seine

30. Dazu ein Beispiel aus Köln: "Der ungeahnte, fast ungestüme Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, verbunden mit der riesigen Ausgestaltung des Verkehrs, hat ein Hin- und Her- und Ineinanderfluten der Bevölkerung mit sich gebracht, hat eine Hast und Unruhe in den Kampf des Lebens hineingetragen, die vielfach für andere als materielle Werte kein rechtes Verständnis aufkommen ließ. Die Folge davon war eine Verflachung des Heimgefühls, ein rücksichtsloses Hinwegschreiten über mühsam erworbene Heimatkultur. Es ist die natürliche Reaktion, die dann folgte; man entdeckte die Heimat wieder und die starken Wurzeln der Kraft, die in ihr schlummern." Verhandlungen des 3. Rheinischen Städtetages im Rathause zu Saarbrücken am 6. Juli 1912, Ausführungen Bürgermeister Zander, Zülpich, 24ff.

31. Vielleicht ist dies mit ein Grund für die radikalen Traditionen der Düsseldorfer Arbeiterbewegung bis nach dem Zweiten Weltkrieg, siehe M. Nolan, *Social Democracy and Society, Working-Class Radicalism in Düsseldorf 1890 - 1920*, Cambridge 1981.

32. Hier wird 'Modernität' oder 'Modernismus' selbstverständlich als Sozialmythos thematisiert, siehe: P. Wehling, *Die Moderne als Sozialmythos, Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien*, Frankfurt/ New York 1992.

Bürger dessen bewußt waren. Es war vielleicht die amerikanischste Stadt im Deutschen Reich, denn in vergleichbaren Großstädten, z.B. München, Leipzig, Hamburg und Berlin, hatten die Widerlager, die lokalen Traditionen, besser funktioniert und sich den Standardisierungstendenzen der Industrie erfolgreicher entgegengestemmt."³³

Köln dagegen blieb bis zum Ende des Ersten Weltkrieges eine preußische Festung. Der innere Festungsrayon wurde zwar bereits nach 1888 zerstört und in die Stadtentwicklung integriert, die äußeren Rayons allerdings behinderten die räumliche Expansion der Stadt (nicht jedoch unbedingt deren Entwicklung).³⁴ Obwohl auch hier die Bevölkerung der Stadt bis zum 1. Weltkrieg zunahm, verwandelte sich die Topographie, die Gestalt der Stadt nur wenig.³⁵ Kölns traditionelle Stadtstruktur wurde nicht so wie diejenige Düsseldorfs in der Wachstumsphase des 19. Jahrhunderts überformt; dort war man sicher nicht sehr behutsam mit den Zeugnissen der Vergangenheit umgegangen. Köln dagegen wurde nach 1880 Objekt von - in Düsseldorf chancenlosen - neo-romantischen Bestrebungen, die Stadt in ihren Grenzen zu halten.³⁶ Vielleicht war Düsseldorf - als 'amerikanische' Stadt eine 'frontier city', Köln hingegen wurden seine Grenzen zurückgegeben. Dieser Versuch wurde unterstützt durch die noch weitgehend intakte 'Gestalt' der Stadt, eine (unbeabsichtigte) Nebenwirkung des preußischen Befestigungssystems. Die Konservierung der überkommenen Stadtopographie wurde noch durch den Abriß des inneren Festungsrayons verstärkt: Er ermöglichte dem Stadtplaner Joseph Stübben, die mittelalterliche Stadtopographie durch Neubauviertel zu modifizieren, die sich ringförmig an die Befestigungsanlagen anlehnten.³⁷ Hier finden wir daher Hinweise auf die Bedeutung der 'bebauten Umwelt' für die Grenzen der Stadt, die man als Begrenzung im Kölner und Entgrenzung im Düsseldorfer Fall wird charakterisieren können.³⁸

33. P. Hüttenberger, Die Industrie- und Verwaltungsstadt, in: Düsseldorf, Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert 3, Düsseldorf 1989, 224, siehe auch: H.A. Lux, Das schöne Düsseldorf, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux (Hg.), Rheinland, Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 366-371, 366: "Die Amerikaner aber empfanden sie als die heimatliche unter den europäischen Städten, als die Stadt, die am meisten den amerikanischen Städten gleicht... "

34. Wie T. Bruder am Beispiel Nürnbergs gezeigt hat, war die Tatsache, Festungs- oder Garnisonsstadt zu sein, für die betroffenen Gemeinden eher ein Nullsummenspiel, bei dem sich Vor- und Nachteile in etwa die Waage hielten. Siehe T. Bruder, Nürnberg als bayerische Garnison von 1806 bis 1914. Städtebauliche, wirtschaftliche und soziale Einflüsse, Nürnberg 1992.

35. Vgl.: G. Hölscher, Köln, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux, Rheinland. Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 121-128, 124.

36. Bis 1910 waren große Teile der alten Garnisonsstadt beseitigt und durch industrielle Repräsentationsbauten wie den Stahlhof (1908) ersetzt. Die Reaktion auf die Chancenlosigkeit des Heimat-Konzeptes in Düsseldorf war die Konjunktur lokaler Heimatliteratur: Hans Müller-Schlösser schrieb damals seine Skizzen 'Vom schönen alten Düsseldorf, wehmütige, verklärende Beschreibungen einer biedermeierlichen Stadt: "Jetzt werden sie bald alle ausgestorben sein, die alten Düsseldorfer Originale," klagte er. "Eine Großstadt ist international, und daher verschwinden ihre Eigenarten." Zitiert nach Hüttenberger, 189.

37. Vgl.: H. Kier/ W. Schäffke, Die Kölner Ringe, Glanz und Geschichte einer Straße, Köln 1987.

38. Siehe: Historisches Archiv Köln (Hg.), Großstadt im Aufbruch, Köln 1888, Köln 1988, 32ff.

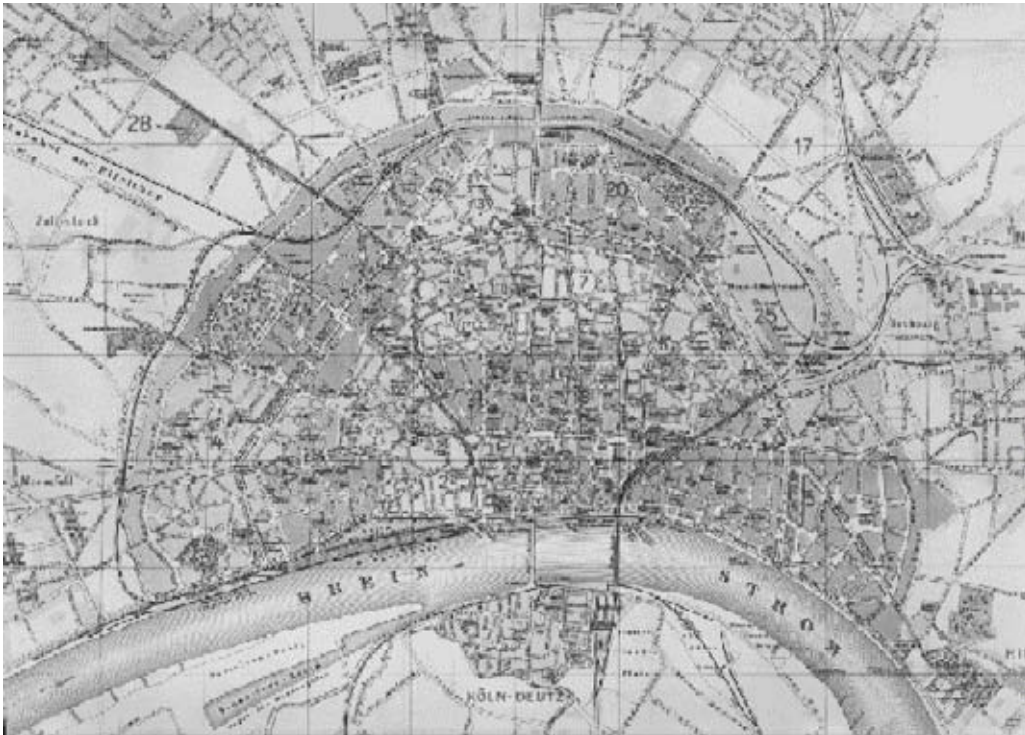


Abb. 3: Köln vor dem ersten Weltkrieg, RBA 144846

In diesen Befund fügt sich ein, daß bald nach 1880 Köln zur Heimat stilisiert wurde. Die Stadt wurde mit romantisierenden, nationalistischen und katholischen Stereotypen versehen: 'Vater Rhein', der 'Deutsche' Dom und selbstverständlich der Rheinwein wurden nun in die lokale kognitive Karte eingetragen. Als Ausgleich dafür, daß die Stadt von Düsseldorf marginalisiert worden war, als dem neuen Zentrum des rheinisch-westfälischen Industrie-Gebietes, wurde sie Hauptstadt der rheinischen Heimat. In den Techniken und Institutionen, mit denen und durch die Heimat der Großstadtjugend vermittelt wurde, galt die Stadt Köln sogar bald als beispielhaft im Rheinland.³⁹ Die Kölner Identität wurde zu einem wichtigen Anliegen der Lehrerschaft, wie des Klein- und Bildungsbürgertums überhaupt, das sich nun in Heimatvereinen organisierte. Damit verband sich das Bemühen der Stadtoberkeit - wesentlichstes Steuerungsmittel war hier der kommunale Einfluß auf die Volksschulen - um eine neu erfundene städtische Folklore einzurichten, die in Köln bis heute hohes Ansehen genießt. Diese Kölner Folklore verbreitete sich bis zum Ersten Weltkrieg rasch unter einer Bevölkerung, die fast zur Hälfte weder in der Stadt geboren, noch dort aufgewachsen war.

39. Siehe dazu insgesamt: Verhandlungen des 3. Rheinischen Städtetages im Rathause zu Saarbrücken am 6. Juli 1912, Ausführungen Bürgermeister Zander, Zülpich, 24ff. Vor dem 1. Weltkrieg gab die Stadt sogar eine Jugendzeitschrift zum Thema heraus, die unter anderem der Großstadtjugend den 'Kölner' Dialekt vermitteln sollte. Siehe: Jung-Cöln, Jugendzeitschrift, Hg. im Auftrag der Schulverwaltung der Stadt Köln, 1.Jg. 1912-13ff.

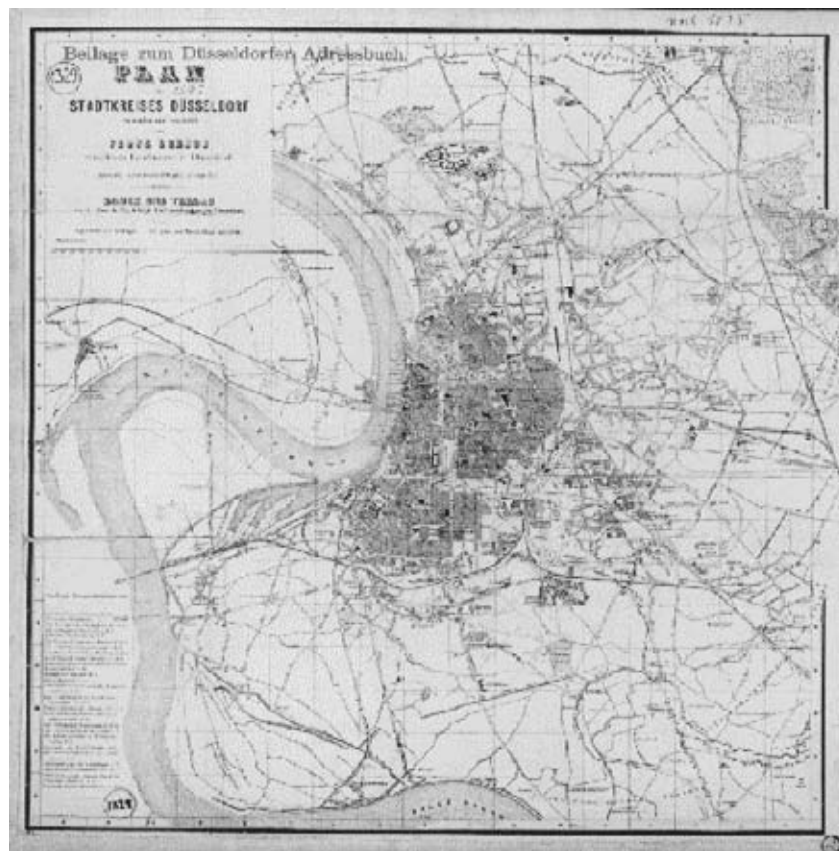


Abb. 4: Düsseldorf 1895, Stadtarchiv Düsseldorf

5. Auf dem Weg zur 'wurzelhaft' wachsenden Stadt

Auch die Frage der Kölner und Düsseldorfer Stadtgrenzen war stark von den Folgen des Ersten Weltkrieges tangiert. Wie schon 40 Jahre zuvor, so war der Düsseldorfer Weg auch nach 1920 der innovativere und - wenn man denn so will - 'fortschrittlichere'. Denn das Leitbild für Düsseldorf wandelte sich in dieser Zeit abrupt von dem einer 'amerikanischen' zu dem einer 'organischen', völkischen Stadt. Das organische Stadtkonzept, war ein wichtiger Teil der konservativen bzw. reaktionären politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bemühungen nach dem Ersten Weltkrieg. Es war als Quintessenz aus der militärischen Niederlage, aus den sozialen und politischen Unruhen danach sowie aus den Reparationslasten darauf ausgerichtet, den Antimodernismus und Antiurbanismus der Vorkriegszeit mit der neuartigen Idee der großtechnischen Optimierung von 'Volks- und Stadtgesundheit' zu verbinden.⁴⁰ Das Konzept der organischen Stadt leugnete nicht so grundsätzlich die ökonomische und kulturelle

⁴⁰ Vgl. dazu die Ausführungen des Düsseldorfer Industriellen Poengen im Berichtband der noch erwähnten Gesolei 1927: "Die Not der Zeit, die deutsche Not, ist der verlorene Krieg, der in seinen letzten Auswirkungen uns so ziemlich alles nahm... Wenn wir uns wieder emporarbeiten und als freies Volk auf freiem Grund und Boden schalten und walten wollen, dann gibt es nur den einen Weg; mit allen Mitteln versuchen, möglichst bald diese Lasten (Versailler Vertrag) abzutragen... Derartige Leistungen verlangen ein dauerndes Höchstmaß an vollwertiger Arbeit, sie können nur dann vollbracht werden, wenn die Menschen, von denen sie verlangt werden, durch und durch gesund sind... Rationelle Menschenwirtschaft, zweckmäßige Einteilung von Arbeit und Erholung, Erhaltung und Erhöhung der Arbeitsfähigkeit, das sind die Dinge, deren Kenntnis uns die Gesolei vermitteln kann." Zitiert nach Hüttenberger, 375.

Bedeutung der Großstadt, wie es der Antiurbanismus der Vorkriegszeit getan hatte. Eher stand die grundlegende Idee dahinter, der ausgeferten, dekadenten, grenzenlos gewordenen Stadt der Vorkriegszeit ihre Grenzen zurückzugeben: Soziale Grenzen nach innen und 'natürliche' Grenzen nach außen. Durch Überwindung der 'Entartung' der Stadt sollten deren Bedürfnisse nach 'wurzelhaftem' Wachstum zugleich mit dem gewünschten Emporstreben des gesamten deutschen Volkskörpers in Einklang gebracht werden.⁴¹ Insofern verstanden sich die Apologeten des Organischen als moderate Modernisierer; in einigen von ihnen wird man jedoch eher 'Trailblazer' des Nationalsozialismus zu sehen haben.

Bezeichnenderweise wurde diese Grundidee der organischen Stadt das erste Mal in Deutschland in Düsseldorf einem breiteren Publikum vorgestellt: 1926 fand dort die Gesolei statt. Denn in Düsseldorf hatten die Kriegseignisse und - noch wichtiger - die politischen und sozialen Unruhen der Nachkriegszeit - in der städtischen Oberschicht und in der Stadtverwaltung für erhebliche Bestürzung gesorgt.⁴² Verglichen mit anderen Städten waren die Revolten und Streiks mit besonderer Härte ausgetragen worden. Dies verdeutlicht, daß die Entwicklung der Vorkriegszeit zu einer tiefen sozialen und kulturellen Disintegration der Stadt geführt hatte. Stadtverwaltung und Oberschicht führten Entwurzelung und Dekadenz auf die exaltierte 'Modernität' der Stadt zurück. Um dieser fortbestehenden Gefahr zu begegnen, sollte der radikale Fortschrittsoptimismus der Vorkriegszeit sich nun in das Bestreben wandeln, in der organischen Stadt eine Synthese von Alt und Neu anzustreben. 1925 - noch ein Jahr vor der Gesolei - brachte dies der Pressesprecher der Stadt folgendermaßen zum Ausdruck:

"Altes und Neues müssen die Schöpfer des zukünftigen Düsseldorf durcheinanderkneten, um den Stoff zu gewinnen, aus dem sie gestalten können."⁴³

41. Dabei konnte wurzelhaft auch einfach nur bedeuten, den lokalen Interessen zu entsprechen, wie etwa die folgende Anspielung auf die Konkurrenz zwischen Düsseldorf und Köln im Ausstellungswesen der 20er Jahre zeigt: "Es ist nicht Zufall, sondern natürliches, gesunder Wurzel entspringendes Wachstum, wenn Düsseldorf vor allen Großstädten des Westens die Ausstellungsstadt wurde." H.A. Lux, Düsseldorf, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux (Hg.), Rheinland, Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 99-112, 108.

42. Das Weitere nach Hüttenberger, 264ff.

43. H.A. Lux, Düsseldorf, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux (Hg.), Rheinland, Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 99-112, 100.



Abb. 5: Die Düsseldorfer Gesolei 1926

Zu diesem Gestalten gehörte in den 20er Jahren dann weiterhin das Bestreben nach Expansion, so wie dies besonders drastisch in den Eingemeindungsplänen des Oberbürgermeisters Lehr zum Ausdruck kam.⁴⁴ Es sollte sich aber auch nach dem Januar 1933 kontinuierlich fortsetzen.⁴⁵ Bald nach der Machtergreifung entwickelte sich Düsseldorf daher zu einer Stadt, die für die NS-Bewegung einen hohen Symbolwert besaß: Düsseldorf wurde die Stadt Albrecht-Leo Schlageters. Es bleibt noch zu erwähnen, daß mit einer weiteren Ausstellung - Schaffendes Volk - im Jahr 1937 die Entwicklung, so wie sich diese seit 1880 angebahnt hatte, fortgesetzt wurde. Damit präsentierte sich Düsseldorf als Prototyp der kommenden, nun nazistisch aufgefaßten organischen bzw. völkischen Stadt. Obwohl diese Ausstellung heute weitgehend vergessen worden ist, war 'Schaffendes Volk' das nazistische Großereignis des Jahres 1937, das sich etwa im propagandistischen Aufwand durchaus mit der Berliner Olympiade messen konnte, die ein Jahr zuvor stattgefunden hatte.⁴⁶

44. Lehrs Eingemeindungs-Entwurf von 1929 sah mit einem Groß-Düsseldorf eine komplett neue Raumstruktur im Bereich zwischen Duisburg und Köln vor, siehe Hüttenberger, 399.

45. Über die Frage, inwieweit der nationalsozialistische Staat bis 1938 im soziokulturellen Bereich überhaupt nennenswerte Zäsuren bewirkt hat, siehe vor allem die ausgezeichnete Darstellung von N. Frei, *Der Führerstaat, Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München 1993.

46. Siehe Hüttenberger, 422ff. sowie vor allem auch die NS-Auslandspropaganda dieser Zeit, etwa den Jahrgang 1937 der Zeitschrift *Germany*. Published by the Reich Committee for Tourist Traffic.



Abb. 6: Der Düsseldorfer Hauptbahnhof zwischen den Weltkriegen

Zurück in das Köln der 20er und 30er Jahre. Dort wurden nach den Bestimmungen des Vertrages von Versailles die Kölner Fortifikationen zerstört. Diese Chance, ergänzt durch das symbolische Kapital einer mehr als zehn Jahre nach Kriegsende weiterhin vom ehemaligen Gegner besetzten Stadt, versuchte der Oberbürgermeister Adenauer zu nutzen, um der Stadtentwicklung neue Impulse zu geben. Dies steigerte die Rivalität mit seinem Düsseldorfer Kollegen Robert Lehr,⁴⁷ obwohl es in den 20er Jahren für Köln zunächst nur darum ging, die Stadt wirklich zu entgrenzen: Ein Prozeß, der sich - wie oben ausgeführt - in Düsseldorf bereits 50 Jahre zuvor zugetragen hatte. Als es also in Düsseldorf bereits darum ging, die 'frontier city' der Vorkriegszeit mit neuen Grenzen zu versehen, war Köln noch mit dem Problem einer ersten faktischen - wie vor allem auch symbolischen - Entgrenzung konfrontiert.

47. Hüttenberger zitiert dazu den Düsseldorfer Satiriker Thalheimer: "Die Eingemeindungsepidemie ist ausgebrochen. Da es nun der Zufall will, daß an der Spitze der rheinisch-westfälischen Großstädte lauter Oberbürgermeister stehen, die in dem Städtewettbewerb das A und O ihrer Kommunalpolitik und in der Errichtung von kommunalen Großfürstentümern mit Stadt- und Landvolk ihr Selbstverwaltungsideal sehen und es daher verkörpern wollen, so ist das Unglück geschehen. Adenauer will vom Kölner Dom aus bis Worringen zeigen können: Das Land, soweit du siehst, ist mein. Unser Oberlehrmeister stellt sich natürlich auf das Marxhaus und spricht in Gedanken mit einem sehnsüchtigen Blick nach Benrath, Hilden und Kaiserswerth frei nach Schiller: Dies alles ist mir untertänig!" Hüttenberger, 398.



Abb. 7: Das Wilhelm-Marx-Haus Mitte der 20er Jahre, Stadtarchiv Düsseldorf



Abb. 8: Die Kölner Kopie, das Hansa-Hochhaus, wenige Jahre später

Denn nach dem Krieg wurden die Befestigungsanlagen als Barrieren verstanden, welche die natürliche Lebensfähigkeit des Körpers der Stadt eingeschnürt, ja verkrüppelt hatten. Selbstverständlich spielte die organische Idee auch in Köln eine Rolle.⁴⁸ Aber die Pläne, die Gestalt der Stadt Köln - sozusagen unter Umgehung der 'entarteten' Zwischenphase - umzugestalten, hatten nicht nur wegen ihrer Radikalität geringe Erfolgsaussichten. Adenauer und der Stadtplaner Fritz Schumacher hatten sowohl gegen finanzielle und politische Einschränkungen von außen zu kämpfen, als auch gegen die Fixierung der Kölner auf ihre 'Heimatstadt'; obwohl deren Charakteristika und Qualitäten kaum 50 Jahre zuvor neu begründet worden waren. Adenauer führte einen vergeblichen Kampf; er mußte den Kölner Lokalpatrioten überhaupt erst vermitteln, daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet zwischenzeitlich entstanden war, daß Köln zu diesem gehörte und von Entwicklungen in diesem tangiert war.⁴⁹ Schumacher

48. "Sie [Adenauer und Schumacher] wollten keine steinerne Erweiterung des ringförmigen Stadtplanes, sondern sie strebten nach den Worten Schumachers dem Ziel zu, Köln von der Rückgratverkrümmung sowie seiner ringförmigen Gestalt überhaupt zu erlösen und seinen Körper in der für jede ungehemmte Entwicklung natürlichen Richtung längs dem Licht und Leben spendenden Strom nach Norden zu strecken. In diesem "orthopädischen Prozeß der Umkonstruktion der Lebensform Kölns" erblickte man das wichtigste Ziel aller städtebaulichen Bemühungen." G. Frenzel, Das neue Köln, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux Hg., Rheinland, Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 360-365, 362.

49. Vgl. dazu etwa die Rede Adenauers vor der Kölner Zentrumspartei am 17.11.1927, wo Adenauer didaktische Hilfsmittel (Landkarten) verwenden mußte, um den Lokalpolitikern überhaupt die Existenz des Rhein-Ruhr-Gebietes begrifflich zu machen. Vgl. Die Entwicklung der Stadt Köln im letzten Jahrzehnt, insbesondere 12-13, Stadtarchiv

resignierte schließlich nach seinem vergeblichen Kampf gegen ein seiner Meinung nach antiquiertes Entwicklungskonzept, das in der Stadt nicht durchzusetzen war.⁵⁰

Hierin werden wir eine wichtige Fernwirkung jener Politik zu sehen haben, die nach 1880 die Heimatstadt Köln propagierte und die Bemühungen um diese auch durch eine Konservierung der Stadtgestalt stützte. Dieses traditionelle Konzept der begrenzten Stadt - die Solitärstadt - stand nun Versuchen entgegen, Köln und seine Entwicklung zeitgemäßen Vorstellungen anzugleichen. Die Bewahrung von Grenzen mag man - je nach Gesichtspunkt - als Schutz vor der übereilten Anpassung an modische Paradigmen und Leitideen sehen oder auch als (scheinbar) traditionalistische Selbstbeschränkung, die wichtige Entwicklungsimpulse blockieren kann. Immerhin haben nicht 'die' Kölner selbst die Pläne Schumachers und Adenauers verhindert: Die Einstellung 'der' Bevölkerung hatte während der Eingemeindungsdebatten in den 20er und 30er Jahren kein großes Gewicht.⁵¹ Daß es nicht zum geplanten rheinischen Großsiedlungsgebiet kam (wie etwa bei vergleichbarer Größe zu Groß-Berlin bzw. zum SVR im Ruhrgebiet) lag eher an preußischer Staatsräson und politischen Auseinandersetzungen.⁵² So rekurrierte schließlich selbst die an sich expansive und völkische Ideologie des Nationalsozialismus in Köln auf einem Leitbild, das auf die Solitärstadt fixiert blieb: Köln wurde in der NS-Zeit wieder zur 'Hanse-Stadt', ein Titel, mit dem selbst im 'Dritten Reich' die Tradition der mittelalterlichen Stadt, ihrer Altheurbarkeit und sogar ihrer Christlichkeit commemoriert werden konnte.

6. Die Postmoderne in der Rhein-Ruhr-Metropole

Eine der ersten 'Rheinreisen' nach dem Zweiten Weltkrieg stammt aus dem Jahr 1946. Für den Autor -

Köln 902 287 3.

50. "Es gilt, die Grundsätze und den Gedanken, nach denen der regionale Aufbau Preußens und des Reiches angestrebt wird, den Gedanken des in sich dezentralisierten, aber schlagfähig groß und straff geleiteten organischen Einheitsstaates auch auf die in kleinerem Maßstabe ähnlichen Aufgaben gegenüber den aus den bisherigen Großstädten sich entwickelnden Groß-Siedlungsgebilden anzuwenden. Das große Ziel der Siedlungsreform und einer leistungsstarken nationalen Raumwirtschaft wird durch Erstickung und Hemmung der Großstädte und in einer Auspielung des Gegensatzes von Stadt und Land und Groß- und Kleinstadt nicht erreicht werden. Es wird nur erreicht werden durch weitere Entfaltung der aus der Selbstverwaltung erwachsenen eigenen Kraft der Großstädte und durch ihre endliche Befreiung von der Enge der Grenzen, die dem veralteten klumpenförmigen Stadt- und Großstadtbegriff, aber nicht dem weit aufgelockerten, wurzelhaften Großstadt-Begriff der Zukunft entsprechen, der als Träger eines folgerichtigen Fortschreitens zu einer höheren Kultur im Zeitalter intensiver National-, Kontinental- und Weltwirtschaft uns vorschweben muß. In dieser Frage ist der entscheidende Schritt zu einer wirklich konsequenten Auffassung und Praxis, der durch inkonsequente reaktionäre Gefühlseinstellung bisher unterblieb, noch nachzuholen. Die Macht der Tatsachen wird ihn sonst mit Opfern erzwingen." Denkschrift des Stadterweiterungsamtes über Gebietsfragen der Stadt Köln, Autor Arnzt, 10-11, Stadtarchiv Köln, P 360-361 sk, 902/106,1. Diese Schrift ist unter dem Einfluß Schumachers entstanden, siehe auch: F. Schumacher, Köln, Entwicklungsfragen einer Großstadt, München 1923, K. Adenauer/ F. Bender (Hg.), Köln, (= Deutschlands Städtebau), Berlin 1926.

51. Siehe den gesamten Bestand zur Eingemeindungsfrage, der im wesentlichen Eliten-Diskurse reflektiert, Stadtarchiv Köln 902, 107, 1.

52. Wie bereits in den 20er Jahren auch von Köln aus gefordert: "Köln ist in gewissem Grade der gleiche Typus wie Berlin, nur in noch ausgeprägterer Form... Mit der Eingemeindung Mülheims... und Worringens... ist kurz vor dem Kriege und kurz nach dem Kriege ein erster grosser Schritt in der Richtung der hier dargelegten Forderung getan worden. In näherer oder fernerer Zeit muß auf diesem Wege fortgeschritten und das Begonnene zu einem Ganzen vervollständigt werden, das dann gleichzeitig reif sein wird für eine innere Dezentralisation und für die Organisation eines die ganze niederrheinische Bucht umfassenden dezentralisierten überkommunalen Groß-Siedlungs- und Wirtschaftsgebietes." Siehe: Denkschrift des Stadterweiterungsamtes über Gebietsfragen der Stadt Köln, 10-11, Stadtarchiv Köln, P 360-361 sk, 902/106,1. S.7.

Jan Molitor - war Köln wegen der extremen Kriegszerstörungen nur noch Vergangenheit. Das Stereotyp Georg Forsters von den beiden alten bzw. neuen Städten wendete Molitor daher in die Vergangenheit:

"In Düsseldorf war alles neu, in Köln war alles alt: die Kirchen und das Lachen, die Männerchöre und der Karneval. Der Dom stand ruhig da, schaute auf das Treiben hernieder, und wenn er - nach der Ansicht der jüngeren Generation - etwas übelnahm, dann dies, daß man ihn freigelegt hatte, damals, als die "Kölner-Dom-Schwärmerei eine alldeutsche Sache war". Und was sagte gestern in Düsseldorf einer der dortigen fortschrittlichen Maler? "So hat nun also in Köln eine Domfreilegung größten Stils stattgefunden. Da sieht der Dom, so ohne Häuser ringherum, ganz erstaunlich nackicht aus." Aber der Maler sagte dies nicht boshaft oder sarkastisch. Überhaupt, in Düsseldorf hat gestern kein Mensch anders als im Ton sanften Mitleids von Köln gesprochen."⁵³

Es dauerte beinahe bis zum Ende der 70er Jahre, bis die Stadt Köln tatsächlich die gravierendsten Zerstörungen durch die Bombenangriffe ausgeglichen hatte, zumal die Stadt vor allem in den 50er und 60er Jahren Opfer einer extrem 'brutalistischen' Stadtplanung wurde: Viel von dem, was der Krieg verschont hatte, fiel den Abrißbirnen der Modernisierer dieser Zeit zum Opfer.⁵⁴



Abb. 9: Köln 1948, RBA 56641

Diese Beschädigung der Stadtgestalt im Wiederaufbau hing unmittelbar zusammen mit der sich nach dem Krieg eher noch verstärkenden Fixierung der Kölner Oberschicht auf das tradierte Solitärstadt-

53. J. Molitor, Nachkriegsbilanz, in: Düsseldorf in alten und neuen Reisebeschreibungen, ausgewählt von Günther Elbin, Düsseldorf 1990, 187-189.

54. Siehe Kier, 7-33.

Konzept: Die Außengrenzen der Stadt sollten um jeden Preis gewahrt bleiben. Daher betrieb der Kölner Oberbürgermeister Burauen offiziell eine Politik der Nicht-Entwicklung, - die Stadt sollte - so hieß es damals - ihre 'kölsche Art' - nicht verlieren.⁵⁵ Dies richtete die Entwicklungspläne (und auch die Zerstörungswut) der modernistischen Stadtplaner zwangsläufig nach innen: Köln versuchte sich in den 50er und 60er Jahren, als Messestadt gegenüber Bonn und Düsseldorf zu profilieren, in deren beider Schatten es nun lag.⁵⁶ Hierbei handelte es sich um einen merkwürdigen Entkopplungsprozeß von 'Heimatstadt' (mit allen ihren 'Traditionen' und Stereotypen) und 'originaler' Stadtgestalt. In Köln war es daher der Traditionalismus des Solitärstadt-Konzeptes selbst, der bzw. das dafür sorgte, daß die 'ursprüngliche' Stadtgestalt entweder ganz unter Beton verschwand oder durch bauliche Fiktionen ersetzt wurde.



Abb. 10: Köln Zentrum 1963, RBA 111756

Währenddessen feierte sich Düsseldorf als Prototyp der nun wieder 'amerikanischen', der modernen und funktionalen Stadt der 50er und 60er Jahre, als 'Schreibtisch des Ruhrgebietes' und als

55. Siehe H. Kellenbenz (Hg.), *Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft*, Köln 1975, 345ff.

56. Ebenda.

Landeshauptstadt zugleich.⁵⁷ Dies wurde beeinflusst durch die spezifische Düsseldorfer Tradition einer Modernität, die nun von völkischen Elementen 'gereinigt' war.⁵⁸

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich auch der Prozeß der funktionalen Integration der Städte im Rhein-Ruhr-Gebiet weiter fort. Dies traf besonders für Köln und Düsseldorf zu; es bildete sich nun die bereits skizzierte Aufgabenteilung zwischen den beiden Städten heraus, wobei die höhere Zentralität Düsseldorfs gegenüber Köln immer gewahrt blieb. Gleichzeitig verschärfte sich - bedingt durch den metropolitanen Integrationsprozeß und das 'Nachhinken' Kölns - nun auch die Konkurrenz zwischen den beiden Städten; dies war der wesentliche Grund, weshalb in den 60er Jahren Versuche scheitern sollten, im Bereich der Rheinschiene zu überstädtischen Formen regionaler Zusammenarbeit zu gelangen.⁵⁹

Doch bereits kurze Zeit später sollte sich die Situation erneut grundlegend wandeln. Für diese Zäsur um die Mitte der 70er Jahre ist inzwischen allgemein das Schlagwort 'Postmoderne' üblich geworden. Diese geht einher mit einem weiteren, grundlegenden kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Wandel, der in der westlichen Bundesrepublik etwa Mitte der 50er Jahre begonnen hat: Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, vom Fordismus zum Postfordismus, Auflösung der sozialen Schichtung und 'Verstilung' der Lebensentwürfe, Informations-, Wissenschafts- und Erlebnisgesellschaft müssen hier als Stichworte genügen.⁶⁰

Was hier an diesem vielfältigen gesellschaftlichen Transformationsprozeß nur interessieren kann, ist, daß mit der Durchsetzung 'der' Postmoderne den symbolischen Grenzen der Stadt eine noch höhere Bedeutung beigemessen werden mußte. Wenn wir bisher schon eine immer stärkere Dominanz der 'Fiktion' über die 'Fakten' zu konstatieren hatten, so hatte der Modernismus für deren endgültiges Auseinanderbrechen gesorgt: Er war ja bestrebt gewesen, scheinbar 'fiktionslose' Fakten an den Grenzen der Stadt zu schaffen. In den postmodernen Rekonstruktionsversuchen von Identität, und damit selbstredend auch für Grenzen, werden diese nun beinahe beliebig und arbiträr. Voraussetzung dafür ist erstens, daß die geschichtete Wirklichkeitskonstitution, die ehemalige, festgefügte Hierarchie von Glaubenssätzen und Wertvorstellungen de-hierarchisiert wird.⁶¹ Soziale Situationen, also etwa auch die Orientierung in einer Stadt bzw. die 'identification with a place', unterliegen einer Ästhetisierung der Erfahrung, ein Prozeß, den Schulz mit dem Stichwort 'Erlebnisgesellschaft' belegt hat. Identität, auch räumliche, wird zu einem vielschichtigen, mitunter sogar beliebigen Puzzlespiel, das auch als 'patchwork-identity' oder 'multipleself-identity' bezeichnet wird.⁶² Dies erlaubt die mehr oder weniger beliebige Konstruktion und Produktion von Images und Stereotypen zu beinahe jedem bzw. keinem

57. Siehe: F. Tamms, Düsseldorf, - ja, das ist unsere Stadt, Düsseldorf 1966.

58. Zum Beispiel blieb der Leiter der Düsseldorfer Stadtplanung, Friedrich Tamms, sowohl in der NS-Zeit als auch später im Amt. Über die Verbindungspunkte zwischen der 'völkischen' und der modernistischen Stadt siehe: F. Tamms, Planungsaufgaben für Düsseldorf, in: Stadtplanung Düsseldorf, Ausstellung Ehrenhof 1. 16.10.1949.

59. Siehe dazu: Landesplanungsgemeinschaft Rheinland (Hg.), Entwicklung und Zukunftsaussichten der Rheinischen Stadtlandschaft, Düsseldorf 1968.

60. Siehe dazu vor allem G. Schulz, Die Erlebnisgesellschaft, Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1992, 33-89 sowie U. Beck, Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986; M. Piore/ Ch. Sabel, The Second Industrial Divide, New York 1984. In diesen Werken auch weiterführende Literatur.

61. Siehe das zentrale Kapitel von Schulz, wie schon angegeben.

62. Siehe dazu allgemein: G. Grabher, Lob der Verschwendung, Redundanz in der Regionalentwicklung: Ein sozioökonomisches Plädoyer, Berlin 1994.

Preis. Deshalb kann die postmoderne, urbane Identität auf Besonderheiten, Einmaligkeiten und Spezifika rekurren, die beinahe vollständige Erfindungen und Fiktionen sein können. Die Koppelung an die 'reale' Stadtgestalt oder an funktionale Zusammenhänge, wie diese etwa in Köln bis 1940 so evident war, ist nun nicht mehr erforderlich.

Zweitens erzeugt die 'Postmoderne' einfach dadurch, daß sie ein Zeitalter der Massenmedien und der Werbung ist, den Zwang zur Unterscheidbarkeit um jeden Preis, gerade auch ökonomischer Gebilde wie die der Stadt. Insofern verwundert es nicht, daß die ersten Versuche, die Städte gegen die Nivellierungstendenzen des Modernismus der Nachkriegszeit wieder mit 'Besonderem' auszustatten, aus der Werbung stammen. Angestoßen durch den Impuls Roman Antonoffs entwickelte sich seit den frühen 70er Jahren ein Stadtmarketing, das mit immer größerer Sophistikation betrieben wurde.⁶³ Die zweite Quelle für den neuen Rekurs auf das Besondere und Einmalige ist die postmoderne Folklore, die mit dem Vordringen des globalen Kulturwandels auf die lokale und regionale Ebene verbunden ist.

Was aber ist einmalig in einer Stadt, die so radikal modern, so vollständig entgrenzt ist, wie Düsseldorf. Heinzen und Koch haben die postmodernen Vorbehalte gegen die 'fiktionslose' moderne Stadt so formuliert:

*"Seit wir begonnen haben, anderen zu erklären, daß man und frau sich bewußt für das Leben in Düsseldorf entscheiden können, haben wir behauptet, Unverwechselbares sei in dieser Stadt auszumachen. Wir glaubten, die Dinge, an denen wir Düsseldorf als Heimat identifizieren, wären auch für andere leicht greifbar. Wir glaubten, sie wären unabhängig von persönlicher Lebensgeschichte. Wir haben gelernt, daß das nicht so ist. Wir suchten Typisches und dachten, es wäre irgendwo zwischen Kaiserpfalz, Ratinger Straße und Pitt Jupp zu finden. Die Stadt, mag sie auch von vielen anderen übertroffen werden, habe doch etwas Unwiederholbares, Einziges. Was wir gefunden haben, war Westdeutschland, keine Stadt und keine Landschaft. Eine Uniformität der Organisation des Wohnens, die auf das Unverwechselbare, auf Geschichte, Mentalität und Topographie verzichtet und die Erdoberfläche in Funktionsbereiche gliedert."*⁶⁴

Dieses hier erstaunlich offen ausgesprochene postmoderne 'Bekenntnis' stieß in Köln auf eine andere Resonanz, sicher aus dem multifaktoriellen Wechselspiel der folgenden Faktoren heraus: Etwa das traditionalistische Erbe Kölns, die 'realen' einzigartigen und unverwechselbaren Elemente der Stadt (obwohl diese zum großen Teil auf Fiktionen beruhen), die spezifische Subkultur der Stadt, das im Vergleich zu Düsseldorf andersartige, kreative Milieu als Resultat der funktionellen Integration der Rhein-Ruhr Megalopolis und vor allem die Nähe von Bonn, von der Köln als 'Auffangbecken' für unzufriedene Hauptstädter bisher offensichtlich profitiert hat.

Aus diesen vielfältigen Ursachen heraus entwickelte sich seit Anfang der 70er Jahre eine neugefaßte Kölner Identität. Sie sollte besser nicht als Wiedergeburt einer lange verschütteten 'wahren' Kölner Wesenheit aufgefaßt werden. Eher handelt es sich hierbei um das Ergebnis einer neuen Phase der Erfindung von Traditionen, nun einer postmodernen.⁶⁵ Das soll an einem letzten Beispiel gezeigt werden, und damit schließt sich dann auch der Kreis, so wie er oben begonnen worden war: mit Bier.

63. Siehe dazu R. Antonoff, *Wie man seine Stadt verkauft, Kommunale Werbung und Öffentlichkeitsarbeit*, Düsseldorf 1971.

64. G. Heinzen/ U. Koch, *Heimat Stadt, Über das Leben in großen Siedlungen, Eine Bestandsaufnahme aus Düsseldorf*, Berlin 1982, 5.

65. Als besonders wichtiges Buch: E. Hobsbawm, *Mass-Producing Traditions: Europe, 1870-1914*, in: E. Hobsbawm/ T. Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, 263-307.

Bis in die 50er Jahre hinein wurden in Köln zahlreiche Fastnachtsschlager produziert, die auf die großen Drei des Karnevals bezogen waren: Wein, Weib und Gesang. Auch in der städtischen Selbstthematization existierte bis in diese Zeit eine ähnliche Formel, nämlich Dom, Strom und Wein. Vielleicht nicht in der Realität (also beim wirklichen Trinken), aber zumindest bei der Setzung städtischer Grenzen (also beim Singen während des Trinkens, oder als primordiales Element städtischer Identität) spielte der Rheinwein für Köln eine zentrale Rolle. Gut zwanzig Jahre später war dieses Getränk zumindest auf der symbolischen Ebene - realer Alkoholkonsum kann hier nicht untersucht werden - durch eine Biermarke ersetzt worden, die man als 'Kölsch' bezeichnet. Dieses Kölsch ist jedoch in der Form, in der es heute produziert wird, eine Errungenschaft der Zeit nach 1945. Dieses Bier verweist zugleich auf den grundlegenden Geschmackswandel der Konsumenten vor allem durch das Wirtschaftswunder und den dadurch bedingten Massenwohlstand nach der Mitte der 50er Jahre. Denn zunächst stieg nach dem Krieg in Köln die Nachfrage nach 'modernen' Biersorten an und diese waren sogenannter 'Dortmunder Brauart', also wesentlich herbere Biere als etwa nach der Münchner Tradition gebraute. Auch die Kölner Brauereien, im wesentlichen mittelständische Betriebe, stellten in diesen Jahren überwiegend solche Dortmunder Biere, also Export und Pils, her. Daneben existierte in Köln aber auch noch die Tradition des eigentlichen Kölsch oder Kölner Wiss, nach dem Reinheitsgebot kein Bier, sondern ein Weissbier (Wiss), da es nicht nur aus Gerste gebraut wurde.⁶⁶ 'Irgendwann' in den 60er Jahren muß dann der Durchsetzungsprozeß eines verkürzt 'Kölsch' genannten Bieres begonnen haben, das der hegemonialen Geschmacksrichtung dadurch angepaßt war, daß nur noch Gerste zu dessen Herstellung verwendet wurde. Dieser Prozeß ist bisher noch nicht erforscht worden und wird sogar bewußt im Dunklen gelassen.⁶⁷ Immerhin wurde bis zum Anfang der 70er Jahre der alte Name Kölsch im 'kollektiven Gedächtnis' umgeschrieben und auf das neue, obergärige Bier übertragen. Es dauerte aber bis Mitte der 80er Jahre, genauer 1986, bis sich mit der sogenannten Kölsch-Konvention ein nun gesicherter Rechtszustand für das neue Bier einstellen sollte: Erst seit diesem Zeitpunkt ist sicher, daß es sich bei Kölsch um eine Warenmarke handelt, die obergärig sein muß und ausschließlich in Köln hergestellt werden darf.⁶⁸ Gleichzeitig startete man eine Werbekampagne, die den Kölnern suggerierte, dieses Bier habe es schon immer in Köln gegeben.⁶⁹ Ergebnis dieses Prozesses war schließlich, daß eine im Grunde historisch sehr junge Invention über eine aufschlußreiche Kombination von Marketing und Lokalkolorit sich schließlich in ein primordiales Element verwandelte. Seit dieser Zeit, sind die Kölner Grenzen stark durch den Lieferbereich der Kölner Brauereien bestimmt.

7. Schlußbemerkung

Versucht man die - hier sicher noch sehr bruchstückhaften - empirischen Ergebnisse zusammenzufassen, so scheint sich die oben postulierte These tatsächlich zu bestätigen: Im Laufe der letzten zweihundert Jahre ist also offensichtlich die 'faktische' Strukturiertheit städtischer Grenzen weitgehend durch kulturelle Fiktionen ersetzt worden. Nichts liegt dem Autor ferner, als diesen Prozeß zu kritisieren und heutige Zustände als Entfremdung oder 'unwirkliche' Wirklichkeit zu geißeln. Offenbar benötigen gerade heutige Städtebewohner soziokulturelle Fiktionen, mit denen sie die wahre 'Wirklichkeit' besser aushalten

66. Vgl.: J. Müller, 'Kölsch' (= Kölner Wiss), in: Rheinisches Wörterbuch IV., Berlin 1938, and: F. Hönig, 'Kölsch' (= Kölner Bier), Wörterbuch der Kölner Mundart, Köln 1905.

67. Siehe Kölner Stadtanzeiger 233, 7. Oktober 1994, 10.

68. Dazu Kölsch-Konvention vom März 1986, C.Dietmar, Die Chronik Kölns, Dortmund 1991, 546.

69. Natürlich muß ein primordiales Element tausend Jahre alt sein, mindestens! Siehe dazu: H. Sinz, 1000 Jahre Kölsch Bier, Eine Chronik für Geniesser, Pulheim 1989.

und vielleicht sogar ertragen können.⁷⁰ Wahrscheinlich ist die hier beschriebene Art sogar die akzeptabelste in Zeiten auch der (blutigen) Orientierung um jeden Preis. Jedoch müssen sich auch mit mehr oder weniger beliebig produzierten 'landmarks' und abgrenzenden Symbolen normative Postulate - wenn auch bescheidene - verknüpfen lassen. Die Grenze der Stadt sollte sich immer auch durch eine gewisse 'loose connectiveness' auszeichnen, die zumindest regionale Kooperation nicht massiv blockiert. Auch Städte mit guten Orientierungsmöglichkeiten - und nicht einmal Köln - sind Inseln. Gerade 'symbolische' Ortsbindung sollte daher nach innen 'lose' gekoppelt sein, um vielfältige Anknüpfungspunkte nach außen zu gestatten. Heute - um beim Beispiel zu bleiben - fällt es mitunter schwer, diese Fähigkeit in Köln - anders Düsseldorf - zu entdecken. Wenn zumindest diese Voraussetzung erfüllt ist, was stände dem entgegen, künftig Arbeiten zum Thema mit präziseren Antworten als bis jetzt möglich auf die folgenden Fragen zu beenden: Wieviel Fiktion ist möglich, um Stadtgrenzen zu konstruieren? Wie groß bzw. wie gering muß der Kernbestand an 'Realität' tatsächlich sein? Wie vielfältig, ambivalent und optional sind die primordialen Elemente, die das Image einer Stadt bestimmen? Und wieviel 'Realität' in der 'Fiktion' bleibt notwendig und unverzichtbar?

Literaturliste

- K. ADENAUER/ F. BENDER (Hg.), Köln (= Deutschlands Städtebau), Berlin 1926
- R. ANTONOFF, Wie man seine Stadt verkauft, Kommunale Werbung und Öffentlichkeitsarbeit, Düsseldorf 1971
- G. J. ASHWORTH/ J. E. TUNBRIDGE, The Touristic-Historic City, London 1990
- F.-J. BADE, Expansion und regionale Ausbreitung der Dienstleistungen, Eine empirische Analyse der Tertiärisierungsprozesse mit besonderer Berücksichtigung der Städte in Nordrhein-Westfalen (=ILS Schriften 42), Dortmund 1987
- U. BECK, Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986
- M. BIENERT, Die eingebildete Metropole, Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Stuttgart 1992
- J. BIRKENHAUER, Das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet, Regionen - Genese - Funktionen, Paderborn 1984
- H.-H. BLOTEVOGEL/ N. DOHMS/ A. GRAEF/ I. SCHICKHOFF, Zentralörtliche Gliederung und Städtesystementwicklung in Nordrhein-Westfalen, Dortmund 1990, 36-51
- D. BRIESEN, Berlin - die überschätzte Metropole, Über das System der deutschen Hauptstädte von 1850 bis 1940, Bonn 1992
- D. BRIESEN/ R. GANS, Regionale Identifikation als "Invention of Tradition". Wer hat und warum wurde eigentlich im 19. Jahrhundert das Siegerland erfunden? in: Berichte zur deutschen Landeskunde 66, 1, 1992, 61-73

70. Siehe R. Geipel, op.cit.

- T. BRUDER, Nürnberg als bayerische Garnison von 1806 bis 1914. Städtebauliche, wirtschaftliche und soziale Einflüsse, Nürnberg 1992
- R. M. DOWNS/ D. STEA, Maps in Mind, Reflections on Cognitive Mapping, New York 1977
- J. ENGELBRECHT, Landesgeschichte Nordrhein-Westfalen, Stuttgart 1994
- J. N. ENTRIKIN, The Betweenness of Place, Towards a Geography of Modernity, Basingstoke 1991
- G. FORSTER, in: Düsseldorf in alten und neuen Reisebeschreibungen, Ausgewählt von G. Elbin, Düsseldorf 1990
- N. FREI, Der Führerstaat, Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945, München 1993
- R. GEIPEL, Münchens Images und Probleme, in: München, ein sozialgeographischer Exkursionsführer, (= Münchner Geographische Hefte 55/56), 1987
- A. GIDDENS, Time, Space and Regionalisation, in: D. Gregory/ J. Urry, Social Relations and Spatial Structures, Basingstoke 1985, 265-295
- J. R. GOLD, Locating the Message: Place Promotion as Image Communication, in: J. R. Gold/ S. V. Ward (Hg.), Place Promotion, The Use of Publicity and Marketing to Sell Towns and Regions, Chichester 1994, 19-37
- G. GRABHER, The Weakness of Strong Ties: The Lock-In of Regional Development in the Ruhr Area, in: G. Grabher (Hg.), The Embedded Firm, On the Socioeconomics of Industrial Networks, London 1993
- G. GRABHER, Lob der Verschwendung, Redundanz in der Regionalentwicklung: Ein soziökonomisches Plädoyer, Berlin 1994
- C.F. GRAUMANN, On Multiple Identities, in: International Social Science Journal 35, 1983, 309-321
- D. GREGORY, Geographical Imaginations, Cambridge 1994
- H. HÄUßERMANN/ W. SIEBEL, Neue Urbanität, Frankfurt 1987
- G. HEINZEN/ U. KOCH, Heimat Stadt, Über das Leben in großen Siedlungen, Eine Bestandsaufnahme aus Düsseldorf, Berlin 1982
- HISTORISCHES ARCHIV DER STADT KÖLN (HG.), Großstadt im Aufbruch. Köln 1888, Köln 1988
- E. HOBBSAWM, Mass-Producing Traditions: Europe, 1870-1914, in: E. Hobsbawm/ T. Ranger (Hg.), The Invention of Tradition, Cambridge 1983, 263-307
- G. HÖLSCHER, Köln, in: P. Wentzcke/ H.A. Lux, Rheinland. Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 121-128
- F. HÖNIG, 'Kölsch' (= Kölner Bier), Wörterbuch der Kölner Mundart, Köln 1905
- P. HÜTTENBERGER, Die Industrie- und Verwaltungsstadt, in: Düsseldorf, Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert 3, Düsseldorf 1989
- H. KELLENBENZ (HG.), Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft, Köln 1975
- H. KIER/ W. SCHÄFFKE, Die Kölner Ringe, Glanz und Geschichte einer Straße, Köln 1987
- K. R. KUNZMANN, Ein Leitbild für die Stadtregion Rhein-Ruhr? (= Institut für Raumplanung. Universität Dortmund, Arbeitspapier 131), Dortmund 1983
- LANDESPLANUNGSGEMEINSCHAFT RHEINLAND (HG.), Entwicklung und Zukunftsaussichten der Rheinischen Stadtlandschaft, Düsseldorf 1968
- D. LANGEWIESCHE, Europa zwischen Restauration und Revolution. 1815-1849, München 1973
- H.A. LUX, Das schöne Düsseldorf, in: P. Wentzcke/ H. A. Lux (Hg.), Rheinland, Geschichte und

- Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz, Düsseldorf 1925, 366-371
- J. MOLITOR, Nachkriegsbilanz, in: Düsseldorf in alten und neuen Reisebeschreibungen, ausgewählt von Günther Elbin, Düsseldorf 1990, 187-189
- J. MÜLLER, 'Kölsch' (= Kölner Wiss), in: Rheinisches Wörterbuch IV., Berlin 1938
- I. NICOLINI, Die politische Führungsschicht in der Stadt Köln gegen Ende der Reichsstädtischen Zeit, Köln 1979
- T. NIPPERDEY, Deutsche Geschichte 1866-1918 I., München 1990
- M. NOLAN, Social Democracy and Society, Working-Class Radicalism in Düsseldorf 1890 - 1920, Cambridge 1981
- U. PETZ/ K. SCHMALS (HG.), Metropole, Weltstadt, Global City: Neuere Formen der Urbanisierung (= Dortmunder Beiträge zur Raumplanung Band 60), Dortmund 1992
- M. PIORE/ CH. SABEL, The Second Industrial Divide, New York 1984
- W. PRIGGE (HG.), Die Materialität des Städtischen, Stadtentwicklung und Urbanität im gesellschaftlichen Umbruch, Basel 1987
- RAUMORDNERISCHE ASPEKTE DES EG-BINNENMARKTES, (= Schriftenreihe Forschung des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau 488), Bonn 1992
- P. REUBER, Heimat in der Großstadt, Eine sozialgeographische Studie zu Raumbezug und Entstehung von Ortsbindung am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel, (= Kölner Geographische Arbeiten 58), Köln 1993
- J. REULECKE, Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt 1985
- J. REULECKE, Das Berlinbild: Was ist Imagination, was ist Wirklichkeit? in: G. Brunn/ J. Reulecke, Berlin Blicke auf die deutsche Metropole, Essen 1989, 251-263
- J. SCHOPENHAUER, An Rhein und Maas, Reprint Duisburg 1987
- G. SCHULZ, Die Erlebnisgesellschaft, Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1992
- F. SCHUMACHER, Köln, Entwicklungsfragen einer Großstadt, München 1923
- G. SIMMEL, Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig 1908
- B. A. STEGMANN: Images und Imagemarketing von Raum - Eine wahrnehmungsgographische Studie am Beispiel der Stadt Köln, ihrer Stadtteile und Stadtviertel im Spiegel Kölner Printmedien. Diss. Köln 1994.
- A. STELZMANN/ R. FROHN, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln, 11. Auflage 1990
- G. STIENS, Kommende Veränderungen der städtischen Siedlungsstruktur der Bundesrepublik Deutschland, Eine Auswertung jüngster raumwirtschaftlicher Trendermittlungen, in: Informationen zur Raumentwicklung, 12, 1993, 899-919
- F. TAMMS, Planungsaufgaben für Düsseldorf, in: Stadtplanung Düsseldorf, Ausstellung Ehrenhof 1. 16.10.1949
- F. TAMMS, Düsseldorf, - ja, das ist unsere Stadt, Düsseldorf 1966
- C. TILLY, European Revolutions, 1492-1992, Oxford 1993
- Verhandlungen des 3. Rheinischen Städtetages im Rathause zu Saarbrücken am 6. Juli 1912
- G. VOPPEL, Nordrhein-Westfalen, Darmstadt 1993
- K. VOSSEN/ E. GLÄßER, Nordrhein-Westfalen, Stuttgart 1987

P. WEHLING, Die Moderne als Sozialmythos, Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien, Frankfurt/ New York 1992

P. WEICHHART, Raumbezogene Identität, Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation, Stuttgart 1990

DETLEF FRANKE, HEIDELBERG

AMARNA - GRENZEN UND STADT IM ALTEN ÄGYPTEN

Um 1875 v. Chr. hat der **Provinzgouverneur** Chnumhotep in seinem Grab im mittelägyptischen Beni Hasan seine Autobiographie aufzeichnen lassen. In ihr ist vor allem davon die Rede, wie in seiner Familie Ämter vererbt und vom König verliehen wurden, aber auch von der Festlegung von Grenzen.

Pharao Amenemhet II. hatte Chnumhotep in das Erbe seines Großvaters eingesetzt,
*"wobei er (Amenemhet) für mich (Chnumhotep) eine südliche Grenzstele festsetzte,
 eine nördliche (Grenzstele) aufstellte, (weit und fest) wie der Himmel¹,
 und den großen Nil-Fluß teilte in seiner Mitte, so, wie es (früher) getan worden war für meinen Großvater durch einen Ausspruch, der aus dem Munde seiner Majestät kam, des Königs Amenemhet I.,,
 als Seine Majestät (auf den Thron?) kam, um das Übel (Isfet) zu vertreiben,
 indem er erschien als (der Schöpfergott) Atum selbst,
 wobei er wieder in Ordnung brachte, was er verwüstet vorgefunden hatte,
 und was eine Stadt der anderen (Stadt) genommen hatte,
 und wobei er wissen ließ eine Stadt ihre Grenze gegenüber der (andern) Stadt,
 indem ihre Grenzstelen aufgestellt wurden, (weit und fest) wie der Himmel,
 und ihr (der Städte) Wasser (= Gebiet) bekannt gemacht wurde gemäß den (alten) Schriften
 und gemessen nach dem alten Zustand,
 (dies alles tat der König) wegen der Größe seiner Liebe zur Ordnung (Ma'at)."*²

In der kurzen Lobrede auf den König wird sein Handeln mit dem des Schöpfergottes Atum bei der

1. Das im Wechsel mit "festsetzen" für die Stelenaufstellung benutzte Verb bedeutet wörtlich: "effizient machen: zur Wirkung = Ordnung bringen". Der Himmel ist Metapher für weite Ausdehnung (z.B. Urk. IV, 248, 16f.), aber auch für Beständigkeit (z.B. Urk. IV, 2014, 1; 2015, 12) und Perfektion. Das ist gleichzeitig ein Verweis auf die Eidesformel, mit der die Aufstellung von Grenzstelen beschworen wird: bei Meineid oder Verrücken der Grenzsteine wird der Himmel einstürzen und eine kosmische Katastrophe eintreten (vgl. LÄ, I, 1197 Anm. 52; LÄ, II, 151; S. Schott, *Analecta Biblica* 12 (Roma 1959) 324). Vgl. den Eid des Pharao Sesostris I. in der Inschrift vom Tempel der Göttin Satet auf Elephantine: "[Die Sonne wird jeden Tag aufgehen?], der Mond wird seinen Gang tun, der Himmel wird nicht herabstürzen und die Erde wird nicht umkippen, [die Zirkumpolarsterne] werden nicht zugrunde gehen, - [so, wie] mein Eid [bleibt] und [mein Na]me dauert!" (W. Schenkel, *MDAIK* 31 (1975) Tf. 35e (S140), a (S619), Tf. 33a rechts (S649)).

2. P.E. Newberry, *Beni Hasan*, I (London 1893) pls. XXV/XXVI, Z. 13-46 = *Urk.* VII, 26/27. Letzte Bearbeitung und Übersetzung von A.B. Lloyd, in: ders. (ed.), *Studies in Pharaonic Religion and Society in Honour of J. Gwyn Griffiths* (London 1992) 21-36.

Erschaffung der Welt verglichen. Wie der Schöpfergott Undifferenziertes differenziert, Himmel von Erde trennt, setzt der König Grenzen fest. Dies geschieht durch königliche Proklamation und die Aufstellung von Grenzstelen. Die altägyptische Sprache benutzt für das gesprochene königliche "Macht-Wort" und seine Veröffentlichung auf Stein als "Denkstein, Stele" sogar dasselbe Lexem (wd). Diese "Bifokalität" von [Handlung: königliche Worte: Potentialität] ⇒ [Resultat: Verewigung auf dauerhaftem Stein: Aktualität] hängt mit der Vorstellung von der schöpferischen Kraft des göttlich-königlichen Wortes (Logos) zusammen.

Es gibt im Ägyptischen ein altes Wort für "Grenzmarkierung" (tnjw), eine Kompositieroglyphe aus einem Zepter, das für die Himmelsstütze steht, und einem Grenzstein, über die sich eine (manchmal mit einer Feder als Machtzeichen versehene, auf einer Standarte sitzende) Schlange gegen das Außen als Schützerin des Innen ausbreitet (Fig. 1).³ Dem Bild liegt die Vorstellung zugrunde, daß die Grenze Ägyptens dort verläuft, wo der Machteinfluß königlicher Autorität endet.⁴

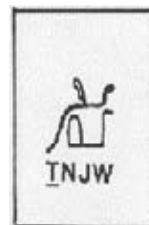


Fig. 1

Die Setzung von Grenzen ist Teil der bei der Schöpfung in Gang gesetzten Ordnung von Kosmos und Gesellschaft, die der Pharao in seinem Handeln aktualisiert: das Aufstellen von Grenzsteinen ist ein "Zur-Wirkung-Bringen" von Ordnung gegenüber Unordnung.⁵

Gleichzeitig wird im oben zitierten Textausschnitt auf eine zurückliegende chaotische Zeit verwiesen, als eine Stadt der anderen Stadt Gebiete wegnehmen konnte, als die Gebietsverhältnisse und Hegemoniesphären der Städte - gelinde gesagt - flexibel waren. Angesichts unklarer Gebietsansprüche lautet dann die Klage des Provinzgouverneurs *"Ich kenne mein Wasser nicht"* (Zeile 148).

Wohlgemerkt: es geht im Text eigentlich nicht um Stadtgrenzen, sondern um Gebietsgrenzen, doch die handelnden Subjekte sind die Städte. Die Grenzsetzung soll nicht auf Übereinkunft oder Willkür der Menschen beruhen, sondern wird vom König einseitig, unilateral als fester Punkt auf

3. Zu tnjw (manchmal die beiden Grenzen des Fruchtländes, also das Wüstengebirge östlich und westlich des Nil bezeichnend) siehe E. Edel, ZÄS 81 (1956) 67ff. Pyr., §§ 279a [254], 1236ab [524]. Eine weitere Bezeichnung für "Grenzstein" ist jz(w)t (t3š) "von altersher Gesetztes (der Grenze)". Die (bewegliche) Grenzlinie (t3š) des Reiches der Königin Hatschepsut erstreckt sich "bis zur Weite des Himmels und bis zur Grenzzone (drw) der Dunkelheit" (Urk. IV, 248, 16/17), vgl. für t3š Englisch "border": Rand/Saum, Grenzlinie, im Deutschen "Grenze", versus drw (davorliegende) "frontier": Grenzzone, im Deutschen "Mark", "Gemarkung". Zur Vorstellung von der Grenze in Ägypten vgl. LÄ, II, 896f.; E. Hornung, *Eranos Jahrbuch* 49 (1980) 393ff.; S. Quirke: "Frontier or Border? The Northeast Delta in Middle Kingdom texts", in: "The Archaeology, Geography and History of the Egyptian Delta in Pharaonic Times." Proceedings, Wadham College, Oxford, 29.-31 August 1988 (*Discussions in Egyptology*, Special Number 1) (1989) 261-274.

4. Diese Vorstellung kann in gewissem Umfang durchaus auch für Amarna gegolten haben: Amarna könnte eine Art "monotheistische" Enklave einer (zum Teil) neuen Elite in einem sonst mehrheitlich-traditionell polytheistischen Ägypten gewesen sein (siehe auch E. Hornung, *JARCE* 29 (1992) 48f.). Und es gibt die interessante These, daß das römische Reich (Imperium - "Befehl!") "nur durch und als seine Post" existierte, nur solange und soweit funktionierte wie der Befehlsfluß im Rahmen des *cursus publicus* (B. Siegert: "Der Untergang des römischen Reiches", in: H.U. Gumbrecht/K.L. Pfeiffer (Hg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie* (Frankfurt am Main 1991) 495ff.).

5. Dieser textexterne Kontext wird durch das Gegensatzpaar der "Codewörter" MA'AT - ISFET angesprochen, vgl. dazu J. Assmann, *Ma'at. Gerechtigkeit und Unsterblichkeit im Alten Ägypten* (München 1990).

einer Linie erklärt⁶ - ebenso wie bei den Landesgrenzen.

Das Chnumhotep zugeteilte Gebiet umfaßt die "*Gewässer, Äcker, Hölzer (d.h. Gehölze und Wälder) und Sand(bänke)*" (Z. 52/53). Für seinen Sohn (namens Nacht) werden in der Nachbarprovinz insgesamt 15 Grenzstelen aufgestellt auf den tief gelegenen Äckern des Niederfeldes (Z. 139-142). Keine der Grenzstelen, von denen Chnumhotep spricht, ist erhalten geblieben.⁷

Aus königlichen Dekreten des Alten Reiches wissen wir, daß die Vermessung der Felder "*wie ein schönes Fest des Gottes*" begangen wurde als Umzug mit Musik und Fahnen, den Beamte, Vermesser und Schreiber begleiteten (Dekrete G und L aus Koptos)⁸. Dazu gehörte die Aufstellung von Grenzsteinen auf den Feldern, deren richtiger Standort von den Dorfältesten beieidet werden mußte. So ist es jedenfalls in mehreren Gräbern des Neuen Reiches dargestellt.⁹

Über 500 Jahre später, um 1345 v. Chr., beschließt in seinem fünften Regierungsjahr Pharao Amenophis IV. (etwa 1350-1333 v. Chr.) - besser bekannt unter seinem später angenommenen Namen Echnaton¹⁰ - für sich und seinen Gott Aton eine Stadt zu gründen.

Die Gründung einer eigenen neuen Residenzstadt gehörte dogmatisch durchaus zu den Aufgaben des ägyptischen Pharaos, um einen Neubeginn mit seiner Thronbesteigung zu markieren.¹¹

Doch über keine Residenzstadt sind wir durch zeitgenössische Inschriften und moderne Ausgrabungen so gut informiert wie über diese Stadt, die mit ihrem modernen Namen als Amarna (kein Tell!) bekannt geworden ist. Und in keiner altägyptischen Stadt spielen topographisch-natürliche, religiöse, symbolische und soziologische Grenzen eine so offensichtlich unser Bild prägende Rolle.

Nachdem der König auf den Thron gekommen war, konzentrierte er bald seine ganze Aufmerksamkeit und Zuwendung auf eine einzige Gottheit, die bisher im ägyptischen Pantheon eher unbedeutend gewesen war: ATON, die leuchtende Sonnenscheibe. Die ausschließliche Verehrung eines

6. In Ägypten besteht so eine "stadtzentrierte Regionalstruktur" "deszendente", im Gegensatz zum Vorderen Orient, wo großräumigere politische Gebilde oft durch Verträge und Allianzen von Stadtstaaten entstehen (siehe auch J. Assmann: "*Politisierung durch Polarisierung. Zur impliziten Axiomatik altägyptischer Politik*", in: K. Raaflaub (Hg.), *Anfänge politischen Denkens in der Antike. Die nahöstlichen Kulturen und die Griechen*. (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien, 24; München 1993) 14 Anm. 4).

7. Insgesamt sind aus dem Mittleren Reich nur wenige Grenzstelen erhalten, zwei frühe königliche Beispiele sind die Grenzstelen Sesostri I., die auf dem Westufer des Nils die Grenze der Verwaltungsgebiete zwischen den Städten Iumiteru und Gebelein bzw. Esna und Hierakonpolis in Südägypten markierten (L. Habachi, *MDAIK* 31 (1975) 33ff.: Cairo TR 10/4/22/7 und Cairo JE 88802).

8. Siehe W. Helck, *LÄ*, II, 150f.

9. Vgl. S. Berger, *JEA* 20 (1934) 54ff.; *LÄ*, I, 1197 Anm. 52; *LÄ*, II, 150f. Anm. 4; B. Dominicus, *Gesten und Gebärden in Darstellungen des Alten und Mittleren Reiches* (*SAGA* 10; Heidelberg 1994) 95 Anm. 550.

10. Die Namensänderung des Geburtsnamens "Amun-hotep" (griechisch "Amenophis"; traditionell mit AMUN im Namen) zu "Echn-aton" (mit ATON im Namen, eigentlich "Achan-jati" auszusprechen) erfolgte wohl gleichzeitig mit der Gründung der Stadt Achet-Aton. Die Grenzstelen mit der "älteren Proklamation" sind jedenfalls die ersten Belege für den Namen Echnaton, während früher im 5. Jahr (Gurob-Brief) der Pharao noch Amenophis (IV.) genannt wird.

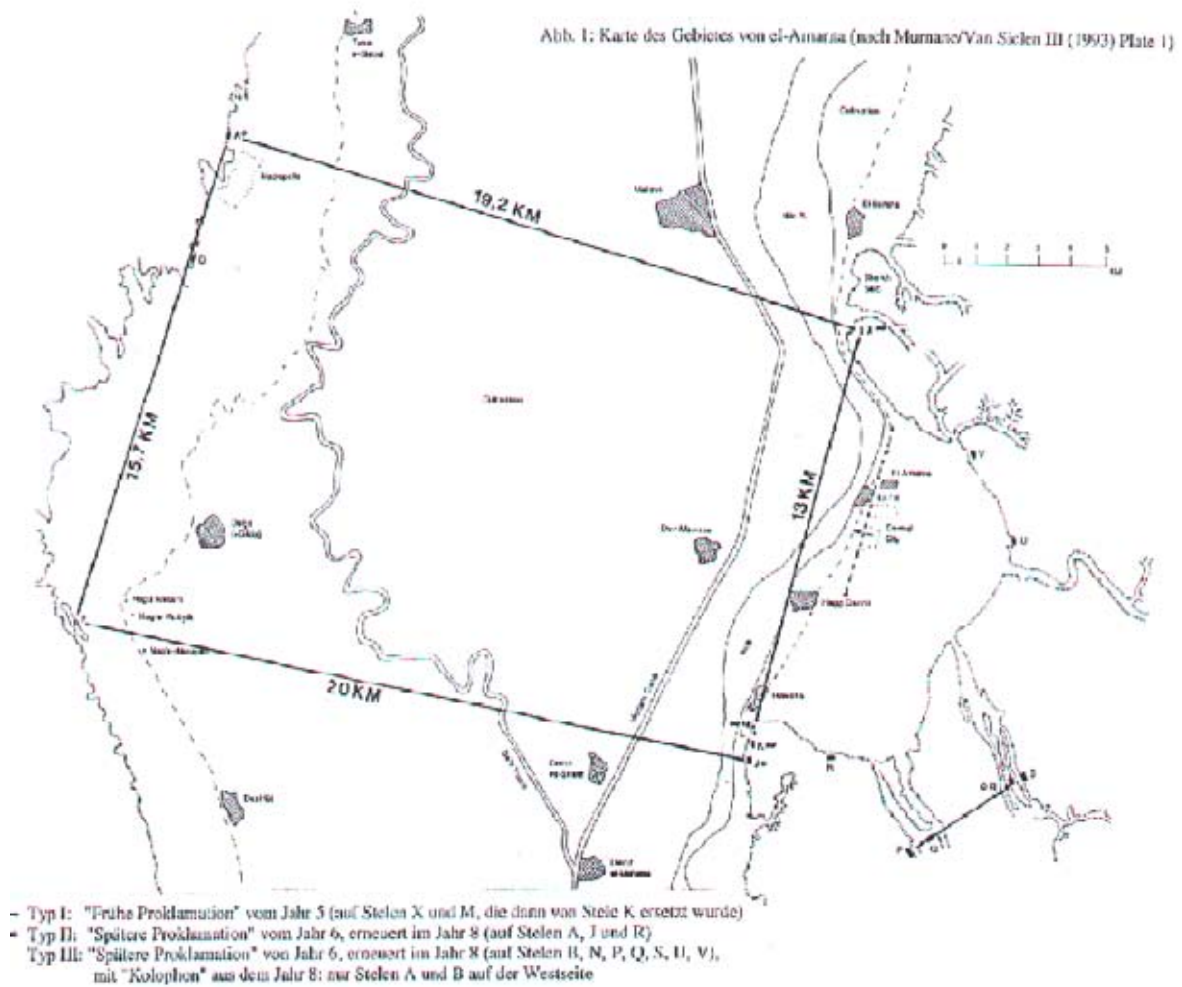
11. Vgl. mythisch Menes mit Memphis, dann Amenemhet I. mit Itj-towi, Ramses II. mit der Ramsesstadt und Alexander mit Alexandria. Auch die verschiedenen Orte, an denen die königlichen Grabpyramiden im Alten Reich im weiteren Umkreis von Memphis angelegt wurden, könnten auf Ortswechsel der Residenz hinweisen.

einzigem Gottes als Schöpfer aller Dinge war angesichts des traditionellen Polytheismus eine Ungeheuerlichkeit. Zunächst konzentrierte der König sich darauf, in der Hauptstadt Theben, der Stadt des alten Reichsgottes AMUN, große Tempelanlagen für seinen Gott Aton errichten zu lassen. Doch diese Art der Koexistenz in Theben von Aton und Amun, hinter dem ja eine starke und traditionsgebundene Anhänger- und Priesterschaft stand, konnte nicht lange gut gehen. Das monotheistische Experiment mußte zwangsläufig die Vernachlässigung aller anderen Götter und schließlich sogar die Verfemung (bis hin zur gezielten Aushackung) des Namens des Gottes Amun im ganzen Land nach sich ziehen.

Im 5. Regierungsjahr wurde der entscheidende Schnitt vollzogen: ca. 400 km nördlich von Theben (und ca. 310 km südlich von Cairo) sollte eine neue, eigene Stadt für den König und seinen Vatergott Aton gegründet werden. Damit wurde die radikale Trennung von der traditionellen Hauptstadt Theben und ihrem Gott Amun auch physisch vollzogen. Mit dieser Ausgrenzung gegenüber der Tradition gingen einher eine Namensänderung des Königs und Innovationen in der Tempelarchitektur, in der Kunst, bis hin sogar in der geschriebenen Sprache.

Der Platz für die Stadtgründung war sorgfältig ausgesucht worden und mußte bestimmten Anforderungen genügen. Der Wille des Königs, die Stadt an dieser Stelle und keiner anderen zu gründen, wurde in einem feierlichen Eid auf drei Grenzstelen (Stelen X und M, K), in Stein verewigt, die im Norden und Süden des Gebietes in den anstehenden Fels gehauen worden waren (vgl. Abb. 1, Foto der nordwestlichsten Grenzstele A: Abb. 1a).¹²

12. Alle Grenzstelen von Amarna liegen in einer neuen Bearbeitung vor: Murnane/Van Siclen III. (1993), (vgl. die Rezension in *BiOr* 63 (1994) 121ff.). Im folgenden zitiere ich die Grenzstelen nach Kennbuchstaben und Zeile wie bei Murnane/Van Siclen III.



Den Auftrag erhielt der König von niemand anderem als direkt von "seinem Vater" Aton (Stele K, Z. XIX/XX), "zu erbauen ACHET-ATON, den "Horizont des ATON", an dieser abgelegenen Stelle" (K, XXI). Der König hatte das Gebiet vorgefunden als niemandem gehörendes Land (K, 1): "es gehörte keinem Gott und keiner Göttin, es gehörte keinem Herrscher und keiner Herrscherin, und es gehörte keinem Menschen" (K, 1-2).



Abb. 1a: Die nordwestliche Grenzstele "A"

Rechts (im Norden) die Stele (Höhe: 4,27m), links die zwei Statuengruppen mit opferndem König, Königin und Prinzessinnen. Das Dach und die seitlichen Zungenmauern sind moderne Schutzvorrichtungen. Foto des Verfassers von 1973

Angesichts der Tatsache, daß ganz Ägypten juristisch und administrativ durch feste Gebietsgrenzen und Besitztümer der Krone und der Göttertempel aufgeteilt war, ist dieser Hinweis darauf, daß die Gründung in einem juristischen Freiraum erfolgte, von Bedeutung. Denn hiermit sind die Existenzrechte anderer Götter und Mächte anerkannt, die Gründung war (zumindest zunächst) kein Affront gegen diese. Es war ein Raum in einer aufgeteilten Welt gefunden für die Entfaltung der religionspolitischen Innovationen Echnatons (vgl. Anm. 4!). Niemand konnte in Zukunft Ansprüche auf das Gebiet stellen (X, 47f.) und es wird jetzt vom König und seinem Vater Aton in Besitz genommen: *"Es gehört mir, um Achet-Aton zu sein, in Ewigkeit"* (K, 2; X, 50-53).¹³

Gleichzeitig ist der Name der Gründung ein Programm: Achet-Aton, "Horizont des Aton", beschreibt mythologisch-kosmologisch den Aufenthaltsplatz des Sonnengottes in der Götterwelt.¹⁴ Die Gründung ist bestimmt, ein Abbild götterweltlicher Präfiguration zu sein. Der "Horizont des Aton"

13. Die Stadtgründung erweist sich insofern als ein kluger politischer Akt, dem jede kurzfristige Radikalität fehlt (vgl. den Aufbau sogenannter "befreiter Gebiete" als Ausgangsbasis für weitere Aktionen in der Taktik des Guerillakampfes). Ich glaube andererseits nicht, daß das Gebiet für die Anlage der Stadt vornehmlich aus (militärischen) Sicherheitsgründen ausgewählt wurde, wie es K. Pflüger, *ZÄS* 121 (1994) 123ff. annimmt, eher spielen ökonomische Gründe eine Rolle (vgl. C. Eyre, *IEA* 80 (1994) 78 Anm. 154).

14. Achet-Aton ist Atons *"Stätte des 'Ersten Males', die er für sich geschaffen hat, um in ihr zu ruhen, täglich"* (Stele K, Z. X/XI).

ist nicht nur Abbild des Kosmos, sondern gleichzeitig ein Gotteshaus, Tempel.¹⁵

Die Wahl des Ortes ist deshalb kaum Zufall: Die weite, vorher tatsächlich unbebaute, etwa 10 km lange und 6 km breite Ebene auf der Ostseite des Nils südlich des modernen Mallawi, halbkreisförmig umgeben von Bergen, in deren Mitte ein Wadi einen charakteristischen Einschnitt bildet, ist in der Tat ein ziemlich genaues Abbild der ägyptischen Hieroglyphe für "Horizont" (vgl. Abb. 1, 3 und 2):¹⁶

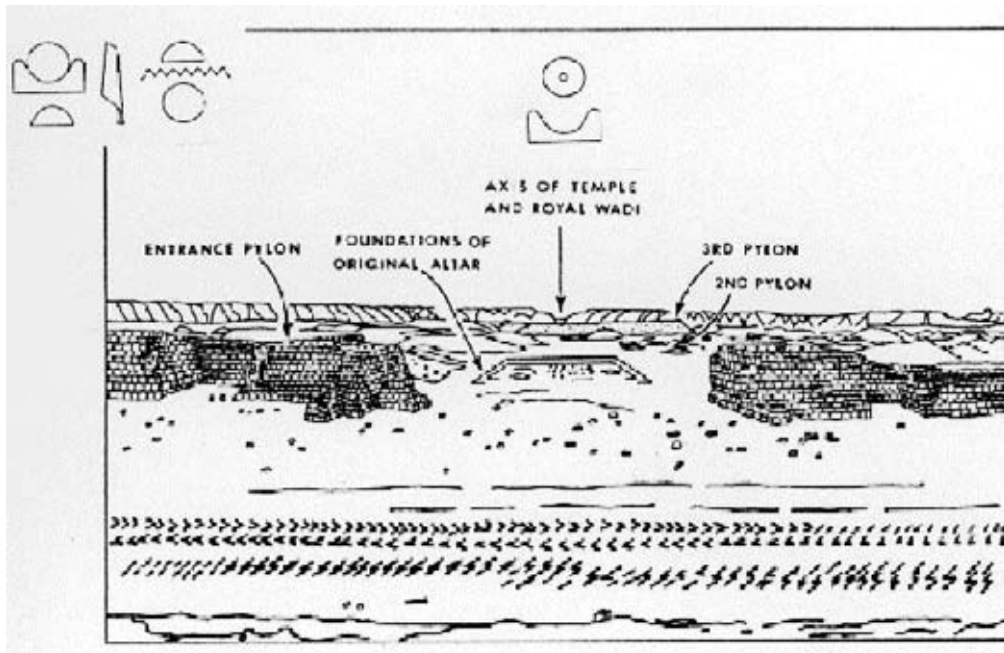


Abb. 2: Der Name der Stadt: die Hieroglyphen "Achet-Aton" (oben links), die Horizont-Hieroglyphe "Achet" (aufgehende Sonne über Horizontberg: oben Mitte) und das topographisch-architektonische Panorama von Amarna in Höhe der Achse von Königsgrab-Wadi und "kleinem Aton-Tempel" (nach R.A. Wells, SAK 14 (1987) 317 Fig.3)

15. Die visionäre Stadtbeschreibung in den Grenzstelen steht dabei im Kontext der traditionellen und der neuen, "Echnaton-zentrierten" Heilskonzeption, vgl. allgemein: Werner Müller, *Die Heilige Stadt. Roma quadrata, himmlisches Jerusalem und die Mythe vom Weltnabel*. Stuttgart 1961. Ich denke auch an die konstruktivistische Regel "Draw a distinction and you create a universe" (George Spencer Brown, *Laws of Form* (New York 1979) 3 (nach Assmann (1993, zitiert in Anm. 6) 15).

16. Abb. 2 nach R.A. Wells, SAK 14 (1987) 313ff., der - ausgehend von der axialen Ausrichtung des "kleinen Aton-Tempels" in Amarna auf das Königsgrab-Wadi - berechnet hat, daß die Sonne im charakteristischen Wadieinschnitt etwa um den 20. Februar aufgegangen sein soll (= Gründungsdatum?). Siehe dazu kritisch R. Krauss, *GM* 103 (1988) 39ff. und Chr. Leitz, *Studien zur ägyptischen Astronomie* (ÄA 49; Wiesbaden 1989) 73ff.

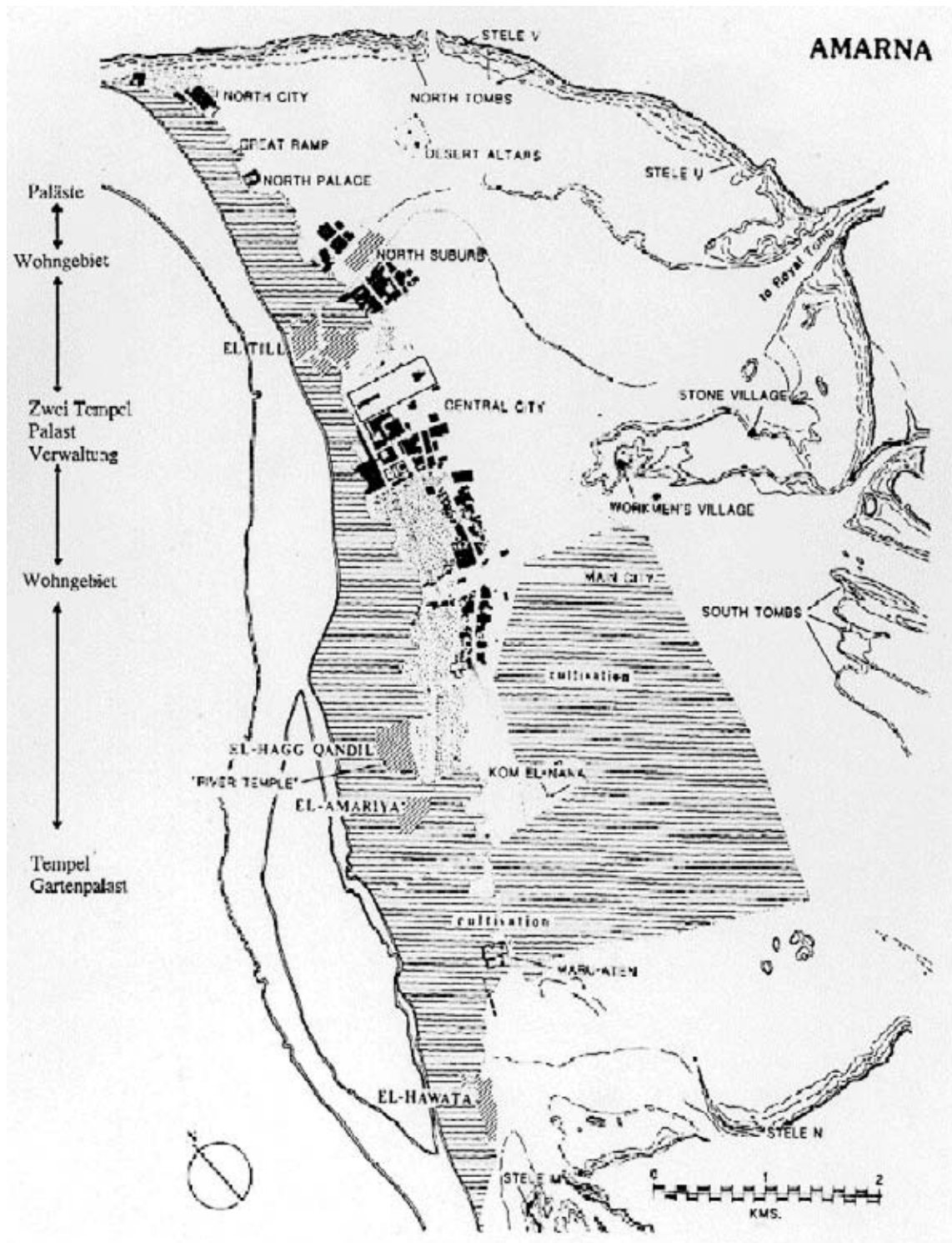


Abb. 3: Karte der Bebauungszonen von Amarna (nach B. Kemp, LÄ VI, 311/312)

Der König verkündet: *"Ich werde erbauen Achet-Aton für Aton, meinen Vater, an dieser Stelle ..."* (K, 11) (und an keiner anderen), *"auf der 'Aufgangsseite' = Ostseite von Achet-Aton, der Stätte, die er (Aton) selbst (so) geschaffen hat, daß sie für ihn umarmt ist vom Berg, daß er*

Befriedigung erlange in ihr und daß ich ihm opfere auf ihr: Sie ist es." (K, 12).

Das Gebiet ist von Aton geschaffen und landschaftlich so gestaltet, daß es von Anbeginn dazu prädestiniert ist, Residenz des Gottes zu sein und schließlich - durch "Führung" und Fügung Gottes (K, 5-7) - von König Echnaton "gefunden" zu werden. Echnaton fällt als Sohn des Schöpfergottes die Aufgabe zu, die Schöpfung zu entfalten. Im Grab des Beamten Mechu in Amarna wird diese Partnerschaft von Vater-Schöpfergott (Re>Aton) und Sohn-Schöpfergott (Pharao) bei der Erbauung von Achet-Aton angesprochen: Echnaton wird als "Bauherr, Demiurg" von Achet-Aton angerufen, der gleichzeitig vom Sonnengott Re (womit hier natürlich Aton gemeint ist) selbst geschaffen wurde.¹⁷

Die primär sakrale Charakter der Gründung ergibt sich auch aus den dann vom Pharao verkündeten Bauvorhaben für die Stadt (K, 14ff.). Erwähnt werden nämlich nur 5 Tempel und die Palastanlagen für den König und die Königin, jedoch keinerlei Verwaltungs- und Militärbauten, geschweige denn Wohnungen für die Beamten, Soldaten und das gewöhnliche Volk. Weiterhin sollen ein Grab für den König, die Königin und die älteste Tochter angelegt werden im Ostgebirge, eine Begräbnisstätte für die heiligen Stiere des Sonnengottes und Gräber für die höhere Priesterschaft des Aton. Im folgenden beschäftigt sich der dann leider sehr zerstörte Text des königlichen Eides - durchaus traditionell - vor allem mit der Festsetzung der Opferstiftungen für den Gott.

Die genannten baulichen Anlagen existierten funktional und mit ähnlichen Namen vorher schon in der alten Residenzstadt Theben, wo sie dem Gott Amun gehörten und in dem nördlichen Kultort des Sonnengottes Re in Heliopolis beim heutigen Cairo. Diese Anlagen sollen also jetzt durch neue Anlagen, die ausschließlich für Aton und den König bestimmt sind, ersetzt werden. Theben, die "Stadt des Amun", das auch einfach nur "die Stadt" genannt wurde, wird ersetzt durch Achet-Aton. Dabei scheint von Bedeutung, daß Achet-Aton das ganze große Gebiet umfaßt, in dessen Mitte die Bauten liegen. Dieses von großen unbebauten Flächen umgebene eigentliche Siedlungsgebiet trägt keinen eigenen Namen, und der Name Achet-Aton ist nie mit der Hieroglyphe für "Stadt, Siedlung" determiniert.¹⁸

Durch die Gründung der Stadt auf unbebautem Gebiet ergab sich die einmalige Möglichkeit, sie nach kosmisch-religiösen Vorgaben zu planen und zu bauen. Dies war ja in den "natürlich" gewachsenen anderen alten Städten Ägyptens (z. B. Theben) nicht möglich gewesen.¹⁹

Durch die Ortswahl sind die Nord-Südachse und die Ost-Westausdehnung als Grenzen des Gebie-

17. *"Du (Echnaton) bist bis in Ewigkeit, Schöpfer-Bauherr von Achet-Aton, der geschaffen ist von Re selbst"* (Jw=k r nhh p3 qd 3ht-jtn jr(r?)^Rcw ds=f: N. De Garis Davies, *The Rock Tombs of El-Amarna*, IV (London 1906) pl. XXI rechts = pl. XIIA). Vgl. für den Anfang Urk. IV, 2004, 10; 2005, 12; 2007, 9; 2010, 16; 2015, 6, und für den König als "Schöpfer" (qd) von Menschen z.B. Urk. IV, 2015, 10.

18. Allerdings erscheint auf einem der alten Markierungssteine für Bauten, die in der Central City gefunden wurden, die Bezeichnung "Siedlung des Aton" (p3 dmj p3 Jtn) (J.D.S. Pendlebury, *The City of Akhenaten*, Vol. III (London 1951) pl. LXXXIX, Nr. 129, S. 113, 162). Vgl. außerdem C. Cannuyer, *GM* 86 (1985) 7ff.

19. Trotzdem sind z.B. in Theben die zentralen sakralen Baulichkeiten durch Prozessionsstraßen aufeinander bezogen. Diese Funktion übernimmt in Amarna die "Royal Road".

tes vorgegeben. Zunächst nur "ost-orientiert",²⁰ werden die Grenzen im Norden und Süden durch Grenzstelen in den hier nahe an den Nil heranreichenden Felsklippen festgelegt. Nahezu parallel zu dieser Nord-Südachse verläuft die sogenannte "Royal Road", in deren Mitte die vom König genannten und wohl zuerst begonnenen Bauten liegen: der große und der kleine Aton-Tempel, der große Palast und das "King's house". Am nördlichen Ende befinden sich der Uferpalast des Königs und der Nordpalast der Königin, im Süden die tempel-/palastartige Anlage von Kom el-Nana (vgl. Abb. 3 und 4).

Auf den Tag genau ein Jahr nach der Proklamation des Gründungseides, also im 6. Regierungsjahr des Königs, schwört der König einen zweiten Eid. Dieser wird auf 11 Stelen aufgezeichnet, 8 Stelen auf der Ostseite und 3 Stelen auf der Westseite. In diesem zweiten Eid des Königs geht es ihm vor allem um die genaue Festlegung der Gebietsgrenzen von Achet-Aton, jetzt nicht nur im Osten, sondern auch im Westen.

Diese Grenzfestlegung ist - nach dem Text - geprägt von exakter Symmetrie. Einer südöstlichen Stele exakt gegenüber soll eine südwestliche Stele angebracht werden, einer mittleren Stele im Osten soll eine gegenüberliegende mittlere Stele im Westen entsprechen, und einer nordöstlichen Stele eine nordwestliche Stele im Westgebirge. Keine der Stelen will der König "überschreiten" (znj) in Ewigkeit. Genaueste und gleiche Entfernungsangaben zwischen den nördlichen und südlichen Stelen auf der Ost- und Westseite (X-J, A-F, siehe Abb. 1) legen die Nord-Südausdehnung von Achet-Aton fest (nicht gemessen ist die Ost-Westausdehnung, die etwa 20-25 km ausmacht!): *"Das Innere zwischen diesen vier Stelen, vom Ostgebirge bis zum Westgebirge, das ist Achet-Aton selbst. Es gehört meinem Vater Aton,"* sagt der König, *"umfassend Berge, Wüstenland und Marschland, Inselland am Nil, Hochfeld und Frischfeld, Äcker, Wasser, Siedlungen, Uferland, Menschen, Viehherden und Gehölze, (überhaupt) alle Dinge, die Aton entstehen ließ"* ("Later Proclamation", Abschnitt VID = Stele A, Z. 14/15).²¹

Auch diese Aussagen sind primär dogmatisch-mythologischer Natur. Die exakte Gebietsbegrenzung in Form eines Sechsecks (oder Rechtecks bzw. Trapezes: die Ost-Westausdehnung ist ja nicht angegeben!) erinnert nachahmend an die Vorstellung des von vier Stützen getragenen Himmels über der Erde. Sie läßt sich anhand der tatsächlichen Anbringungsorte der insgesamt 15 Grenzstelen (und nicht 6!) auch nicht nachvollziehen, hier mußte das Ideal sich den realen topographischen Bedingungen beugen (vgl. Abb. 1).

Die Beschreibung der Geländeformationen, Felderarten, Immobilien und beweglichen Güter, die zu Achet-Aton gehören, ist ebenso traditionell. Sie erinnert an die Aussagen über die Güter, die der Stadt im tausend Jahre älteren Pyramidenspruch 587 zufließen, nämlich Wasser, Holz, Speisen,

20. Das hat seine Parallele in einem Charakteristikum der Amarna-Religion: sie ist "ost-orientiert". Der Westen, der symbolisch für das Reich des Osiris, das Jenseits und die Dunkelheit steht, wird ideologisch ausgeblendet (vgl. E. Hornung, *JARCE* 29 (1992) 48).

21. Siehe dazu auch P. Vernus, *RdE* 29 (1977) 180(2.), 188.

Gaben und alle Dinge, und die anfangs zitierte Angabe von Chnumhotep in Beni Hasan, zu seinem Gebiet gehörten die *"Gewässer, Äcker, Hölzer und Sandbänke"*.²²

Zweck dieser Beschreibungen ist, die Wohlversorgtheit der Stadt und ihrer Bewohner darzustellen: Achet-Aton ist *"Herrin der Nahrung und Speisen"* und *"Herrin des Wohlstands (rnnt/ rnwt)"* in einem Hymnus auf die Stadt, der im Wohnhaus des Generals Ramose (P 47.19) in der "tiefen Halle" auf zwei Doppelscheintürnischen aufgezeichnet war. Angesichts dieser Bedingungen in Amarna, wo man außerdem noch dem ständig in der Stadt präsenten König nahe sein konnte, ist ein Leben im Gefühl des Glücks möglich: *"Wie froh bin ich in Achet-Aton ..."* schwärmt Ramose.²³

Der zweite königliche Eid über Achet-Aton wird dann im 8. Regierungsjahr Echnatons wiederholt und bekräftigt, wobei der König die Plätze der in Arbeit befindlichen Grenzstelen besuchte.²⁴

Auf den beiden nördlichen Grenzstelen (A + B) auf der Westseite gegenüber der eigentlichen Wohnsiedlung befindet sich ein weiterer, dritter Eid verzeichnet, den der König ebenfalls etwas später im 8. Jahr geschworen hatte. Noch einmal wird betont, daß die sechs Grenzstelen exakt gegenüberliegen sollen, daß die *"Weite von Achet-Aton von Berg zu Berg, vom Osthorizont des Himmels bis zum Westhorizont des Himmels"* seinem Vater Aton gehören soll. Alle Dinge, die Aton dort entstehen ließ, gehören Aton, um das "Haus", das heißt die Domäne und gleichzeitig der Tempel des Aton in Achet-Aton zu sein. *"Ihre Gesamtheit ist seiner (Atons) Ka-Seele geopfert, und seine herrlichen Sonnenstrahlen empfangen sie."*

Nach dem "Finden" des Platzes wird die "Gründung" durch einen feierlichen Eid Echnatons beschlossen. Immer wieder hat sich der König mit der genauen Festlegung der Gebietsgrenzen von Achet-Aton befaßt (s. Abb. 1).

Auch die Form der Grenzstelen wurde im Lauf der Zeit verändert:

Die ältesten Stelen befinden sich in einer schmalen Felsnische (Typ I: X + M (Jahr 5)), dann wird die Felsnische erweitert und zwei Statuengruppen mit dem König, der Königin und zwei Töchtern werden links von der Stele aus dem Fels gehauen (Typ II: A, J + R (Jahr 6/8)), damit waren die Ecken des Gebietes markiert (wenn dazu Stele F gehörte) (Stele A = Abb.

1a); beim späteren Ensemble von Grenzstelen wird die Stele in der Mitte von zwei Statuengruppen angebracht (Typ III: B, N + P + Q + S + U + V (Jahr 8)).

22. Vgl. ähnlich noch im Sonnenhymnus von Amarna = J. Assmann, *Ägyptische Hymnen und Gebete* (Zürich 1975) Nr. 91, Verse 18/19. Ich habe diesen Topos auf dem Symposium 1993 unter den Themen "Zuwendung" und "Reichtum, Fülle, Prosperität" behandelt (D. Franke, in: M. Jansen/J. Hoock/J. Jarnut (Hg.), *"Städtische Formen und Macht"* (VIAS 1; Aachen 1994) 29ff.).

23. Texte bei S. Seidlmayer, *MDAIK* 39 (1983) 196/198, eine Hymne der Gattung "Lob der Residenzstadt".

24. Der König hat mit seiner Familie zumindest einige der Grenzstelen mehrmals besucht. Dieser Auszug lief ab in Form einer Art Staatsparade oder Prozession, die vielleicht im Grab des Mechu (Südgruppe, Nr. 9) dargestellt ist, vgl. die Interpretation von D. O'Connor, *BES* 9 (1987/88) 40ff. mit figs. 1/2, der Szenenfolge bei N. De Garis Davies, *The Rock Tombs of El-Amarna*, IV (London 1906) pls. XX/XXII + XXI/XXIII/XXV + XXIV/XXVI. Heute noch sichtbare Zugangsstraßen zu den Stelen sind nur bei den Stelen A + F im Westen und U + V im Osten festgestellt worden.

Ganz zum Schluß werden Stelen A und B um den dritten und letzten Grenzzeit (das "Kolophon" vom Jahr 8) erweitert und eine weitere dritte Prinzessin den Statuengruppen in Relief hinzugefügt (auch bei P, Q und U als Statuetten?). Damit haben sich die Grenzmarkierungen von ursprünglichen bloß in den anstehenden Fels gehauenen Grenzstelen zu Kultplätzen verändert, die den König und seine Familie in Verehrung des Aton auch rundplastisch darstellen (vgl. Abb. 1a).

Die Eide beschreiben mit ihrer Betonung auf der exakten Grenzfestlegung mit sechs Stelen eine Vision von einem idealen Gottesbesitz. Das markierte Gebiet soll Kultzentrum und Residenz sein. Genau festgelegt sind die Gebietsgrenzen, jedoch nicht die Grenzen zwischen Siedlung und Hinterland. Diese unscharfe Trennung von Stadt und Land ist ja das traditionelle Merkmal ägyptischer Städte. Jenseits der Grenzen begann das Wüstengebiet, das in Ägypten klischeehaft für Chaos und Unordnung steht. Der Polizeitruppe von Achet-Aton oblag es, die Bewohner der Wüste zu überwachen - so wie es sonst an den Grenzen Ägyptens durch die Besetzungen der Grenzfestungen geschah.²⁵

Das von den Grenzstelen umfaßte Gebiet hat eine Fläche von mehr als 300 km², besiedelt waren davon - soweit ausgegraben - nur weniger als (7 km x 0,7 km =) 5 km² auf der Ostseite (vgl. Abb. 1 und 3).

Der Aufbau der Stadt im Gebiet von Achet-Aton fand im wesentlichen zwischen dem 5. und 10. Regierungsjahr des Pharaos statt, insgesamt war die Stadt weniger als 20 Jahre bewohnt.

Nach den erhaltenen Bauresten hat man errechnet, daß in Amarna etwa 45.000 Einwohner (20-50.000, davon gehörten zur Elite nur etwa 100-150 Personen) gelebt haben könnten,²⁶ die allein schon von den ca. 160 km² Ackerland auf der Westseite ausreichend ernährt werden konnten.

Die Orientierungsachse der Gründung bildete zunächst die etwa 6 km lange und teilweise bis zu 39 m breite "Royal Road", die etwa parallel zur Achse der Grenzstelen X-M/K/J und zum Nil verläuft (vgl. Abb. 3 und 4). Ihr Verlauf wurde in der späteren Bebauungsphase südlich der "Central City" aufgegeben und verändert (als "Main Road" weitergeführt), jedoch laufen ihr zumindest in der "Main City" (in etwa auch in der "North Suburb") zwei Straßen parallel, und auch die Anlage "Kom el-Nana" sowie die "Desert Altars" scheinen entlang der "Royal Road" ausgerichtet worden zu sein (siehe Abb. 4). Eine entsprechende Ausrichtung ost-westlich verlaufender Querstraßen gibt es nicht. Im Zentrum der Gründung liegt die "Central City" (die "Insel" von Achet-Aton der Stelentexte?), durch die auch die ideale Ost-Westachse verläuft, markiert durch den Wadieinschnitt zum Königsgrab im Ostgebirge und die Achse des "kleinen Aton-Tempels" oder die "Brücke" zwischen dem großen Palast und dem "King's House" (vgl. Abb. 4). Im Norden und Süden der "Central City" liegen die beiden ost-westorientierten Aton-Tempel als Zeremonialzentren der Stadt: der "große Aton-Tempel" (760 x 270 m) und der "kleine Aton Tempel" (200 x 100 m) mit

25. Siehe die Darstellung von aufgegriffenen Wüstenbewohnern im Grab des Mechu, die verhört werden sollen (N. De Garis Davies, *The Rock Tombs of El-Amarna*, IV (London 1906) pl. XXVI unten, und *Urk.* IV, 2005, 17/18). Vgl. für die "staatliche" Überwachung der Wüstenbewohner an den ägyptischen Landesgrenzen z. B. die "Semna-Dispatches" im Mittleren Reich (*LÄ*, II, 898).

26. Vgl. Kemp, *Ancient Egypt*, 269, 305f., auch J.J. Janssen, *BiOr* 40 (1983) 285ff. für eine Schätzung von 50.000 - 100.000 Einwohnern. - Einen Überblick über die Baulichkeiten von Amarna und die archäologische Situation bieten B. Kemp, in: *LÄ* VI, 309-319, und Kemp/Garfi, *Survey*. Für Abb. 5 vgl. die Einteilung in drei Zonen (Royal Residential City, Sacred City, Secular City) bei D. O'Connor (1995) 284ff., 299.

angegliederten großen Wirtschafts- und Versorgungsbauten. Beide Tempel sind letztlich nichts anderes als riesige offene Flächen, die durch Mauern vom Profanbereich abgegrenzt sind (charakteristisch beim "kleinen Aton-Tempel" als Ziegelmauer mit Türmen einer Festung nachgebildet).

In der Mitte der "Central City" liegt das "King's House" quasi als Nabelstelle und "weltlicher" Fokus der gesamten Gründung (vgl. KEMP/GARFI, *Survey*, Fig. 12). Ihm gegenüber befinden sich nilwärts der "Große Palast", östlich die wichtigen administrativen Bauten der königlich-staatlichen Verwaltung, u. a. das "Lebenshaus" (eine Art Bibliothek und Archiv), das "Urkundenarchiv" (wo die außenpolitische Korrespondenz, die Amarna-Tafeln, gefunden wurden) und Schreibbüros, sowie Speicheranlagen und die "Kasernen" für militärische Schutzeinheiten (vgl. KEMP/ GARFI, *Survey*, 63).

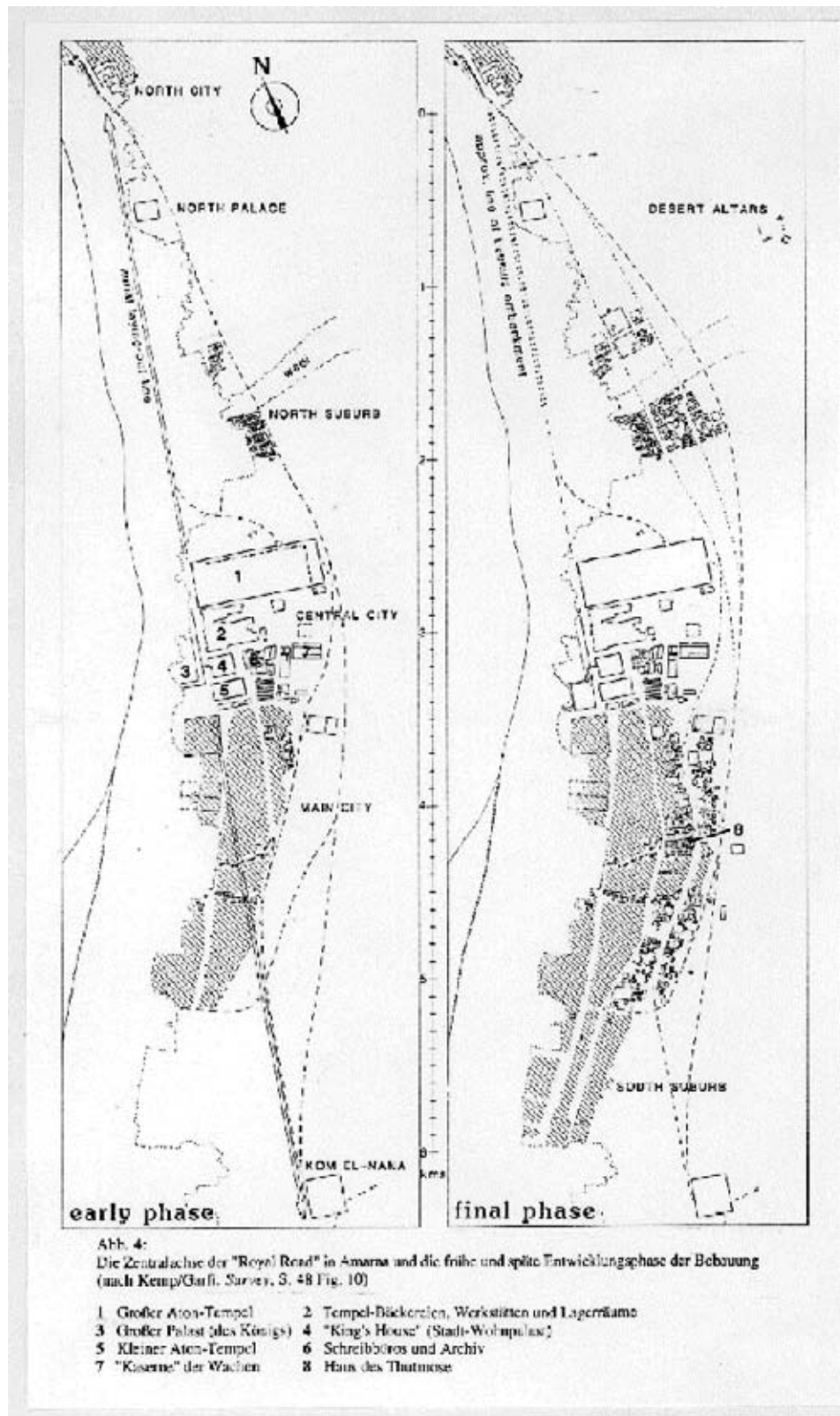


Abb. 4: Die Zentralachse der "Royal Road" in Amarna und die frühe und späte Entwicklungsphase der Bebauung (nach Kemp/Garfi, Survey, S. 48 Fig.10)

Insgesamt lassen sich - mit allem Vorbehalt angesichts der Grabungssituation - fünf einzelne

architektonisch-funktional zu unterscheidende Siedlungsgebiete ("Viertel") entlang der Achse der "Royal Road" ausmachen (vgl. das "Idealbild" Abb. 5 mit Abb. 3). In diesem Sinne ist die Stadt Amarna in der Tat eine Einheit von "joined villages" (KEMP, *Ancient Egypt*, 294): Im Norden ein "sakrales" Wohngebiet mit dem Palast des Königs (der mit Festungswänden von der Umwelt abgegrenzt war), Wohnhäusern für den Hofstaat und südlich dem Palast der Königin, dann die "North Suburb", ein profanes Wohngebiet, und die "Central City", die sowohl sakrale als auch profane Einrichtungen umfaßte. Im Süden schließt sich die "Main City" (inklusive der "South Suburb") von etwa 2,5 km Ausdehnung an mit den Wohnhäusern hoher Beamter und einfacher Arbeiter, weiter südlich dann die großen, in ihrer Funktion z. T. ungeklärten Anlagen von Kom el-Nana, des sogenannten "River Temple" und des "Maru-Aton"-Tempels. Möglicherweise waren ganz im Süden weitere administrative/ökonomische Anlagen gelegen (bei El-Hawata).

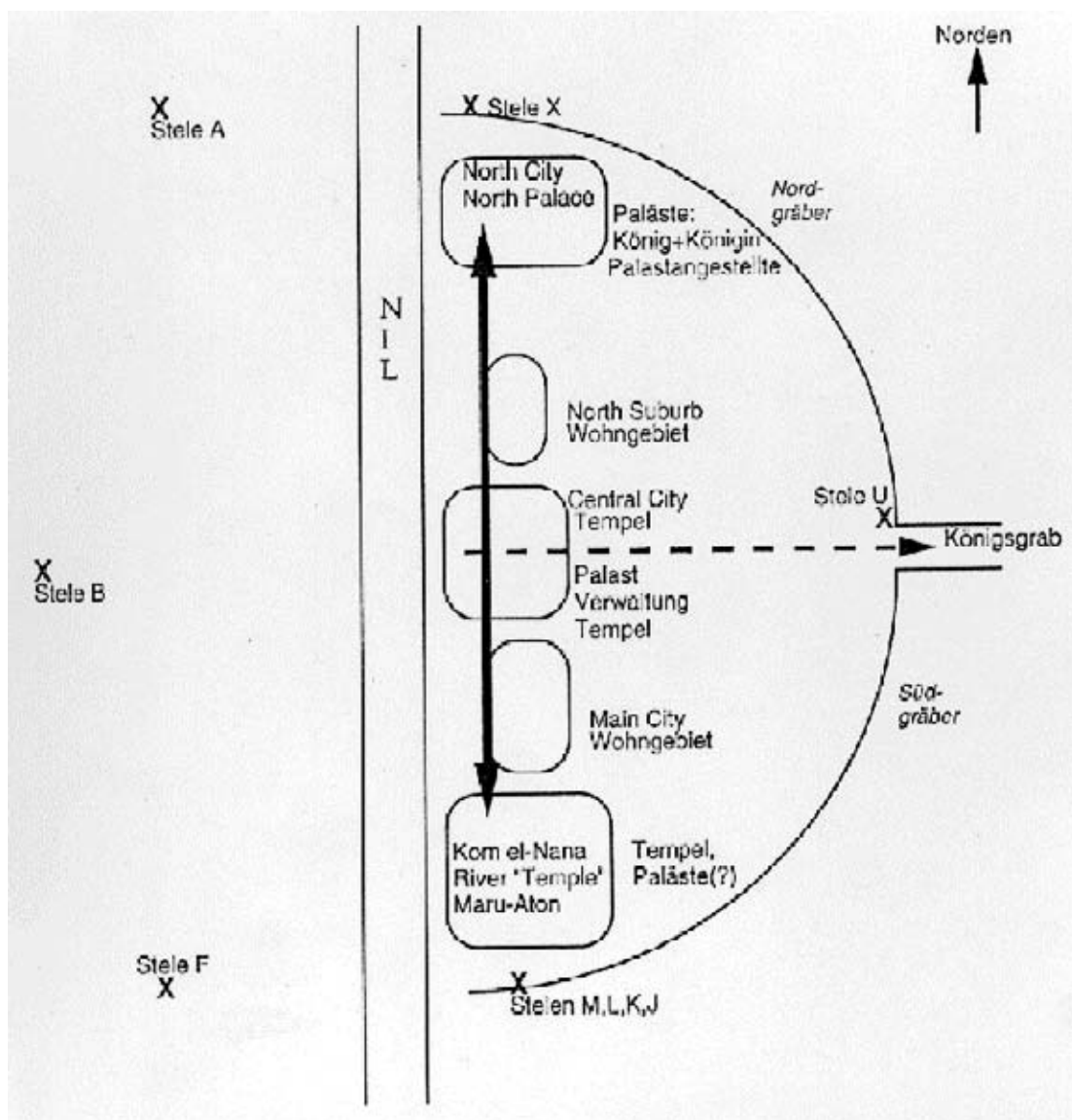


Abb. 5: Die "Idealstruktur" von Achet-Aton (Amarna)

Insgesamt ist angesichts dieser schematischen Teilung jedoch zu berücksichtigen, daß nicht alle diese Siedlungsbereiche zur gleichen Zeit entstanden (z.B. wohl die "North Suburb" zuletzt; in den profanen Wohngebieten verlief die Belegung von West nach Ost, zunächst also nahe der "Royal

Road").

Ganz traditionell waren also der König und seine Familie physisch und symbolisch vom Profanbereich durch Lage und Architektur der Paläste abgegrenzt, ebenso der Gott in seinem Tempel. Auch die beiden Wohnstädte bilden geschlossene Gebiete, in denen zwar hoch und niedrig, arm und reich eng beieinander wohnten, jedoch soziale Grenzen architektonisch eindeutig markiert waren.

Ebenso traditionell ist die Anlage einer Nekropole für die Elite (Nord- und Südgräber, 43 Gräber begonnen) und strikt getrennt von ihr die Anlage der Nekropole für die Königsfamilie, sowie die Anlage einer kasernenartigen, rigide geplanten Arbeitersiedlung (mit durchschnittlich 35 m² großen "Einheitswohnungen") abgetrennt von der Stadt im Osten.

Der die Siedlungen verbindende Lebensnerv ist die Königsstraße, auf der nicht - wie in traditionellen Städten - der Gott bei großen Festprozessionen in Erscheinung tritt, sondern die Königsfamilie in einer Staatsparade in von Pferden gezogenen Wagen ausfährt vom Palast zum Tempel.²⁷

Die scheinbar strikte "Viertelsbildung" in Amarna scheint zur ursprünglichen Planung zu gehören und kein Zufall zu sein. In den Wohnstädten läßt sich die Bebauung chronologisch und sozial differenzieren. Zunächst legten sich offenbar die höchsten Beamten große Grundstücke (gern möglichst nahe der "Royal Road") an. Zwar sind nur etwa 50% der gesamten Siedlungsfläche ausgegraben (KEMP/GARFI, *Survey*, listen 1142 Bauten auf, BORCHARDT/ RICKE besprechen 532 Wohnhäuser in der Main City, CROCKER zählte 783 Wohnhäuser im gesamten Stadtgebiet), davon können jedoch nur etwa 56 Häuser Beamten zugeschrieben werden (KEMP, *Ancient Egypt*, 314; ca. 15%). Die großen Grundstücke sind mit Mauern umgeben und bilden jeweils für sich eigene mehr oder weniger autonome Sozial- und Wirtschaftseinheiten.

Herausgegriffen sei ein Gebäudekomplex in der nördlichen "Main City", der dem Bildhauer Thutmose zugeschrieben wird (P 47.1-3, siehe Nr. 8 in Abb. 4 und Grundstücksplan Abb. 6).²⁸ Umgeben von einer Nilschlammziegelmauer befinden sich zwei Wohnhäuser (das große hat eine Fläche von 17 x 17 m = 290 m²), ein Hof mit Brunnen und Bäumen, Bäckerei und Getreidespeichern sowie im Westen ein Werkstattbereich und Ställe (ca. 45 x 54 m). Getrennt voneinander befinden sich im Norden an der Querstraße zwei durch Zungenmauern markierte Eingänge zum Grundstück.

27. Siehe zur Rolle der Prozessionen J. Assmann: "Das ägyptische Prozessionsfest", in: J. Assmann (Hg.), *Das Fest und das Heilige. Religiöse Kontrapunkte zur Alltagswelt*. (Studien zum Verstehen fremder Religionen, Band 1; Gütersloh 1991) 105-122. Erik Hornung, *JARCE* 29 (1992) 49 weist daraufhin, daß der Auszug der Königsfamilie - im Unterschied zu den traditionellen Götterprozessionen z. B. in Theben - nicht feierlich zu Fuß erfolgt, sondern daß im Streitwagen gefahren wird.

28. Folgendes basiert wesentlich auf Endruweit (1993), vgl. noch Crocker (1985) und Shaw (1992). Der Plan Abb. 6 nach L. Borchardt/H. Ricke, *Die Wohnhäuser von Tell el-Amarna* (WVDOG 91; Berlin 1980) 87ff. und Plan III (Quadrate P 47/48), vgl. auch Kemp, *Ancient Egypt*, 293 Fig. 97.

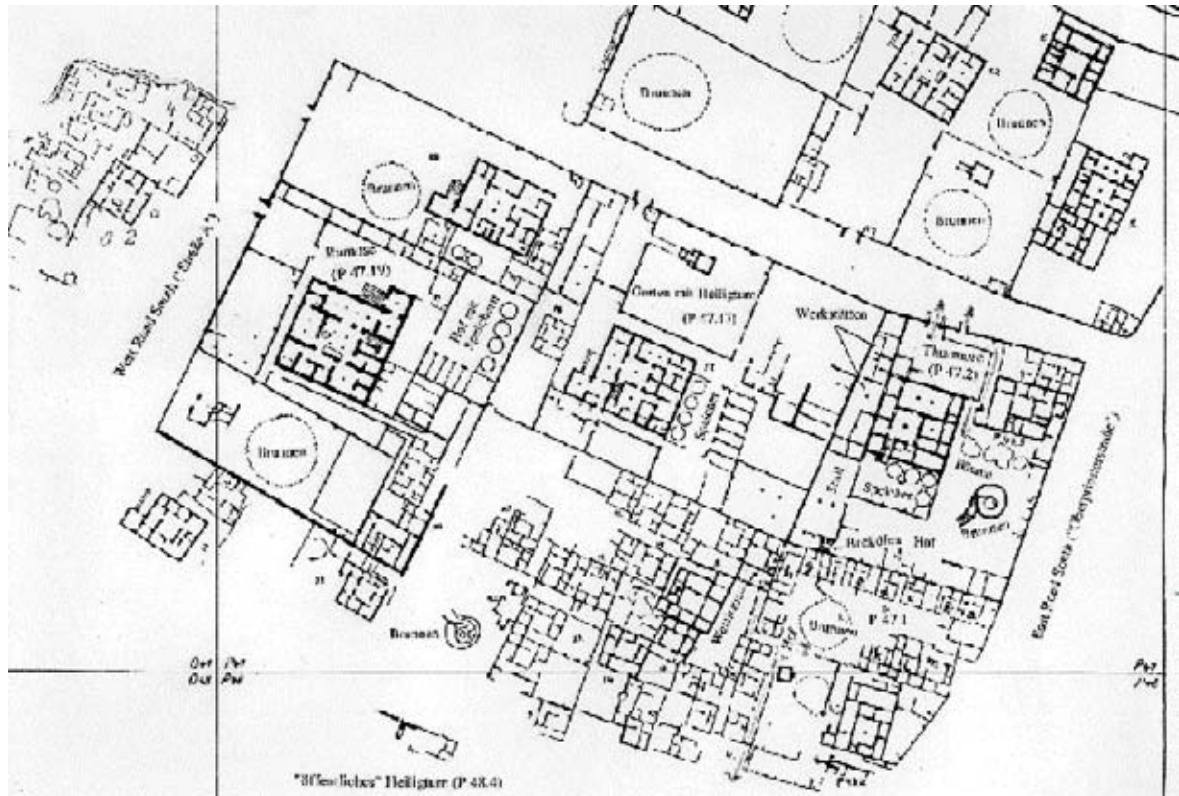


Abb. 6: Die Bebauung um das Haus des Bildhauers Thutmose (nach Borchardt/Ricke (1980) Plan III). Die Planquadrate haben eine Seitenlänge von 200 m.

Südlich der Hofmauer finden sich 12 kleinräumige mehr oder weniger uniforme Hausanlagen um einen gemeinschaftlichen Hof mit eigenem Brunnen gelegen (P 47.1, ca. 45 x 21 m), die Bildhauer-Werkstattarbeitern und ihren Familien zugeschrieben werden. Architektonische Geschlossenheit entspricht hier also sozialer Zusammengehörigkeit. Ein schmaler Durchgang führt zum Hof der Hauptanlage im Norden (P 47.2/3). Westlich gehört zu diesem Komplex noch das sogenannte "Westhaus", das nur durch einen schmalen "privaten" Durchgang vom Hof zugänglich ist und so über einen eigenen privaten Hof verfügt. Ein Zugang zu den Kleinhäusern und dem Westhaus ist nur möglich durch eine ca. 1,2 m breite und etwa 15 m lange Gasse von Süden.

Scheinen der beruflich-soziale Fokus der Bewohner dieser Gebäude das Haus des Thutmose (P 47.2/3) mit seinen Werkstätten, das "Westhaus" und der Hof zu sein, ist der religiös-ideelle Fokus vielleicht in einem kleinen Heiligtum (P 48.4) zu suchen, das wenig südwestlich lag. In ihm wurde eine kleine Stele gefunden, die die drei Ortsgötter Chnum, Satet und Anuket von der weit im Süden Ägyptens gelegenen Nilinsel Elephantine (beim heutigen Aswan) zeigt.²⁹ Diese Götter waren zuständig für das Kataraktgebiet, in dem Granit abgebaut wurde, und sind deshalb im Neuen Reich zu den traditionell von Steinhandwerkern verehrten Göttern geworden. Man kann also vielleicht annehmen, daß die in den Werkstätten im Umkreis des Hauses von Thutmose arbeitenden Stein-

29. Siehe Borchardt/Ricke, a.a.O., Tf. 28 (Kalkstein, 45 x 29 cm), S. 222, Plan 64 und S. Seidlmayer, *MDAIK* 39 (1983) 204ff., weiter auch Kemp, *Ancient Egypt*, 293 Fig. 97.

metze und ihre Familien in dieser gemeinsamen Kapelle "ihre" Berufs-Götter verehrten und die Gemeinde des Heiligtums bildeten.³⁰ Im Gegensatz dazu präsentierte sich die Elite in ihren Villen als Anhänger der Aton-Religion mit dem Königskult gewidmeten Hausaltären und verfügte über private Heiligtümer innerhalb großer Gärten (z.B. bei Haus P 47.17).

Restriktion der Zugangsmöglichkeiten und Abgrenzung durch Umfassungsmauern sind so die Mittel, um Privaträume zu sichern. Trotz der nach außen scheinbar uniform wirkenden langen Umfassungsmauern werden soziale und ideologische Unterschiede markiert: Grundstücke der Eliteangehörigen zeichnen sich durch Zungenmauern parallel zum Grundstückseingang aus, und oft durch die Anlage von Gärten mit Bäumen, Teichen und eigener Kultkapelle, die an der Straßenseite durch einen turmartigen Pylon (mit 8-12 m Breite und 6-8 m Höhe, eigentlich ein sakrales Symbol) jedermann sichtbar gemacht sind. Beides sind Markierungen des Übergangs in die private Welt der Elite mit ihren distinktiven Werten und Normen.

Zusammenfassung

Ausgangspunkt der Gründung von Amarna ist der Wunsch des Pharaos (und seiner Ratgeber?), sich von der traditionellen Hauptstadt und ihrem Gott Amun abzugrenzen. Die Vision einer nur dem Pharaos und seinem Vatergott, der sichtbaren Sonnenscheibe Aton, gehörenden und geweihten "Heiligen Stadt" findet ihr reales Spiegelbild in den topographischen Gegebenheiten des Gebietes von Amarna. Achet-Aton ist geplant als Manifestation eines - wenn auch nur kurzlebigen - Innovationsschubs ägyptischer Religion und Kultur.

Das "Image" einer Residenz wird - unter Nutzung realer Grenzen - durch Grenzsteine markiert und in einer gemeinsamen Orientierung zentraler Bauten verwirklicht.

Im Bild der entlang der "Königsstraße" angelegten Bebauungsgebiete schlagen sich andererseits durchaus traditionell gewachsene ideelle und soziale Grenzen nieder - vor allem in der Exklusivität des Königs, seiner Familie und des Gottes. Insofern ist diese "Ausnahmestadt" nur ein Spiegelbild der herkömmlichen und von Echnatons Reformen wenig berührten ägyptischen Gesellschaftsstruktur. Auch waren der Vision von einer Idealstadt³¹ offenbar durch die Realität Grenzen gesetzt: Der in den Grenzstelen beschriebene Plan einer durch sechs exakt gegenüberliegende Stelen rechteckig von Hinterland begrenzten Stadt ist nie realisiert worden. Die Orientierung der Bebauung entlang der "Royal Road" im Süden der Main City ist im Verlauf des Aufbaus des Stadtzentrums aufgegeben worden und auch die Entwicklung der Bebauung in den Wohngebieten scheint

30. Siehe dazu Seidlmayer, a.a.O., 206 und M. Fitzenreiter: "Zum Ahnenkult in Ägypten", in: *GM* 143 (1994) 57ff. Die Umgebung der Anlage war leider gestört. Vielleicht ist auch das Gebäude P 47.10 ein solches "öffentliches" Heiligtum gewesen.

31. Die Beschreibung der Stadt Amarna in den Grenzstelen nimmt in gewissem Sinne spätere Stadtutopien vorweg, ein Nachfolger ist die Beschreibung der Ramsesstadt (Übersetzung: D. Franke, in: *VIAS* 1 (1994) 49: Text 7). In der Neuzeit kommt es erst im 15. Jahrhundert zu Gründungen wirklicher "Idealstädte" (vgl. B. Roeck, in: *VIAS* 1 (1994) 109).

im Laufe der Zeit nicht mehr dem "Master-plan" zu folgen. Überall stößt man in Amarna auf Grenzen ...

Literatur:

BORCHARDT, L./RICKE, H: Die Wohnhäuser von Tell el-Amarna (WVDOG 91) Berlin 1980

CROCKER, P.T.: "Status Symbols in the Architecture of El-'Amarna", in: JEA 71 (1985) 52-65

ENDRUWEIT, A.: "Architektur als Bedeutungsträger. Zur Markierung privater Territorien im Stadtgefüge." (unveröffentlichter Vortrag, Göttingen 1993)

ENDRUWEIT, A.: Städtischer Wohnbau in Ägypten. Klimagerechte Lehmarchitektur in Amarna. Gebrüder Mann Verlag, Berlin 1994

HULIN, C.: "The Archaeology of the Amarna Plain", in: Papers for Discussion I (Jerusalem 1984) 210-269

KEMP, B.J. and S. GARFI: A Survey of the Ancient City of El-'Amarna. (The Egypt Exploration Society, Occasional Publications No. 9) London 1993

KEMP, B.J.: Ancient Egypt. Anatomy of a Civilization. KPI, London/New York 1989. S. 261ff.

KEMP, B.J.: "Tell el-Amarna", in: Lexikon der Ägyptologie, Band VI, Spalte 309-319

KEMP, B.J.: "The city of el-Amarna as a source for the study of urban society in ancient Egypt", in: World Archaeology, Vol. 9, No. 2 (1977) 123-139

MINERT, P.: Die Horizonte des Aton. Die Grenzfestlegung der Hauptstadt Echnatons. Spuren eines altägyptischen Vermessungssystems. (Schriftenreihe des Förderkreises Vermessungstechnisches Museum e.V., Band 21.) Dortmund 1994

MURNANE, W.J./Ch. C. Van Siclen III: The Boundary Stelae of Akhenaten. (Studies in Egyptology) KPI, London/New York 1993

O'CONNOR, D.: "City and Palace in New Kingdom Egypt", in: CRIPEL 11 (1989) 73-87

O'CONNOR, D.: "Cities and Towns", in: Egypt's Golden Age: The Art of Living in the New Kingdom 1558-1085 B.C. Catalogue of the Exhibition (Museum of Fine Arts, Boston 1982) 17-25

O'CONNOR, D.: "Beloved of Maat, The Horizon of Re: The Royal Palace in New Kingdom Egypt", in: D.'Connor/D.P. Silverman (eds) : Ancient Egyptian Kingship. E.J. Brill, Leiden/New York/Köln 1995. S. 263-300

SHAW, I.: "Ideal Homes in Ancient Egypt: the Archaeology of Social Aspiration", in: Cambridge Archaeological Journal 2(2) (1992) 147-166

Abkürzungen:

ÄA = Ägyptologische Abhandlungen. Wiesbaden

BES = Bulletin of the Egyptological Seminar, New York. New York

BiOr = Bibliotheca Orientalis. Leiden

JARCE = Journal of the American Research Center in Egypt. Boston

JEA = Journal of Egyptian Archaeology. London

GM = Göttinger Miszellen. Göttingen

LÄ = Lexikon der Ägyptologie. Wiesbaden

MDAIK = Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo. Mainz

RdE = Revue d'Égyptologie. Paris

SAGA = Studien zur Archäologie und Geschichte Altägyptens. Heidelberg

SAK = Studien zur Altägyptischen Kultur. Hamburg

Urk. = Urkunden des ägyptischen Altertums. Leipzig/Berlin

VIAS = Veröffentlichungen der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Stadtkulturforschung (IAS). Aachen

WVDOG = Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orientgesellschaft. Berlin

ZÄS = Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde. Leipzig/Berlin

WOLFGANG KAISER

DIE AMBIVALENZ DER GRENZE.

GRENZZIEHUNGEN UND SOZIALVERHALTEN IM BASLER RAUM
IN DER FRÜHEN NEUZEIT

1. Über Grenzen nachzudenken, scheint von brennender Aktualität in einer Zeit, in der das Wegfallen von Grenzen Ängste hervorruft und die arbiträre Neuziehung von Grenzen den Gewaltzusammenhang zwischen Abgrenzung und Ausbildung eines Gemeinschaftsgefühls deutlich macht. Dieser aktuelle Bezugspunkt ist sicherlich präsent in der Reflexion über eine historische Krisenzeit, in der das Althergebrachte wegzubrechen schien und neue Grenzen gezogen wurden: das Zeitalter der Reformation und der Konfessionalisierung. Die neuen Gräben, die der religiöse Konflikt aufriß, schufen eine "Unübersichtlichkeit", die durch Konfessionsbildung und Konfessionalisierung eingedämmt, in feste Bahnen gelenkt und begrenzt werden sollte.

Die mittlerweile zum "Forschungsparadigma" erhobene Konfessionalisierung umfaßt, so deren Vertreter, mehrere ineinander verschränkte Prozesse.¹

Zunächst einen Territorialisierungsschub, der zur Homogenisierung des mittelalterlichen Flickenteppichs konkurrierender Gewalten geführt und einen Zwang zur Entmischung, Arrondierung und genaueren Bestimmung von territorial verstandenen Grenzen erzeugt habe. Weiterhin die Kodifizierung von Konfessionen, die Abgrenzung zu anderen ermöglichten, der eigenen Glaubensgemeinschaft klare Konturen gaben und nach innen als Glaubenszuchtmittel eingesetzt wurden. Schließlich einen obrigkeitlichen Machtzuwachs, den disziplinierenden Eingriff der Obrigkeit in das Leben der Bürger und Untertanen (Ehe- und Sittenzucht, Gewissensforschung auf Rechtgläubigkeit). Auf lange Sicht habe dies zu einer Verinnerlichung der Konfessionalität geführt, die im 18. Jahrhundert von den Zeitgenossen als deutlich unterscheidbares Sozialverhalten, unterschiedliche Mentalität, ja Physiognomie festgehalten worden sind. Dies waren die für Reisende im 18. Jahrhundert wie Friedrich Nicolai oder Pilati di Tassulo sichtbaren,² klischeehaft festgehaltenen Grenzen zwischen den Konfessionen, die eine konfessionelle Karte des Reichs und jeder gemischt-konfessionellen Region oder Stadt des sogenannten dritten Deutschland durchzogen.³ Augenfällig ist der Unterschied zu den Beobachtungen von Reisenden des 16. Jahrhunderts wie Michel de Montaigne, dem die Eheschließungen zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen in oberdeutschen Städten auffielen und der die unklare religiöse Situation und offene Diskussion theologischer Fragen in der Basler Elite so charakterisierte: *"Der Herr von Montaigne fand, daß sie über ihre Religion sehr uneins waren, den Antworten nach zu urteilen, die er von ihnen hörte. Der eine nannte sich Zwinglianer, der andere Calvinist, der dritte Martinist [= Luthera-*

1. Überblick mit weiterer Literatur: Heinrich R.Schmidt, Konfessionalisierung im 16. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 12), München 1992; einen weitgespannten Entwurf bietet Heinz Schilling, Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit, in: Bernhard Giesen (Hg.), Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1991, S.192-252.

2. Charles Antoine Pilati di Tassulo, Voyages en différens pays de l'Europe en 1774, 1775, & 1776, ou Lettres écrites de l'Allemagne, de la Suisse, de l'Italie, de Sicile, et de Paris. 2 Bde., Den Haag 1777, Bd.1, z.B. S.49-65 (3.Brief aus Berlin, 30.Juni 1774), über den Bildungsvorsprung der Protestanten.

3. Wilhelm Heinrich Riehl, Land und Leute, Stuttgart 1862, S.433. Etienne François, Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648-1806, Sigmaringen 1991.

ner], und so kam der Herr von Montaigne auf den Gedanken, daß verschiedene noch der römischen Religion in ihrem Herzen den Vorzug geben möchten."⁴

Das bevorzugte Beobachtungsfeld für solche augenfälligen oder unsichtbaren Grenzziehungen war die Stadt. Anders als das Diktum "Stadtluft macht frei" suggeriert, hatte die Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit einen starken Zwangscharakter. Sie hob sich durch scharfe Rechts- und Herrschaftsgrenzen vom Umland ab, bestimmte sich als Gemeinschaft durch die Unterscheidung von allem - selbst definierten - Fremden und versuchte folgerichtig schon im Spätmittelalter, Fremdkörper wie die Kirche zu municipalisieren und alle Einwohner, auch Aufenthalter und Residenten, dem städtischen Eid zu unterwerfen und das Ausbürgerwesen zurückzudrängen.⁵ Zugleich war sie jedoch ein komplexes soziales Gebilde, in dem die angestrebte innere Einmütigkeit ebenso illusorisch blieb wie die Abkapselung vom Fremden.

Beide Aspekte traten in Reformation und Konfessionalisierung deutlich zutage. Die Städte sahen sich nach außen mit konfessionell anders orientierten Territorien oder Städten konfrontiert, mußten die komplizierte Entflechtung von Besitztiteln, Gerichtsrechten und Eigenleuten auf dem Territorium und in der Stadt selbst angehen und versuchten, die altgläubige oder evangelische Orientierung bei Bürgern und Untertanen durchzusetzen. Für die Städte bedeuteten sie nach außen eine Neubestimmung des Verhältnisses von Stadt und Territorium, nach innen eine Neuordnung des institutionellen Gefüges und des Verhältnisses von Magistrat zu Bürger und Untertanen.

2. Der Basler Raum ist in diesem Zusammenhang ein interessanter Fall, weil die Grenzproblematik in die territoriale und konfessionelle Konfiguration eingebaut war.⁶ Durch den Beitritt zur Eidgenossenschaft im Jahre 1501 wurde das im 16. Jahrhundert etwa 10.000 Einwohner zählende Basel zur Grenzstadt: es machte einen ersten Schritt weg vom Reich, blieb aber weiterhin ökonomisch auf den Sundgau und das Elsaß, in geringerem Maße auf die obere Markgrafschaft ausgerichtet. Die unmittelbare Nachbarschaft zu den vorderösterreichischen, sprich habsburgischen Gebieten (Sundgau, Elsaß, Breisgau, die vier Waldstädte am Hochrhein usw.) und die Reichsstandschaft des Bischofs von Basel erforderten die Berücksichtigung der Kräfteverhältnisse im Reich.⁷

In den Debatten um die reformatorischen Lehren bildete Basel einen Eckpunkt des weitgespannten oberdeutsch-schweizerischen Diskussionsraums, in dem Alternativen zum Augsburger Bekenntnis formuliert wurden.⁸ Die Städte - Straßburg, Basel, Zürich, usw. - bildeten im 16. Jahrhundert ein Beziehungsgeflecht mit dichter Informationsökonomie und wechselnden

4. Michel de Montaigne, *Journal de voyage en Italie*, in: Ders., *Oeuvres complètes*, hg. von A.Thibaudet und M.Rat (Ed. Pléiade), Paris 1962, S.1128-9; hier zitiert nach: *Tagebuch einer Badereise*, übers. von O.Flake (Bibliothek klassischer Reiseberichte), Frankfurt a.M. 1980, S.54.

5. Siehe dazu für Basel im 15. Jahrhundert Claudius Sieber-Lehmann, *Spätmittelalterlicher Nationalismus. Die Burgunderkriege am Oberrhein und in der Eidgenossenschaft* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 116), Göttingen 1995.

6. Zum regionalgeschichtlichen Ansatz siehe ausführlicher Wolfgang Kaiser, *Den territorial region - Baselregionen i nyere tid*, in: *Regionen i historien* (Den jyske Historiker 68 [1994]), S.51-66.

7. Ausführlicher zur territorialen Situation und zur Historiographie Wolfgang Kaiser, *Régions et frontières: l'espace frontalier de Bâle (XVIe-XXe siècles)*, in: *Les identités régionales et nationales en Europe au XIX et XXe siècles* Den Haag-London-Boston 1996, im Druck.

8. Bucers "Tetrapolitana", die "Fidei Ratio" Zwinglis. Zum Diskussionsraum siehe Erich Kleinschmidt, *Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städterraum* (Literatur und Leben N.F. 22), Köln-Wien 1982.

Bündnissen. Die Städte wurden bezeichnenderweise 1525 von den sundgauischen und breisgauischen Bauernhaufen als Vermittler zwischen ihnen und den Adligen angerufen.⁹

Der Übergang zur Reformation zog sich in diesem Raum über fast ein halbes Jahrhundert hin: Ende der 1520er und zu Beginn der 1530er Jahre wurde die Reformation in Basel und Straßburg eingeführt, erst 1556 in der oberen Markgrafschaft, gar erst 1575 in Colmar. Der aus der Stadt exilierte Basler Bischof zog sich 1529 ins jurassische Pully, in sein Fürstbistum, zurück, blieb jedoch in Basel weiterhin präsent: als Kanzler der Basler Universität, durch seine Rechte und Besitztitel in Basel und auf der Landschaft, als Verbündeter mit den katholischen Orten der Eidgenossenschaft und zugleich weiterhin Reichsstand, als Grund- und Gerichtsherr in einigen rechtsrheinischen Enklaven in der oberen Markgrafschaft, die katholisch blieben. In den 1580er Jahren kam es überdies zur Entfremdung zwischen der lutherischen Markgrafschaft und dem reformierten Basel, die beide wiederum von katholischen Gebieten eingeschlossen waren (Solothurn, vorderösterreichische und fürstbischöfliche Gebiete). Der ungleichzeitige Übergang zur Reformation, der Dissens unter den Protestanten und der Gegensatz zu den Altgläubigen warf Konflikte auf und hielt sie virulent, die in der kleinräumigen Vielfalt der Basler Region nicht durch einfache scharfe Abschottung lösbar waren, sondern zu neuen Formen des Umgangs mit Grenzen führten.¹⁰

3. Der Umgang mit Grenzen ging auch deshalb in die Alltagspraxis ein, weil Basel zentralörtliche Funktionen wahrnahm, aber als Grenzstadt zugleich eine "ex-zentrische" Position hatte. Ihr Einzugsbereich waren nicht allein die ländlichen Untertanengebiete, sondern vor allem die nördlichen, relativ städtearmen Vorlande beiderseits des Rheins. Aus den Krankenbesuchen des Basler Stadtarztes Felix Platter wie aus den Aufzeichnungen des Tuchhändlers Andreas Ryff (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) läßt sich die zentrale Rolle Basels in einem Umkreis von etwa 30 km ersehen, in dem die Marktorte Altkirch, Kanderne und Schopfheim lagen. Auf lokaler Ebene war Basel natürlich Markttort für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Arbeitsbörse.¹¹ Die Stadt war eingebunden in das überregionale System der Messen und Jahrmärkte und im 16. Jahrhundert insbesondere ein wichtiger Bankenplatz. Die Refugiantenströme brachten fremde Kaufleute und neue Gewerbe in die Stadt, z.B. französische und italienische Seidenweber und Fabrikanten.¹² Und

9. Zur Vermittlung Basels im Bauernkrieg: Heinrich Ryhiner, *Chronik des Bauernkrieges (1525)* [Basler Chroniken 6], Leipzig 1902, S.461-524; Karl Hartfelder, *Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland*, Stuttgart 1884. Allgemein zu den Städten: Georg Schmidt, *Der Städtetag in der Reichsverfassung. Eine Untersuchung zur korporativen Politik der Freien und Reichsstädte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*. Stuttgart 1984; Thomas A. Brady Jr., *Turning Swiss. Cities and Empire, 1450-1550* (Cambridge Studies in Early Modern History), Cambridge usw. 1985.

10. Siehe zum folgenden ausführlich Wolfgang Kaiser, *Vincini stranieri. L'uso dei confini nell' area di Basilea, (XVI-XVII secolo)*, in: *Quaderni storici* 90:3 (1995), S. 601-630.

11. Andreas Ryff (1550-1603), *Reisebüchlein* (Reiss Biechlein), hg. von Friedrich Meyer, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 72 (1972), S.5-136. Felix Platter, *Tagebuch* (Lebensbeschreibung) 1536-1567, hg. von Valentin Lötscher, Basel-Stuttgart 1976, S.361. Zum Basler Einzugsbereich im 15. Jahrhundert: Dorothee Rippmann, *Bauern und Städter: Stadt-Land-Beziehungen im 15. Jahrhundert. Das Beispiel Basel, unter besonderer Berücksichtigung der Nahmarktbeziehungen und der sozialen Verhältnisse im Umland* (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 159), Basel-Frankfurt/M. 1990.

12. Martin Körner, *Solidarités financières suisses au XVIIe siècle. Contribution à l'histoire monétaire, bancaire et financière des cantons suisses et des états voisins*, Lausanne 1980; Robert Stritmatter, *Die Stadt Basel während des Dreißigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen*. Diss. Basel. Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas 1977. Robert Arzet, *Die Geldgeschäfte der badischen Markgrafen mit der Stadt und der Bürgerschaft Basel*, in: *Blätter aus der Markgrafschaft* 1919, S.1-37. Martin Körner, *Das System der Jahrmärkte und Messen in der Schweiz 1500-1800*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde* 19 (1993/94), S.13-34. Walter Bodmer, *Der Einfluß der*

die im Gefolge des Basler Konzils gegründete Universität wurde zwar 1532 als evangelische Universität wiedereröffnet, aber man achtete darauf, ihr einen nicht zu eng konfessionellen Einzugsbereich zu bewahren.¹³ In den Kriegen des 17. Jahrhunderts schließlich wurde das neutrale Basel zur Zuflucht nicht nur für tausende von sundgauischen und Markgräfler Bauern, sondern auch für den Markgrafen selbst, der 1540 das Basler Bürgerrecht erworben hatte und Ende des 17. Jahrhunderts in Basel ein prächtiges Palais erbauen ließ und dort seine "ex-territoriale" Residenz aufschlug.¹⁴

Politisch und rechtlich trennte ein tiefer Graben die Untertanen auf der Landschaft von den politischen Vollbürgern, innerhalb der Stadt die Bürger von den Hintersassen, Aufenthalttern und Fremden, die in vielerlei Hinsicht benachteiligt waren (z.B. wurde auf Handelsgeschäfte unter Beteiligung eines Fremden Pfundzoll erhoben). Eine juristische und soziale Grenze trennte das patrizisch dominierte Großbasel von der "Mindern Stadt" Kleinbasel. Die Vorstädte und die stadtnahen Landgemeinden wie Riehen und das 1640 vom Markgrafen erworbene Kleinhüningen waren Auffangbecken für Migranten und Flüchtlinge. Durch die Vorstädte und ihre Wirtschaften verlief die Grenze zwischen Städtern und Dörflern, wie an Streitfällen und dialektalen Unterschieden deutlich wird.¹⁵ Die Flüchtlinge, Migranten und Aufenthaltter wurden zwar periodisch in Rädeln erfaßt,¹⁶ doch die Vorstädte und stadtnahen Dörfer blieben schwer kontrollierbar - ihre Eingemeindung im 19. Jahrhundert galt Jacob Burckhardt als eine ernste soziale Gefährdung.

4. Mit dem Übergang zur Reformation wurde von den Bürgern das evangelische Bekenntnis verlangt, andernfalls mußte man das Bürgerrecht aufgeben. Neubürger mußten versprechen, ihre Kinder evangelisch taufen zu lassen. Doch war das reformierte Basel bei weitem nicht so einmütig in Glaubensdingen, wie es sein wollte und sich nach außen darstellte.¹⁷ Es gab weiterhin heimliche Katholiken, die zum Gottesdienst in vorderösterreichische oder fürstbischöfliche Orte gingen und sich nach katholischem Ritus im Elsässischen bestatten ließen. Heterodoxe Ansichten und Diskussion über theologische Fragen waren in Basel zumindest im Milieu der Gebildeten geduldet: französische und italienische Querdenker fanden bei Basler Buchdruckern und Landsleuten Unterschlupf.¹⁸ Die Überschreitung der von der Stadt gesetzten Normen war geradezu ein Merkmal für die Zugehörigkeit zur Elite. Letztlich galt die akzeptierte Dissimulation selbst für (reiche)

Refugianteneinwanderung auf die Basler Wirtschaft, Zürich 1946.

13. Der Basler Bischof war kraft der Stiftungsbulle Pius II. von 1459 Kanzler der Universität; alle zehn Jahre begab sich eine Deputation von zwei oder drei Professoren zum Bischof nach Puntrut/Porrentruy, Rudolf Thommen, *Geschichte der Basler Universität 1532-1632*, Basel 1889, S.32ff.

14. Robert Stritmatter, *Die Stadt Basel während des Dreißigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen*. Diss. Basel. Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas 1977. Hans Georg Wackernagel, *Basel als Zufluchtsort des Elsaß (15.-17. Jahrhundert)*, in: *Annuaire de Colmar/Colmarer Jahrbuch 1936*, S.54-64. Martin Keller, *Markgräfliche Sitze in Basel; Taufen, Trauungen und Totenfeiern in den Basler Hofkapellen*, in: *Das Markgräflerland H.1 (1993)*, S.31-102.

15. Bereits in der Spalenvorstadt machte sich der Einfluß elsässischer Mundart bemerkbar: Theodor Zwinger, *Methodus Apodemica*, Basel 1577, fol.169; Auseinandersetzungen in der Aeschenvorstadt zwischen Städtern und Bauern: Ernst Erhard Müller, *Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter*, Tübingen 1953, S.117.

16. C.W.Brenner, *Basels Bevölkerung nach den Wohnquartieren zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (unter Beigabe des "Basler Adressbuches" von 1634)*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 51 (1952)*, S.35-106; Wilhelm Alfred Münch, *Ergänzungen und Berichtigungen zum "Basler Adreßbuch" von 1634*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 52 (1953)*, S.65-74.

17. Vgl. zum folgenden Wolfgang Kaiser, *Vincini stranieri*, art.cit.

18. Cf. Delio Cantimori, *Eretici italiani del Cinquecento*, Florenz 1939. Werner Kaegi, *Machiavelli in Basel*, in: *Ders., Historische Meditationen*, Zürich 1942, S.119-81. Antonio Rotondò, *Pietro Perna e la vita culturale e religiosa di Basilea fra il 1570 e il 1580*, in: *Ders., Studi e ricerche di storia ereticale italiana nel Cinquecento*, Bd.1, Turin 1974, S.273-392.

Täufer und Schwärmer, wenn man an den berühmten Fall des David Joris denkt. Bevor dieser nach Basel zog, hatte er Erkundigungen einziehen lassen. "Wenn sie sich ... still verhielten, den Frieden nicht störten oder fremde Lehren verbreiteten, wenn sie zur Kirche gingen und sich christlich gebärdeten, so hätten sie nichts zu befürchten", wurde ihm bedeutet.¹⁹ Als reicher Kaufherr "Johann von Bruck" erwarb er das Basler Bürgerrecht und lebte unbehelligt in seinem Binniger Wasserschloß, obwohl Angehörige der Elite von seiner wahren Identität wußten. Erst nach seinem Tod wurde er "entlarvt" und sein Leichnam verbrannt - in Basel verbrenne man nur die toten Ketzler, wurde daraufhin in der Innerschweiz gespöttelt. Die soziale Abschottung nach unten und das Regime der Heimlichkeit definierten eine begrenzte Öffentlichkeit und doppelbödiges Verhalten, das von den Angehörigen der Elite nicht nur akzeptiert, sondern als distinktives Merkmal der Kultiviertheit angesehen wurde. Sichtbarer im städtischen Raum waren Verhaltensweisen, die mit Sonderrechtsbereichen verbunden waren und gerade mit der Grenze zwischen Bürgern und Fremden arbeiteten. Der badische Markgraf durfte - als fremder Fürst, nicht als Stadtbürger - in seiner Hofkapelle lutherischen Gottesdienst halten lassen. Die französischen Refugianten erreichten, unter Schwierigkeiten zwar, die Zulassung einer eigenen Gemeinde. Im 18. Jahrhundert gab es für die Katholiken die halblegale Möglichkeit, den seit 1734 belegten Privatgottesdienst des kaiserlichen Gesandten (offiziell seit 1766 in der Privatkapelle des kaiserlichen Residenten) zu besuchen.²⁰ Solche Formen des Ausnutzens von Grenzen oder Sonderrechten wurden zwar mißtrauisch beäugt und kontrolliert, die Präsenz von Baslern bei den Gottesdiensten ließ sich aber nicht völlig unterbinden. Man konnte auch nicht umhin, den katholischen Gesellen, Mägden und Dienstboten zu gestatten, sonntags die Stadt zu verlassen und andernorts die Messe zu hören. Dafür gab es eine besondere Passierscheinregelung: das katholische Gesinde benötigte einen vom Dienstherrn unterzeichneten Schein, nach ihnen wurden die Stadttore sogleich wieder geschlossen (eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes, an dem alle Basler teilnehmen sollten).²¹

Der "kleine Grenzverkehr" ging indes weit über diese legalen, streng kontrollierten Möglichkeiten hinaus. Er war nicht nur eine Notpraxis, dahinter standen ein allgemeines Interesse an Glaubensdingen und die unausrottbare Praxis, mit bestimmten Orden und Wallfahrtsorten verbundene heilsame oder magische Ressourcen auszunutzen.²² Dies ließ sich nicht einfach ins dogmatische Bett einer Konfession zwingen. In den Quellen ist bezeugt, daß der lutherische Hofprediger in Basel großen Zulauf fand, daß die Basler ins badisch-lutherische Weil zum Gottesdienst gingen, Badenser umgekehrt in den Kirchen des reformierten Riehen oder Basel anzutreffen waren. Dieses Interesse ist gleichsam das positive Gegenstück zu der von den Pfarrern oft beklagten Tatsache, daß die Leute nicht wußten, ob sie lutherisch oder reformiert seien. Derart beklagte Indifferenz gab es,

19. Zitiert nach Roland Bainton, David Joris. Wiedertäufer und Kämpfer für Toleranz im 16. Jahrhundert, Leipzig 1937, S.57. Paul Burckhardt, David Joris (Basler Biographien 1), Basel 1900; Ders., David Joris und seine Gemeinde in Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 48 (1949), S.5-106.

20. Zu den Fremdegemeinden: Christina Hallowell Garrett, The Marian Exiles. A Study in the Origins of Elizabethan Puritanism, Cambridge 1938, Ndr. 1966, S.55-57, 357-61. Philippe Denis, Les églises d'étrangers en pays rhénans (1538-1564) [Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège CCXLII], Paris 1984, S.241-55. Niklaus Röthlin, Aus der Geschichte der französischen Kirche in Basel, in: Bulletin der schweizerischen Gesellschaft für Hugenottengeschichte 14 (1992), S.17-33; siehe auch August Huber, Die Refugianten in Basel, Basler Neujahrsblatt 1897. Zum katholischen Gesandtegottesdienst: Ludwig R. von Salis, Die Entwicklung der Kultfreiheit in der Schweiz. Festschrift dem Schweizerischen Juristenverein bei seiner Versammlung in Basel im Jahre 1894 überreicht von der Juristischen Fakultät der Universität Basel, Basel 1894; Theo Gantner, Probleme einer konfessionellen Minderheit aus volkskundlicher Sicht, Basel 1968.

21. Reformationsordnung des Großen Rats vom 31. Januar 1727, zitiert bei J.R. von Salis, Die Entwicklung der Kultfreiheit, op.cit., S.81, Anmerkung 3.

22. Ähnlich im reformierten Augsburg, siehe Lyndal Roper, The Holy Household. Women and Morals in Reformation Augsburg, Oxford 1989.

insbesondere in den grenznahen Gemeinden und Vorstädten, in der Frage der Mischehe, vor allem zwischen Lutheranern und Reformierten, aber auch zwischen Katholiken und Protestanten - im 16. Jahrhundert sehr häufig, sie sind aber auch im 17. Jahrhundert anzutreffen. Das "Tabu" der Mischehe setzte sich erst in einem säkularen Prozeß fest. Der Obrigkeit, wenn sie nicht sogar Mischehen im Rahmen ihrer Peuplierungspolitik als kleineres Übel duldeten, genügte ein stillschweigender oder Scheinübertritt zur geforderten Konfession. So heiratete 1685 ein katholischer Handwerker im reformierten Riehen, starb aber im badischen Lörrach und wurde auf dem Friedhof der lutherischen Gemeinde bestattet. Das Verbot der Trauung gemischter Paare - wie es im reformierten Basel im 17.-18. Jahrhundert bestand, ließ sich durch Grenzübertritt in tolerantere Gefilde umgehen, wie es die Eltern von Johann Peter Hebel taten (der Vater war Pfälzer, die Mutter stammte aus dem Wiesental). Ähnliche Kniffe von katholischer Seite, gemischt mit Proselytismus via Heirat, wurden beispielsweise 1640 dem Rat angezeigt, nämlich "zum ersten, wie an verschiedenen Orten in der Stadt Winkelschulen von den Papisten gehalten werden; zweytens, daß Soldaten, so Papisten sind, sich an hiesige Weibsbilder henken, und hernach von Papisten wollen eingeseget seyn."²³

Der listige Umgang mit den konfessionellen Abgrenzungen nimmt diesen nichts von ihrem Zwangsscharakter. Er belegt jedoch eine Doppelbödigkeit im praktischen Zusammenleben und die Möglichkeit der Überschreitung, die im zeitgenössischen Begriff der Grenze als "Geschwell" (Sebastian Franck) mitgedacht war: die Schwelle ist ein Hindernis und verbindet zugleich die zu beiden Seiten liegenden Räume.²⁴

Die historische Konfiguration des Basler Raums mit der kleinräumigen Präsenz verschiedener Herren und Konfessionen ermöglichte diese Praxis der Ausnutzung von Grenzen. Sie erlaubte den kleinen Grenzverkehr als Tagesreise, zu dem die in Basel handelstreibenden, aber in badischen oder elsässischen Dörfern lebenden Juden schon seit dem 14. Jahrhundert gezwungen waren...²⁵

5. Andere Praktiken der Verhöhnung und Provozierung des Glaubensgegners führten ebenfalls zu solchen Grenzüberschreitungen. Jeder Landfriede, jeder Religionsvertrag in der Eidgenossenschaft enthielt das Verbot des "Schmützens und Schmähens". Jahr für Jahr hatten sich die eidgenössischen Orte mit der Erledigung solcher Klagen zu beschäftigen. Ein eidgenössischer Abschied aus dem Jahre 1657 zählt auf, woran sich Konflikte entzünden konnten, nämlich an "Feyertagen, Kindertauff, begräbnuss ungetaufter Kindern, aufsteken der Kreutzen auf die Gräber, Hochzeit halten zu sonderbarer Zeit, Hüt abziehen bey dem Glockenklang, und dergleichen sachen".²⁶

23. Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 8 Bde. Basel 1786-1822, Bd. VI, S.757.

24. Sebastian Franck, Weltbuch, Tübingen 1534, fo.xxijre, xxiiivo usw. Zur Begriffsgeschichte Hans Medick, Grenzziehungen und die Herstellung des politisch-sozialen Raumes. Zur Begriffsgeschichte und politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der frühen Neuzeit, in: Bernd Weisbrod (Hg.), Grenzland. Beiträge zur deutsch-deutschen Grenze, Hannover 1993, S.195-207. Vgl. auch Claudia Ulbrich, Grenze als Chance? Bemerkungen zur Bedeutung der Reichsgrenze im Saar-Lor-Lux-Raum am Vorabend der Französischen Revolution, in: Arno Pilgram (Hg.), Grenzöffnung, Migration, Kriminalität, Baden-Baden 1993, S.123-46.

25. Achilles Nordmann, Geschichte der Juden in Basel seit dem Ende der zweiten Gemeinde bis zur Einführung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, 1397-1875, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 13 (1914). Ders., Über Wanderungs- und Siedlungsbeziehungen zwischen elsässischem und schweizerischem Judentum, in: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte der Israeliten in Elsaß-Lothringen, Guebwiller 1917, S.3-10. Theodor Nordemann, Zur Geschichte der Juden in Basel, Basel 1955; Paul Assell, Juden im Elsaß, Bühl 1984; A.Häsler, Les juifs d'Alsace, Strasbourg 1975. J.A.Zehnter, Zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Durlach, in: ZGO NF 12 (1897), S.390ff, 15 (1900), 29ff, 547ff; B.Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden, Bühl 1927.

26. L.R.von Salis, Die Entwicklung der Kultfreiheit, S.47ff.

Sie verbanden sich im Basler Raum mit anderen Konfliktstoffen und Negativetiketten, die einem "bei Grenzübertritt" unvermeidlich angesteckt wurden: dem Gegensatz zwischen Stadt und Landschaft (statt dem Papisten der verhaßte Basler Vogt, der auf die Sittenzucht achtete); dem sozialen Gegensatz zwischen dem Basler Stutzer und dem streitsüchtigen Weiler Bauern (dem angeblich beim geringsten Anlaß das Rebmesser in der Tasche aufging); den Konflikten zwischen dem Zunft Handwerkern und italienischen Seidenfabrikanten, die Bandstühle auf der Landschaft aufstellten. Im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit tauchen auch "große" Feindbilder auf, etwa der Gegensatz zwischen "Welsch" und "Teutsch". Für den katholischen Solothurner wurde der Basler Kaufmann ein sundgauischer Pfeffersack, der Markgräfler dem Basler unversehens zum Sauschwaben, während für die vorderösterreichischen Adligen und Städter jeder Eidgenosse ein Kuhschweizer war. Diese Zerrbilder ordneten keine überlokale Identität zu, es waren sprachliche "Grenzpfähle", Elemente eines Vokabulars der Konfliktaustragung innerhalb einer Streitkultur der Grenze.²⁷

6. Manche Etiketten, etwa der Sauschwab, überdauerten den Wandel von der Stadt- zur Staatsgrenze. Die Nationalstaatsbildung aktualisierte den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten: im Sonderbundskrieg auf schweizerischer Seite, im eiligen Zusammenschluß von Reformierten und Lutheranern im neuen Großherzogtum Baden, in dem die Katholiken durch die Eingliederung der katholischen vorderösterreichischen Gebiete plötzlich die Mehrheit bildeten. Bis heute sind die historischen konfessionellen Grenzen in der Landschaft sichtbar, zwischen den ehemals fürstbischöflichen Orten Schliengen oder Istein und den benachbarten badischen Dörfern, oder zwischen der stark christkatholischen Enklave, dem ehemals vorderösterreichischen Fricktal, und den benachbarten evangelischen Kantonen. Der "kleine Grenzverkehr" hatte als Notlösung selbst für die im Elsaß oder in Baden lebenden und in Basel tätigen Juden ein Ende, sie erhielten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Basel Niederlassungsrecht. Das Ausnutzen der Grenzen verlagerte sich auf andere Ebenen: die Schweizer Unternehmer, Finanzierer der Frühindustrialisierung, fragten nach Standortvorteilen und danach, wie sie mit den neuen Zollgrenzen (Zollverein 1836) fertigwerden konnten. Die Zentralität Basels und das Reichtumsgefälle gegenüber dem Vorland jenseits der Grenze blieb bis ins 20. Jahrhundert erhalten, seine Rolle als Fluchtburg gewann neue Aktualität. Die Grenzen zwischen dem patrizischen "Deig" und den Vierteln, die als Aufnahmebecken für die Migration dienen, haben sich wohl verschoben, sind aber dicht geblieben. Eine Basler Agglomeration hat sich herausgebildet, in der die Pendlerströme nicht mehr so ausschließlich wie in der frühen Neuzeit von beiden Seiten des Rheins nach Basel gehen, sondern auch quer über den Rhein nach Deutschland. Man möchte meinen, daß die Agglomerationsbildung die Grenzen überlagert und nebensächlich macht. Das gilt höchstens für Arbeit und Konsum. Die Nachbarschaft ist weiterhin konfliktgeladen, nach den Kriegen des 20. Jahrhunderts zum Teil einfach sprachloses Nebeneinander. Johann Peter Hebel erzählt eine Anekdote: ein badischer Bauer trifft nach 1681 in Straßburg auf einen französischen Soldaten, der Wache schiebt und ihn anruft: "Filou!" Der Bauer versteht ihn falsch und antwortet "Halber viere!" Konnte man im 18. Jahrhundert vielleicht noch auf den Dialekt hoffen, um dieses Mißverständnis ausräumen zu können, so ist es in den heute wuchernden deutsch-französischen Nachbarschaften im Elsaß damit

27. Siehe dazu W.Kaiser, *Vincini stranieri*, art.cit., Abschnitt 4. Eine Fülle von Belegen findet sich bei A.Blatter, *Schmähungen, Scheltreden, Drohungen*. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksstimmung zur Zeit der schweizerischen Reformation, *Wissenschaftliche Beilage zu den Jahresberichten des Gymnasiums, der Realschule und der Töcherschule*, Basel 1911, und E.Müller, *Basler Mundart*, op.cit.

vorbei. Die Grenze verläuft dort zwischen deutschen und französischen Einfamilienhausbesitzern, die kein Wort der anderen Sprache sprechen. Diese Grenze ist dicht - noch?

HELMUT SCHNEIDER, DÜSSELDORF**ETHNIZITÄT UND ETHNISCHE VIERTELSBILDUNG IN PHILIPPINISCHEN
SEKUNDÄRSTÄDTEN AM BSP. VON ZAMBOANGA CITY UND BAGUIO CITY****1. Ethnizität und Modernisierung**

Die innerstädtische räumliche Differenzierung nach Kriterien ethnischer und/oder regionaler Herkunft galt lange als typisches Merkmal des Urbanisierungsprozesses in Südostasien (vgl. z.B. BRUNER 1961, McGEE 1971, DOEPPERS 1974). Mit dem Begriff "ethnic urbanism" suchte man die - auch raumwirksame - Persistenz ethnischer Gruppenidentitäten und traditioneller Kulturmuster im städtischen Kontext zu beschreiben. Die empirischen Beobachtungen in südostasiatischen Städten mit sehr heterogener Bevölkerungsstruktur standen in deutlichem Kontrast zu den vorherrschenden Annahmen der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung, wonach traditionelle Bindungen und Loyalitäten, wozu auch Ethnizität gerechnet wurde, sich im Prozeß der Urbanisierung auflösen sollten (vgl. z.B. WIRTH 1938). Vor dem Hintergrund der weltweit weiterbestehenden Aktualität ethnischer und nationalistischer Mobilisierungen ist dieser Widerspruch in der neueren Debatte über ethnische Differenzierung erneut aufgegriffen worden (vgl. ESSER 1988, NASSEHI 1990, HECKMANN 1992). Dabei besteht einerseits Konsens, daß entgegen den klassischen Auffassungen Modernisierung - verstanden als funktionale Differenzierung - nicht *per se* mit dem Verschwinden ethnischer Vergemeinschaftung verbunden ist. Andererseits ist jedoch strittig, inwieweit die Persistenz von Ethnizität - im Zuge von Migrationen und Urbanisierung auch ihre Neubelebung oder gar erst ihre Entstehung - untrennbarer Bestandteil des Modernisierungsprozesses selber ist, oder aber ob dies nur ein Ausdruck von Ungleichzeitigkeiten und "Lücken" des Modernisierungsprozesses ist, mithin also im Zeitverlauf doch mit einem Verschwinden gerechnet werden kann (vgl. dazu zusammenfassend HECKMANN 1992, pp. 30 ff.).

2. Ethnizität, ethnische Grenzen und ethnische Schichtung

"Ethnizität" bezeichnet das durch Fremd- und Selbstzuschreibung konstituierte Identitäts- und Solidarbewußtsein menschlicher Gruppen, das auf soziokulturellen Gemeinsamkeiten, gemeinsamen historischen und/oder aktuellen Erfahrungen sowie auf *Vorstellungen* von einer gemeinsamen Herkunft basiert (vgl. HECKMANN 1992, pp. 30 ff.). Solche Vorstellungen von einer "Abstammungsgemeinschaft", die Max Weber sogar als konstitutiv für ethnische Gruppen betrachtet (WEBER ⁵1976, pp. 216 ff.), beruhen auf Deutungen, Mythen, oft handelt es sich schlicht um Erfindungen. Nicht ihr Wahrheitsgehalt, sondern daß sie von einer Gruppe von Menschen *geglaubt* werden, macht ihre soziale Wirksamkeit aus. Zu den wichtigsten Anlässen und Erfahrungen, die zu ethnischen Differenzierungen führen, zählen Migrationen, Überschichtungen durch Eindringlinge/Eroberer oder Abschließungen z.B. zum Zweck der Statussicherung (vgl. ESSER 1988, p. 23). Die soziale und räumliche Wirksamkeit ethnischer Differenzierungen hängt weiterhin in hohem Maße davon ab, inwieweit eine Kombination ethnisch-kultureller Kriterien mit anderen, vor allem ökonomischen und politischen Faktoren vorliegt. Solche *ethnischen Schichtungen* können dann auch zur Basis ethnischer Mobilisierungen werden, d.h. kollektiven Bewegungen zur Erreichung bestimmter Ziele (ESSER 1988, pp. 23 ff.). Innerstädtische Viertelsbildungen nach ethnischen Kriterien sind in aller Regel Ausdruck ethnischer Schichtungen.

Im Prozeß ethnischer Gruppenbildung ist schließlich - folgt man dem Vorschlag BARTHs (1969) - weniger die kulturelle "Essenz" einer Gruppe ausschlaggebend als vielmehr der Mechanismus

ethnischer Grenzziehung selber, der freilich an existierenden soziokulturellen Unterschieden ansetzt. Aber weniger die soziale Tatsache von Ethnizität an sich, die als grundlegendes, universelles Charakteristikum menschlicher Vergesellschaftung angesehen werden kann, ist dann von Interesse, sondern vielmehr welche askriptiven Merkmale unter welchen historisch-gesellschaftlichen Umständen zu *Grenzmarken*, zu Kriterien der Aus- oder Einschließung werden. Dies führt zu der grundlegenden Einsicht, daß Ethnizität historisch, soziostrukturell und situativ *variabel* ist. Ein wichtiges Datum für die Herausbildung der ethnischen Problematik im heutigen Sinn ist dabei die Entstehung des modernen Nationalstaats (vgl. ANDERSON 1993). Ethnische Gruppenbildungen und Grenzziehungen lassen sich insofern nur vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen historischen Konstitutionsbedingungen plausibel machen.

3. Ethnizität und intraurbane Viertelsbildung in den Philippinen

Im folgenden wird der Versuch gemacht, die ethnische Viertelsbildung in philippinischen Sekundärstädten am Beispiel von Zamboanga City im Süden und Baguio City im Norden des Landes (vgl. Abb. 1) in ihrem historischen Konstitutionsprozeß wie auch in ihrer aktuellen Ausprägung nachzuzeichnen sowie Gründe für Entstehen oder Verschwinden ethnischer Grenzen zu benennen. Im Unterschied zu empirischen Befunden in anderen Ländern Südostasiens war DOEPPERS (1974, pp. 557 ff.) schon vor 20 Jahren mit Blick auf die Mehrzahl philippinischer Regional- oder Sekundärstädte zu dem Ergebnis gekommen, ethnische Viertelsbildungen oder "ethnic urbanism" seien ohne Bedeutung - zumindest was die, in sich wiederum ethnisch und linguistisch heterogene, *christliche Tieflandbevölkerung* betrifft. Für die in nur wenigen Städten mit höheren Bevölkerungsanteilen vertretenen islamischen Gruppen in Mindanao und im Sulu-Archipel im Süden sowie für die Hochlandethnien Nord-Luzons stellte Doeppers dagegen kleinräumige Clusterbildungen fest. Die islamische Bevölkerung der Philippinen macht heute ca. 4,6 % von insgesamt rd. 60,6 Mio. Einwohnern aus, während auf die verschiedenen ethnischen Gruppen des nordphilippinischen Hochlandes auf Luzon schätzungsweise ein Anteil von 2% an der Gesamtbevölkerung entfällt (nach dem Kriterium "Muttersprache", NSO 1992a).

Beide hier ausgewählten Städte liegen jeweils im Grenzsaum zu den Siedlungsräumen der genannten ethnisch-kulturellen Minderheiten, so daß diese auch mit einem relativ hohen Anteil an der Stadtbevölkerung vertreten sein dürften. Da die Migranten in Sekundärzentren in der Regel nur aus wenigen Quellgebieten stammen (vgl. DOEPPERS 1974, p. 551), ist weiterhin eine klar konturierte Gegenüberstellung nur weniger ethnischer Gruppen zu erwarten. Für die Betrachtung von Sekundärstädten als besondere Klasse von Städten spricht in den Philippinen schließlich auch die gegenüber Manila verzögerte Entwicklung und der immer nur geringe Anteil nichtphilippinischer Bevölkerungsgruppen. Beides erklärt sich aus der schon früh erreichten Primatstellung Manilas, da die ökonomischen Interessen der Spanier in hohem

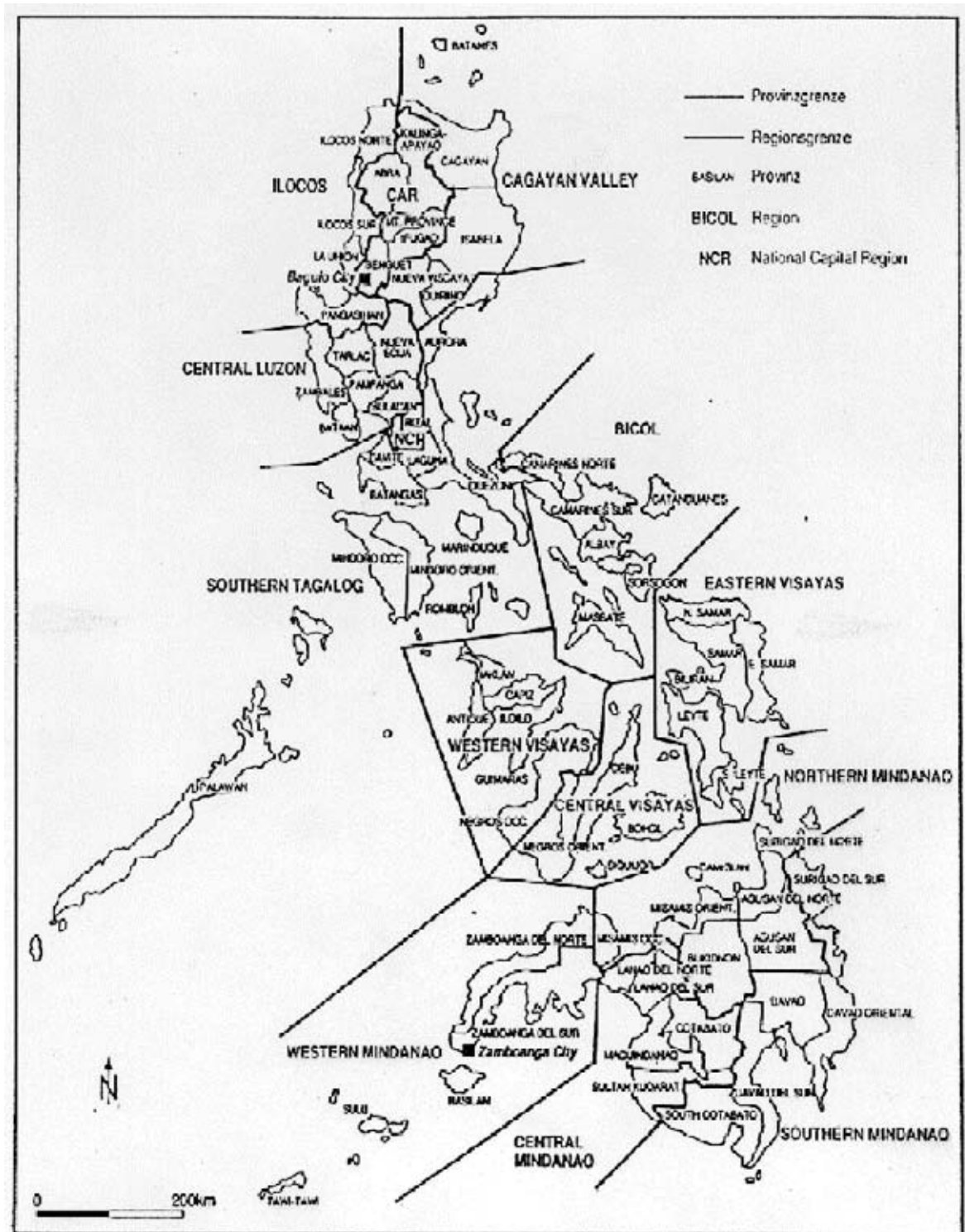


Abb. 1: Philippinen, Regionen und Provinzen

Quelle: National Statistics Office, Kartographie: U. Beha

Maße auf den ausschließlich über Manila abgewickelten Galleonenhandel zwischen China und Mexiko beschränkt waren.

3.1 Ethnische Grenzbildung in der philippinischen Kolonialgesellschaft

Für das Verständnis der heutigen Bedeutung von Ethnizität in der vor allem durch den spanischen, in geringerem Maße auch den amerikanischen Kolonialismus geprägten philippinischen Gesellschaft kommt Form und Methode kolonialer Herrschaft ein hoher Erklärungswert zu. Insbesondere die aus den Erfahrungen der Reconquista auf der iberischen Halbinsel resultierende enge Verbindung zwischen Staat und Kirche hat den spanischen Kolonialismus nachhaltig geprägt. Die ersten Kulturberührungen zwischen Spaniern und Bewohnern der nach Philip II benannten Inseln im Laufe der Magellan-Expedition 1521, die in den meisten Fällen bereits von spanischen Gewalttätigkeiten begleitet waren, gingen im Laufe der erst ab 1565 einsetzenden kolonialen Durchdringung schnell in einen Kulturzusammenstoß über. Phasen friedlicher Kulturbeziehungen mit noch nicht spanisch kontrollierten Bevölkerungsgruppen blieben zeitlich und räumlich eng begrenzt (vgl. zur Typologie von Kulturkontakten BITTERLI 1992). Die präkoloniale ethnisch-kulturelle Differenzierung der philippinischen Bevölkerung wurde durch eine herrschaftsbezogene koloniale Grenzziehung nachhaltig überprägt, ohne jedoch vollständig ausgelöscht zu werden. Zum einen verlief nun zwischen den *spanischen* Angehörigen der weltlichen und kirchlichen Apparate der Kolonialverwaltung und der eingeborenen "Indio"-Bevölkerung eine scharfe Grenze. Diese durch das askriptive Merkmal der Geburt definierte Grenze war nicht überwindbar, sieht man von der Einbeziehung einheimischen Personals auf der untersten Verwaltungsebene der konzentrierten Missionssiedlungen (*Cabezeras /Poblaciones*) ab.

Eine weitere, kulturell-religiös markierte Grenze verlief zwischen der christianisierten und partiell hispanisierten Bevölkerung und den nicht-christlichen Bevölkerungsgruppen. Diese Grenze markierte zugleich die tatsächliche Reichweite der kolonialen Herrschaft, die sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nur allmählich über begrenzte Teilräume hinaus ausdehnen konnte. Der personelle Wechsel über diese zweite Grenze, die besser als beweglicher Grenzraum zu verstehen ist, war dagegen häufig und - mit dem Ziel der Ausdehnung des kolonialen Einflusses - auch politisch gewollt. Neue Bevölkerungsgruppen wurden christianisiert, teilweise kulturell assimiliert und damit in das Kolonialsystem einbezogen. Andere (sog. *remontados*) dagegen entzogen sich aber auch wieder durch Flucht in (noch) nicht von der spanischen Kolonialverwaltung oder den Mönchsorden kontrollierte Räume. Der personelle Wechsel über die politisch-kulturelle, durch Prozesse der Selbstidentifikation zunehmend auch im engeren Sinn ethnische Grenze hinweg, implizierte auch einen Wechsel der askriptiven Attribute, ohne daß dies aber die Grenzbildung selbst berührt hätte. In Zamboanga waren Wechsel über die christlich-islamische Grenze häufig. Dies wurde durch den Umstand erleichtert, daß die religiös markierte koloniale Herrschaftsgrenze *quer* zu schon vor Ankunft der Spanier bestehenden ethnisch-kulturellen Unterschieden verlief. So konnten z.B. christianisierte Samal wieder zu islamischen Samal werden und in der islamischen Gemeinschaft auch wieder führende Positionen erreichen.

Die bestehenden kulturellen und linguistischen Differenzierungen innerhalb der indigenen Bevölkerung wurden von den Spaniern zwar durchaus registriert. Man unterschied insbesondere zwischen grundsätzlich bekehrungsfähigen "Heiden" und "irrgläubigen" Muslimen.

Spanischem Kulturdruck und kolonialer Kontrolle leistete aber auch die nicht islamische Bevölkerung Widerstand oder versuchte sich durch Flucht der Eingliederung in das Kolonialsystem zu entziehen. Insofern verlief aus Sicht der Spanier die entscheidende politisch-kulturelle Grenze zwischen den Bevölkerungsgruppen, die man bereits kolonialer Kontrolle unterworfen hatte und jenen, die sich (noch) außerhalb spanischen Einflusses befanden. Die ethnisch-kulturelle Binnendifferenzierung dieser Gruppen war demgegenüber von geringerem Interesse. Das Verhältnis der Spanier zu den verschiedenen Ethnien war insofern in erster Linie herrschaftstechnisch bestimmt.

Rassismus im Sinne einer kulturellen und politischen Bewertung wirklicher oder angenommener biologischer Unterschiede spielte dagegen kaum eine Rolle. Innerhalb des spanischen Herrschaftsbereiches wurden durch die koloniale und kulturelle Überprägung bestehende ethnische Unterschiede - auch in der Selbstwahrnehmung - sehr stark eingeebnet, ein Umstand, der sich bis heute auswirkt und wesentlich zur Ausbildung einer weitgehend vereinheitlichten "lowland Christian Filipino culture" beigetragen hat (vgl. MULDER 1992, pp. 146 ff.).

Anders dagegen bei den nicht oder nur randlich in das Kolonialsystem integrierten Bevölkerungsgruppen, die aufgrund des fehlenden kolonialen Assimilierungsdruckes bis heute eine markantere ethnische Binnendifferenzierung aufweisen. Bis zum Ende der spanischen Kolonialära, 1898 erfolgte die Abtretung der Kolonie an die Vereinigten Staaten von Amerika, konnten zwei in sich ethnisch heterogene Bevölkerungsgruppen ihre Autonomie gegenüber dem Kolonialisierungsdruck weitgehend behaupten: Die islamische Bevölkerung Mindanaos und der Sulu-Inseln im Süden sowie die nichtchristliche Bevölkerung im Bergland Nordluzons, die von den Spaniern mit den Sammelbezeichnungen "Moros" beziehungsweise "Igorotes" (aus dem tagalischen *i golot* = Bergbewohner) begrifflich zusammengefaßt wurden. Während die islamische Bevölkerung die ursprünglich diskriminierende Bezeichnung "Moros" im Verlauf ihrer ethnischen Selbstidentifikation gegenüber der christlichen Mehrheitsbevölkerung teilweise übernommen und ein Selbstverständnis als "Bangsa Moro" (= Moro Nation) entwickelt hat (vgl. z.B. RODIL 1993), existiert eine solche gemeinsame Identität unter den verschiedenen ethnischen Gruppen des nordphilippinischen Hochlandes nicht, zur Selbstbezeichnung findet der Begriff "Igorot" keine Verwendung (vgl. dazu KEESING 1962, CAWED 1972, DUMIA 1979).

Diese politisch-kulturellen Grenzen sind bis heute in der Wahrnehmung der christlichen Bevölkerungsmehrheit wie auch der genannten Minderheitsgruppen verankert. Insofern kann erwartet werden, daß dies auch in der sozialräumlichen Binnendifferenzierung städtischer Siedlungen zum Ausdruck kommt.

3.1.1 Das Grundmuster kolonialstädtischer Viertelsgliederung in den Philippinen

Die spanische Form *staatlicher* Kolonisierung im Namen von König und Kirche unterschied sich - vor dem Aufkommen des neuzeitlichen Imperialismus im 19. Jahrhundert - deutlich von einer moderneren und vorrangig ökonomisch motivierten Kolonialismusvariante in Südostasien, wie sie insbesondere von der als private Aktiengesellschaft organisierten holländischen "Vereenigde Oostindische Compagnie" (VOC) verkörpert, später auch von den Briten praktiziert wurde (vgl. JÄCKEL 1993). Benötigten diese zur (monopolistischen) Kontrolle des Handels lediglich wenige Stützpunkte, waren die Spanier demgegenüber bestrebt, ihre koloniale Herrschaft *flächendeckend* über die gesamte Inselgruppe auszudehnen und die indigene Bevölkerung zum katholischen Glauben zu bekehren. Diesen Zielen sollte die Errichtung eines hierarchisch gestuften, weitgehend nach einheitlichen Kriterien geplanten Netzes städtischer und ländlicher Siedlungen dienen. Man knüpfte dabei in der Regel an bestehenden Siedlungen der "Indios" an, von denen jedoch keine nach Form, Funktion und Größe als städtisch zu bezeichnen war. Eine indigene Stadttradition wie z.B. in Indien, China, Thailand, Burma oder Indonesien existierte in den Philippinen nicht (vgl. REED 1976b). Hauptmerkmale der neuen, nach einheitlichem Muster geplanten Siedlungen waren ein schachbrettartiger Grundriß, die um eine zentrale Plaza gruppierten wichtigsten Gebäude (v.a. Kirche und Priester- bzw. Mönchswohnungen sowie Verwaltungsgebäude), teilweise auch ein festungsartiger Ausbau (vgl. HART 1961, REED 1967, pp. 59 ff.). An der Spitze der Siedlungshierarchie stand die Hauptstadt Manila, daneben bestanden weitere *Ciudades* (Cebu, Naga, Nueva Segovia) und *Villas* (Vigan, Arevalo nahe dem heutigen Iloilo), die sich durch ihre Funktionen als Militärstützpunkte, Bischofssitze und nicht zuletzt als Wohnsitze der spanischen Kolonialbevölke-

rung auszeichneten (vgl. Abb. 2). Als unterste Stufe der neuen Siedlungshierarchie entstanden durch Siedlungsreduktion konzentrierte Missionssiedlungen oder *cabezeras*, in denen sich neben der "Indio"-Bevölkerung nur Priester und Mönche, aber keine spanischen Laien ansiedeln sollten. Dieses Ansiedlungsverbot wurde unterschiedlich streng gehandhabt, war aber aufgrund der für die Spanier geringen Attraktivität von Wohnsitzen außerhalb Manilas faktisch überflüssig. Die Gründung der *Cabezeras*, später setzte sich die Bezeichnung *Poblaciones* durch, hatte eine nachhaltige Wirkung auf die philippinische Siedlungsstruktur: Mit ihrem Netz umliegender ländlicher Barrios, für deren Betreuung der in der *Poblacion* residierende Priester verantwortlich war, entwickelte sich daraus das Grundmuster der heutigen Municipalities, in denen städtische und ländliche Siedlungen administrativ und funktional zusammengefaßt sind.

Mit Blick auf die Herausbildung innerstädtischer Grenzen in den philippinischen Kolonialsiedlungen ist eine Differenzierung des Grenzbegriffs nach den Bedeutungen "Grenzraum oder -saum" und "Grenzlinie" zweckmäßig, wofür im Englischen mit "frontier" und "boundary" auch zwei verschiedene Begriffe zur Verfügung stehen (vgl. dazu FRANZ 1970, KRISTOF 1959). Das Wort "Grenze", aus dem mittelhochdeutschen "granizze" abgeleitet, hatte ursprünglich denselben Bedeutungsgehalt wie "Mark" oder "Grenzmark", bezeichnete also einen siedlungsarmen oder gar -leeren Grenzraum. Erst später erweiterte sich die Wortbedeutung um das Verständnis von Grenze als scharf gezogener Grenzlinie (vgl. FRANZ 1970).

Der mit der "Entdeckung" des philippinischen Archipels verknüpfte Eigentumsanspruch der spanischen Krone mußte erst im Sinne realer Kontrolle durchgesetzt werden, was den Spaniern für den Gesamttraum der philippinischen Inseln freilich nie vollständig gelang. Die Etablierung eines räumlich weit gespannten Netzes städtischer und ländlicher Siedlungen in den neu erworbenen Territorien war Teil und wichtige Voraussetzung der allmählichen Ausdehnung des politischen und kulturellen Einflusses der Kolonialmacht. Die Gründung von Siedlungsstützpunkten steht dabei nicht am Ende, sondern am Anfang dieser schrittweisen Durchdringung.

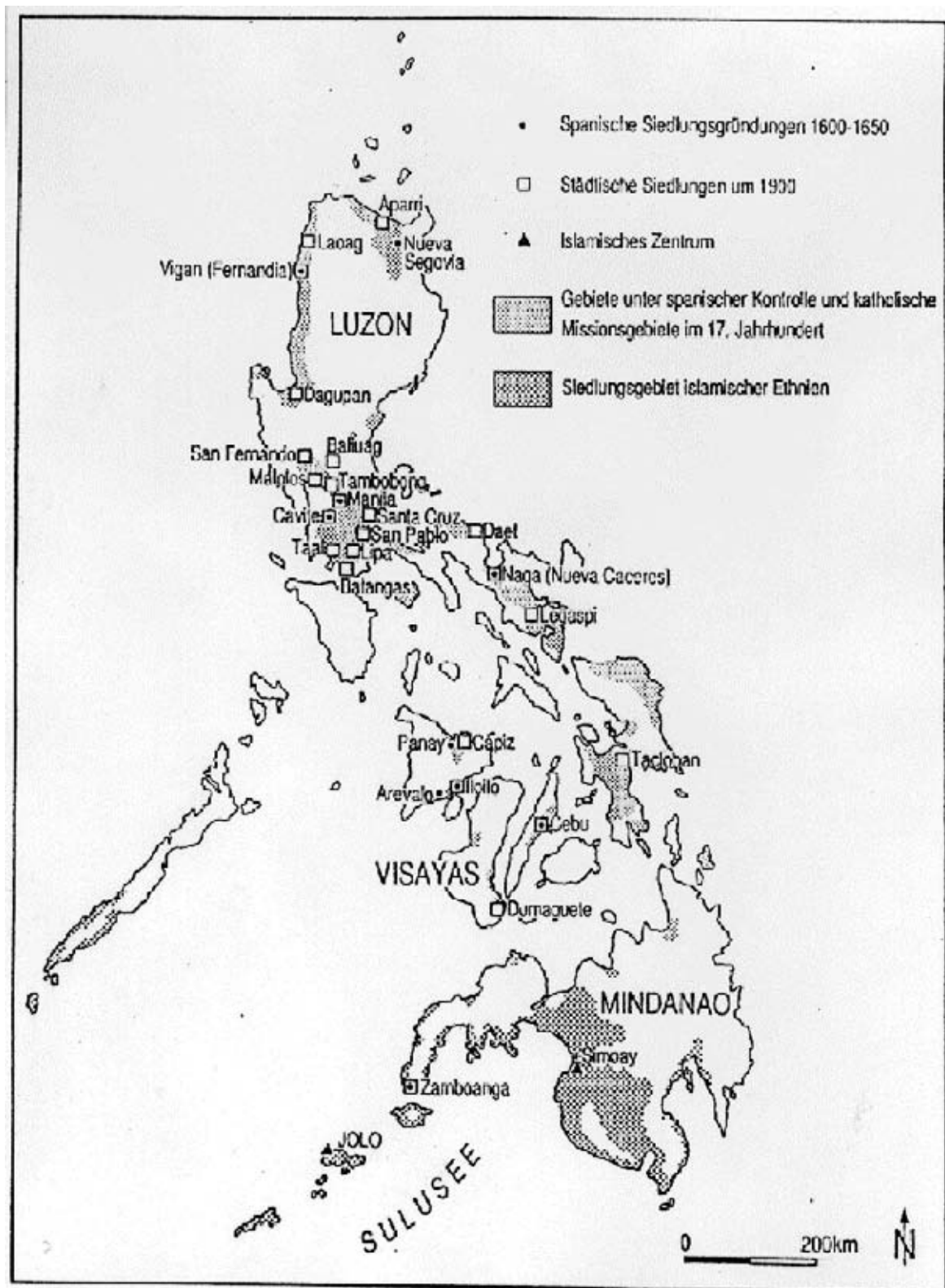


Abb. 2: Koloniale Siedlungsgründungen im 17. Jahrhundert und städtische Siedlungen um 1900. Quelle: DO-EPPERS 1972, S. 772, S.791. Entwurf: Schneider, Kartographie: U. Beha

Die kolonialen Siedlungsgründungen bildeten insofern das Rückgrat einer *cultural frontier*, eines

auf Expansion und Integration angelegten Grenzraumes zwischen den von der Kolonialmacht kontrollierten und partiell hispanisierten Bevölkerungsgruppen und jenen, die noch nicht in das spanische Herrschaftssystem einbezogen waren oder dieser Einbeziehung hartnäckigen Widerstand entgegengesetzten. Mit der räumlichen Ausdehnung der *frontier* und ihrer integrativen Wirkung wuchs die Zahl der "Indios", die durch Taufe, Tributzahlung und kulturelle Assimilation in den kolonialen Herrschaftsbereich einbezogen waren. Dadurch sahen sich die Kolonialbehörden vor dem Problem, Mittel zur dauerhaften Kontrolle dieser einheimischen Bevölkerung zu finden.

Für die *städtischen* Siedlungsstützpunkte der *Ciudades* und *Villas* übersetzte sich dieses Kontrollbedürfnis in eine markante innere räumliche Gliederung (vgl. DOEPPERS 1972): Durch Befestigungsanlagen, Streifen unbesiedelten Landes oder Flußläufe von der planvoll angelegten spanischen Wohnstadt mit ihren Steinbauten getrennt, entstanden die Wohnviertel der christianisierten indigenen Bevölkerung, in traditioneller Weise als Pfahlbauten - gewöhnlich aus Bambus und Blättern der Nipa-Palme - errichtet¹ (Abb. 3 zeigt dieses Grundmuster am Bsp. Manilas und der zweitgrößten Stadt Cebu). Nach dem Muster Manilas wurden schließlich auch die nicht-christlichen chinesischen Händler und Handwerker, auf die die Spanier in der subsistenzorientierten philippinischen Gesellschaft ökonomisch angewiesen waren, in allen städtischen Siedlungen zur besseren Kontrolle gezwungen, sich in gesonderten Stadtvierteln niederzulassen und auch nur dort ihre Geschäfte zu betreiben. Die soziale Oberschicht der einheimischen Bevölkerung (*principalia*), durch Heirat zunehmend mit den philippinisch-chinesischen Mestizen verbunden, konnte sich allmählich, beschleunigt aber erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts, in die vormals exklusiv spanischen Wohnviertel integrieren (vgl. REED 1967, p. 66). Die *Cabezeras* als unterste Stufe der Siedlungshierarchie wiesen eine solche Binnendifferenzierung nicht auf, da sie faktisch der indigenen Bevölkerung vorbehalten waren.

Damit ist das Grundmuster kolonialstädtischer Viertelsgliederung in den Philippinen skizziert, wie es weitgehend bis ins 19. Jahrhundert Bestand haben sollte. Der diffuse Übergangsraum (*frontier*) wandelte sich innerstädtisch zur scharf gezogenen Grenzlinie (*boundary*) zwischen Spaniern, partiell hispanisierten "Indios" und nicht-christlichen Chinesen. Ethnische Differenzierungen fallen hier mit politischen und soziostrukturellen Merkmalen zusammen, die Viertelsbildung ist insofern ein klarer Ausdruck ethnischer Schichtung. Dem lag zum einen die - durch Erfahrungen in Mexiko verstärkte - Überzeugung der Spanier zugrunde, eine "gesunde" Gesellschaft setze die säuberliche Trennung kulturell unterschiedlicher Gruppen voraus (vgl. WICKBERG 1964). Wichtiger war aber die Instrumentalisierung ethnisch-kultureller Verschiedenheiten zur Sicherung politischer und kultureller Hegemonie. Es ging dabei einerseits um die möglichst effektive politische, polizeilich-militärische, kulturelle (Christianisierung), aber auch fiskalische (Tributpflicht) Kontrolle der in den spanischen Herrschaftsbereich einbezogenen Bevölkerungsgruppen.

1. Die in europäischer Bauweise errichteten Steinbauten waren den klimatischen Verhältnissen extrem schlecht angepaßt, unhygienisch und folglich ungesund. Die traditionellen Pfahlbauten boten demgegenüber eine gute Durchlüftung; Abfallentsorgung erfolgte durch die aus Bambusrosten bestehenden Böden hindurch (vgl. REID 1980).

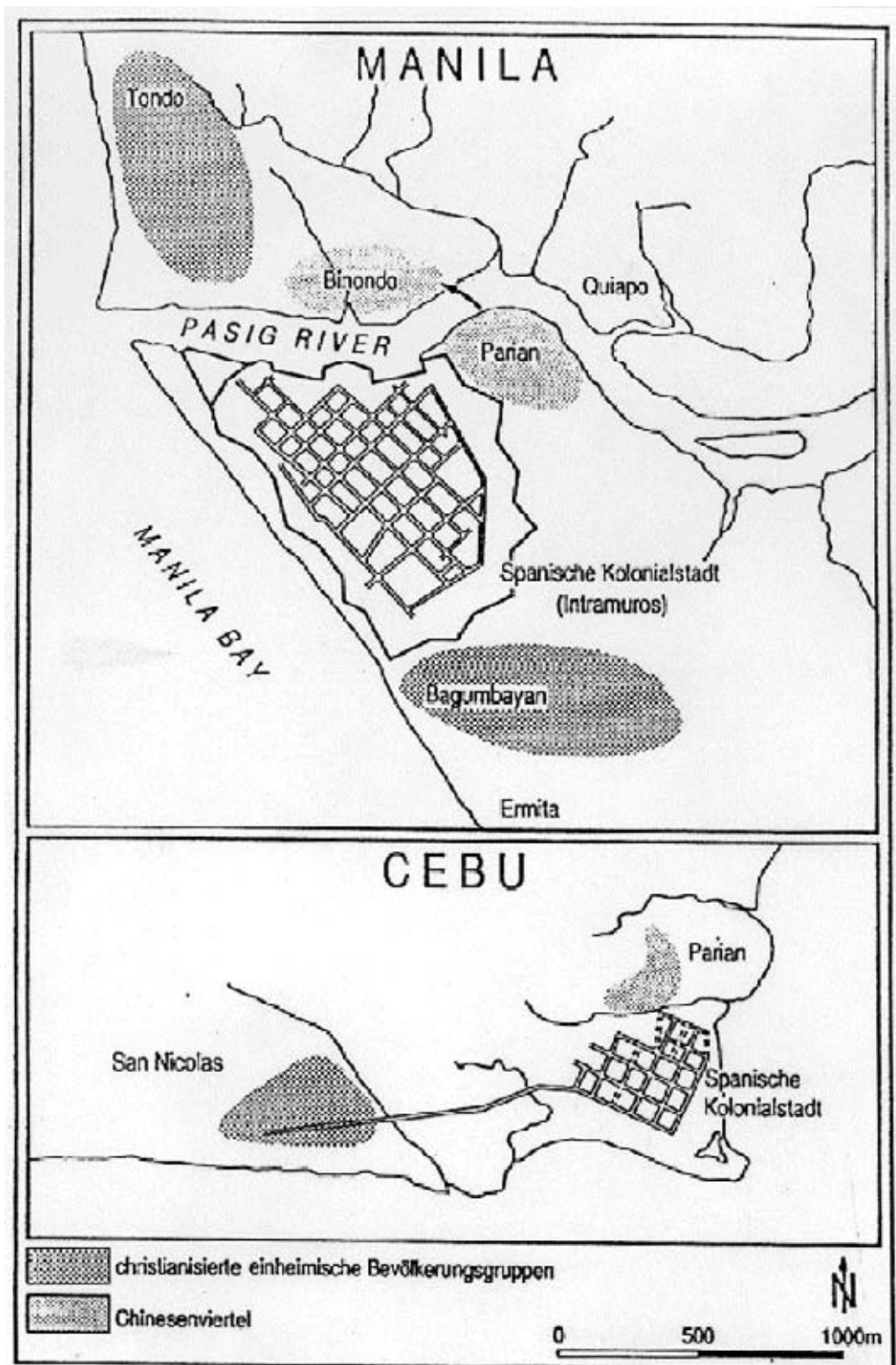


Abb. 3: Koloniale Viertelsbildung in Manila und Cebu im 17./18. Jahrhundert

Quelle: DOEPPERS 1972, S. 777f. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha

Die Spitze der Kolonialverwaltung war andererseits aber auch bestrebt, die spanische Bevölkerung selber vor schädlichen Einflüssen durch zu intimen Umgang mit den nichtspanischen Gruppen

abzuschotten. Von einer Verwässerung der eigenen Standards durch Akkulturationsprozesse befürchtete man eine Gefährdung der zivilisatorischen und religiösen "Mission" (vgl. auch BITTERLI 1992, p. 54). Ethnische Viertelsbildung als Kontroll- und Herrschaftsinstrument wurde auch von den anderen europäischen Kolonialmächten in Südostasien bewußt gefördert oder überhaupt erst initiiert (vgl. JÄCKEL 1993, pp. 396 ff. am Bsp. Makassars).

Innerstädtische Viertelsstruktur und Sicherung politischer Kontrolle sowie kultureller Hegemonie standen in der spanischen Kolonie in engem Zusammenhang. Das Ringen um kulturelle Hegemonie, vor allem durch die Verbreitung des katholischen Glaubens, war überall im spanischen Kolonialreich Teil der politischen Herrschaftssicherung. Als besonders notwendig und unverzichtbar erwies sich dies jedoch gerade in den Philippinen, wo aufgrund des sehr begrenzten ökonomischen Potentials und schwieriger Verkehrsverbindungen ein nennenswerter Zustrom von Spaniern nicht erfolgte und die herrschende Klasse der Kolonialgesellschaft zahlenmäßig immer sehr schmal blieb. Die spanische Kolonialarmee bestand um 1590 nur aus rund 400 Soldaten, die katholische Mission wurde lediglich von rund 140 Ordenspriestern betrieben. Im Jahr 1783 umfaßte die ausschließlich in Städten konzentrierte *spanische* Bevölkerung (ohne spanisch-philippinische Mestizen) kaum mehr als 2000 Personen, bis 1830 hatte sich diese Zahl gerade verdoppelt, um dann erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der spanischen Kolonialära durch den weltmarktinduzierten wirtschaftlichen Aufschwung kräftig auf 34000 Personen anzusteigen (vgl. REED 1967, pp. 6 f., p. 34; pp. 195 f.; 1976, pp. 17 f.). Ohne die von den Mönchsorden weiträumig vorangetriebene, auf die befestigten Städte und die konzentrierten Missionssiedlungen gestützte Christianisierung wäre mit nur militärischen Mitteln die Sicherung der spanischen Kolonialherrschaft über den philippinischen Archipel nicht möglich gewesen (vgl. auch WENDT 1994, pp. 48 ff.).

3.1.2 Die philippinische "Chinatown"

Handelsverbindungen mit China und kleinere, temporäre Siedlungen chinesischer Händler in den Philippinen sind seit dem 13. Jahrhundert bis zum Beginn der spanischen Kolonialära belegt (vgl. REED 1967, p. 15; pp. 107 f.; HUNT/WALKER 1974, p. 97). An diesen Handelsverbindungen konnten die Spanier direkt anknüpfen, die Hauptstadt Manila machten sie rasch zum alleinigen Umschlagplatz für den lukrativen Handel zwischen China und Nueva España (Mexiko). Gegen den gewaltsamen Widerstand ihrer portugiesischen und holländischen Konkurrenten gelang es den Spaniern aber nicht, dauerhafte Handelsstützpunkte auf dem chinesischen Festland zu etablieren. Deshalb waren chinesische Händler als Mittler für den spanischen Chinahandel unverzichtbar, als einzige nichtchristliche Bevölkerungsgruppe wurden sie in den spanischen Kolonialsiedlungen geduldet. Zunächst auf den Standort Manila beschränkt, übernahmen sie aber bald auch Funktionen in den übrigen spanischen Niederlassungen, für deren Ausübung es in der subsistenzorientierten einheimischen Bevölkerung kaum Voraussetzungen und wenig Neigung gab (Binnenhandel, Geldverleih, Handwerk, Dienstleistungen). Ihre schnell wachsende Zahl - um 1603 lebten in Manila ca. 1000 Spanier, aber 20.000 - 30.000 Chinesen (HUNT/WALKER 1974, p. 97) -, ihre gegenüber christlichen Bekehrungsversuchen ablehnende Haltung sowie ihre wachsende ökonomische Stärke wurden von den Spaniern als Bedrohung der eigenen Position empfunden. Die bis dahin in Manila räumlich gestreut, z.T. auch innerhalb der spanischen Befestigungen lebenden Chinesen wurden 1581 gezwungen - soweit sie nicht mit einheimischen Frauen verheiratet waren -, sich in einem gesonderten Viertel niederzulassen und auch nur dort ihre Geschäfte zu betreiben. Dieses *Parian* (= Markt) genannte Viertel lag unmittelbar vor den Mauern von *Intramuros*, der befestigten spanischen Stadt, und damit direkt im Schußfeld der spanischen Geschütze. Mit der allmählichen kolonialen Durchdringung des Archipels entstanden auch in den Provinzstädten chinesische Wohn-Geschäftsviertel, für die sich nach dem Muster Manilas *Parian* als Bezeichnung

durchsetzte. Ein chinesisches Wohn-Geschäftsviertel existierte allerdings nur in Manila kontinuierlich. Zwar wurde "Chinatown" mehrfach innerstädtisch verlagert, zuletzt an den heutigen Standort in Binondo am rechten Pasig-Ufer, brannte wiederholt nieder und seine Bewohner waren häufig Opfer von Massakern, hatte aber bis heute durchgehend Bestand.

Nach 1766 versuchten die Spanier die wachsenden Spannungen mit der chinesischen Bevölkerungsgruppe, die sich in Manila während der zwanzigmonatigen Besetzung durch die Briten (1762-64) mit diesen verbündet hatte, durch rigorose administrative Maßnahmen zu lösen. Für die Manila nachgeordneten sekundären Zentren in den Provinzen wurde ein Ansiedlungsverbot erlassen und der größte Teil der nicht-christlichen chinesischen Bevölkerung wurde des Landes verwiesen oder fiel Massakern zum Opfer. Lediglich in Manila wurde wenigen tausend Chinesen der Verbleib im Stadtteil Binondo gestattet. In den Provinzstädten war das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Spaniern und Chinesen besonders ungünstig und die geschäftlichen Beziehungen letzterer mit der einheimischen Bevölkerung schwerer zu kontrollieren. Die ökonomisch in erster Linie an dem in Manila monopolisierten Handel zwischen China und Mexiko interessierten Spanier waren zudem in den Provinzstädten weniger auf die Anwesenheit einer chinesischen Zwischenhändler- und Handwerkergruppe angewiesen.

Eine erneute Herausbildung chinesischer Wohn-Geschäftsviertel in den Provinzstädten setzte erst wieder ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein und stand bereits in engem Zusammenhang mit der einsetzenden raumfunktionalen Binnendifferenzierung der Städte durch die Entstehung zentraler Geschäftsviertel (Central Business Districts = CBD). Die zunehmende weltwirtschaftliche Integration der Philippinen, basierend auf der Entwicklung einer exportorientierten, kommerziellen Landwirtschaft, stimulierte wieder eine verstärkte Einwanderung von überwiegend aus Fukien stammenden Chinesen. Zwischen 1864 und 1886 stieg die Zahl der in den Philippinen lebenden Chinesen von ca. 18.000 auf 90.000 (HUNT/WALKER 1974, p. 98). Begünstigt wurde dies durch eine liberalere Einwanderungspolitik der spanischen Kolonialverwaltung und die Einrichtung direkter Schiffsverbindungen zwischen chinesischen Häfen und Manila. Als Pioniere der Geld- und Warenökonomie durchdrangen die Chinesen allmählich den gesamten Archipel und trugen so auch zum wirtschaftlichen Zusammenwachsen des Landes bei. Chinesische Einzelhandelsgeschäfte (sari-sari stores) etablierten sich als "basic frontier institutions" (Wickberg) auch in abgelegenen ländlichen Siedlungen, während das Wohn- und Geschäftsfunktionen vereinende chinesische Shophouse zum baulichen Kennzeichen der sich bildenden innerstädtischen Geschäftsviertel wurde. Um 1890 lebten ca. 100.000 Chinesen in den Philippinen, zu über 20% in Manila (vgl. DOEPPERS 1986, pp. 383 ff.).

Die durch eine Überlagerung ethnischer und funktionaler Kriterien abgegrenzten Chinesenviertel blieben bis in die fünfziger Jahre ein typisches Element innerstädtischer Viertelsgliederung in den Philippinen. Ein mit Beginn der amerikanischen Kolonialherrschaft erlassenes und bis zum Zweiten Weltkrieg bestehendes Verbot dauerhafter Ansiedlung von Chinesen hatte einen ständigen Austausch der chinesischen Bevölkerung durch Rück- und Neuzuwanderung zur Folge, so daß eine Assimilierung kaum stattfinden konnte. Dies hat die um gemeinsame religiöse Einstellungen (v.a. Ahnenverehrung) zentrierte ethnisch-kulturelle Identität der chinesischen Bevölkerung und damit auch die ethnische Grenze gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen gefestigt. Trotz antisinitischer Ressentiments in der hispanisierten philippinischen Gesellschaft gab es aber immer auch Heiraten über diese ethnische Grenze hinweg. Für chinesische Männer war dies eine Möglichkeit zur Integration in die philippinische Gesellschaft, gewöhnlich mit Christianisierung und kultureller Assimilation (Hispanisierung) verbunden, eine Entwicklung, die von der spanischen Kolonialverwaltung nachdrücklich - z.B. durch Steuererleichterungen - gefördert wurde (vgl. REED 1967, p. 155). Der materielle Wohlstand vieler Chinesen stellte andererseits für philippinische Familien durch entsprechende Verheiratung der Töchter einen Weg zum sozialen Aufstieg dar

(HUNT/WALKER 1974, pp. 102 f.). Chinesische Mestizen spielten schließlich auch als wichtiger Teil der politischen und ökonomischen Elite des Landes bei der Herausbildung einer gegen Spanien gerichteten nationalen Identität eine zentrale Rolle, exemplarisch an Person und Lebensweg des Nationalhelden José Rizal ablesbar (vgl. DAHM 1988, allgemein auch BUCHHOLT 1994, WICKBERG 1964).

Zu einem wichtigen Einschnitt wurde die Unterbrechung des ständigen Bevölkerungsaustausches mit China während des Zweiten Weltkrieges, die zu einer demographischen Stabilisierung der chinesischen Bevölkerungsgruppe führte. Dadurch und durch die ökonomisch motivierte Diskriminierungspolitik des unabhängigen philippinischen Nationalstaats wurde aber auch die Bereitschaft unter den Chinesen gefördert, sich mit der philippinischen Gesellschaft zu arrangieren. 1954 wurden per Gesetz alle Personen ohne philippinische Staatsbürgerschaft von einer Tätigkeit im Einzelhandel ausgeschlossen. Folge war eine steigende Zahl von Chinesen, die sich um die philippinische Staatsbürgerschaft bemühten - oder die durch philippinische Strohmänner weiterhin Kontrolle über den Handel auszuüben versuchten. Andere wiederum wandten sich unter diesem Druck neuen, zukunftsreicheren Sektoren wie z.B. der Industrie zu (BUCHHOLT 1994). Dies, aber auch der wachsende ökonomische Verdrängungsdruck auf die Wohnfunktion in den zentralen, innerstädtischen Geschäftsvierteln haben in der Nachkriegsphase zu einer allmählichen Auflösung der ethnisch geprägten, *chinesischen* Wohn-Geschäftsviertel geführt. Die innerstädtische Dispersion chinesischer Wohnstandorte nach soziostrukturellen Kriterien im Zuge eines beginnenden Suburbanisierungsprozesses, d.h. die Tendenz wohlhabenderer chinesischer Haushalte zur *räumlichen* Integration in die Wohnviertel der philippinischen Mittel- und Oberschicht, hat seit den fünfziger Jahren, mit Ausnahme von Binondo in Manila, zum weitgehenden Verschwinden von "Chinatown" in den philippinischen Städten geführt (vgl. DOEPPERS 1974, pp. 558 f.). Allerdings ist diese räumliche Dispersion nicht mit kultureller Assimilation und einem Verschwinden der ethnischen Grenze gleichzusetzen. Antisinitische Ressentiments in der philippinischen Bevölkerung, geprägt durch koloniale Wahrnehmungsmuster und stimuliert durch den ökonomischen Erfolg der Chinesen, sind keineswegs verschwunden (vgl. BUCHHOLT 1994, SEE 1989). Im Vergleich zu anderen südostasiatischen Staaten ist der Anteil der sich selbst so bezeichnenden "ethnic Chinese" an der philippinischen Bevölkerung mit 1% - 1,5% insgesamt jedoch sehr gering, er übersteigt in keiner Stadt 10%, in Zamboanga liegt er mit 1,7% und in Baguio mit gut 2% sogar nur wenig über dem Landesdurchschnitt (vgl. NSO 1992a-c). Im Unterschied zur spanischen Kolonialstadt spielt die chinesische Bevölkerungsminderheit für die ethnische Viertelsbildung in *heutigen* philippinischen Provinzstädten keine Rolle.

3.1.3 Ethnische Struktur und koloniale Viertelsgliederung in Zamboanga City

Bereits seit Mitte des 15. Jahrhunderts hatten im Süden der heutigen Philippinen, beschleunigt durch das Vordringen des Islam, staatliche Zentralisierungsprozesse eingesetzt, die in die Herausbildung von Sultanaten im Sulu-Archipel und in Mindanao mündeten. Die Sultanate von Maguindanao und von Sulu leisteten dem spanischen Eroberungsdrang lange und hartnäckig Widerstand. Begünstigt wurde dies durch ihre strategische Lage als Puffer zwischen den Einflusssphären Spaniens und Hollands, später auch Großbritanniens. Die Konkurrenz zwischen den europäischen Kolonialmächten konnten die Sultanate durch eine geschickte Diplomatie ausnutzen (vgl. z.B. LAARHOVEN 1989).

Die Spanier hatten sich zwar bereits seit 1598 an der Küste der Zamboanga-Halbinsel westlich der späteren Stadt Zamboanga in La Caldera, dem heutigen Recodo, festgesetzt. Um den Einfluß der Sultanate, von denen regelmäßige Raubzüge zur Jagd nach Sklaven und Beutegut in die von Spanien kontrollierten Teilräume ausgingen, einzudämmen oder gar zu brechen, waren jedoch

stärkere militärische Kräfte erforderlich. Deswegen wurde 1635 Zamboanga als Militärstützpunkt mit der Festung *Fuerza Pilar* gegründet. Der Standort des Stützpunktes war aus strategischen Gesichtspunkten an der Südspitze der Zamboanga-Halbinsel im Südwesten Mindanaos im relativ schwach besiedelten Grenzsaum der beiden miteinander konkurrierenden Sultanate von Sulu mit dem Zentrum Jolo und Maguindanao mit dem Zentrum Simoay (Cotabato) gewählt worden (vgl. Abb. 4). Die Bevölkerung der Zamboanga-Halbinsel wie auch im größeren Teil der Insel Basilan war zu diesem Zeitpunkt dem Sultan von Maguindanao tributpflichtig, aber auch der Sultan von Sulu betrachtete das Vordringen der Spanier als Verletzung seiner Einflußsphäre (vgl. LAARHÖVEN 1989, p. 37). In beiden Sultanaten waren verschiedene ethnische Gruppen mit unterschiedlichem Grad der Machtteilhabe politisch zusammengeschlossen. Im Sultanat von Maguindanao können die am Unterlauf des Pulangi-Flusses siedelnden *Maguindanao* und im Sultanat von Sulu die *Tausug* auf der Insel Jolo als politisch-ethnisch definierte Staatsklassen angesehen werden (vgl. dazu KIEFER 1972). Die im Sulu-Archipel, auf Basilan, aber auch an der Küste der Zamboanga-Halbinsel siedelnden islamischen *Samal* erkannten teils die Oberhoheit Maguindanaos, teils die von Sulu an. Dies gilt auch für die mit den Samal in einer räumlich-kulturellen Symbiose lebenden *Sama Lua'an* oder *Badjao*. Bei dieser Bevölkerungsgruppe handelt es sich um eine "seenomadische" Ethnie, die ohne feste Landwohnsitze auf Booten, oft in unmittelbarer räumlicher Nähe zu Samalsiedlungen lebt. Viele Badjaogruppen haben im Laufe eines kulturellen Assimilierungsprozesses wesentliche Elemente des kulturellen Habitus der Samal übernommen (Sprache, Kleidung, Ernährungsgewohnheiten, einige auch die auf Stelzen gebauten Häuser), aber nur teilweise die islamische Religion. Da sie sich in ihrer Mehrheit ebenfalls dem spanischen Kolonisierungsdruck widersetzen, wurden sie meist mit den islamischen Moros identifiziert (vgl. MANDI 1984, TEO 1989).

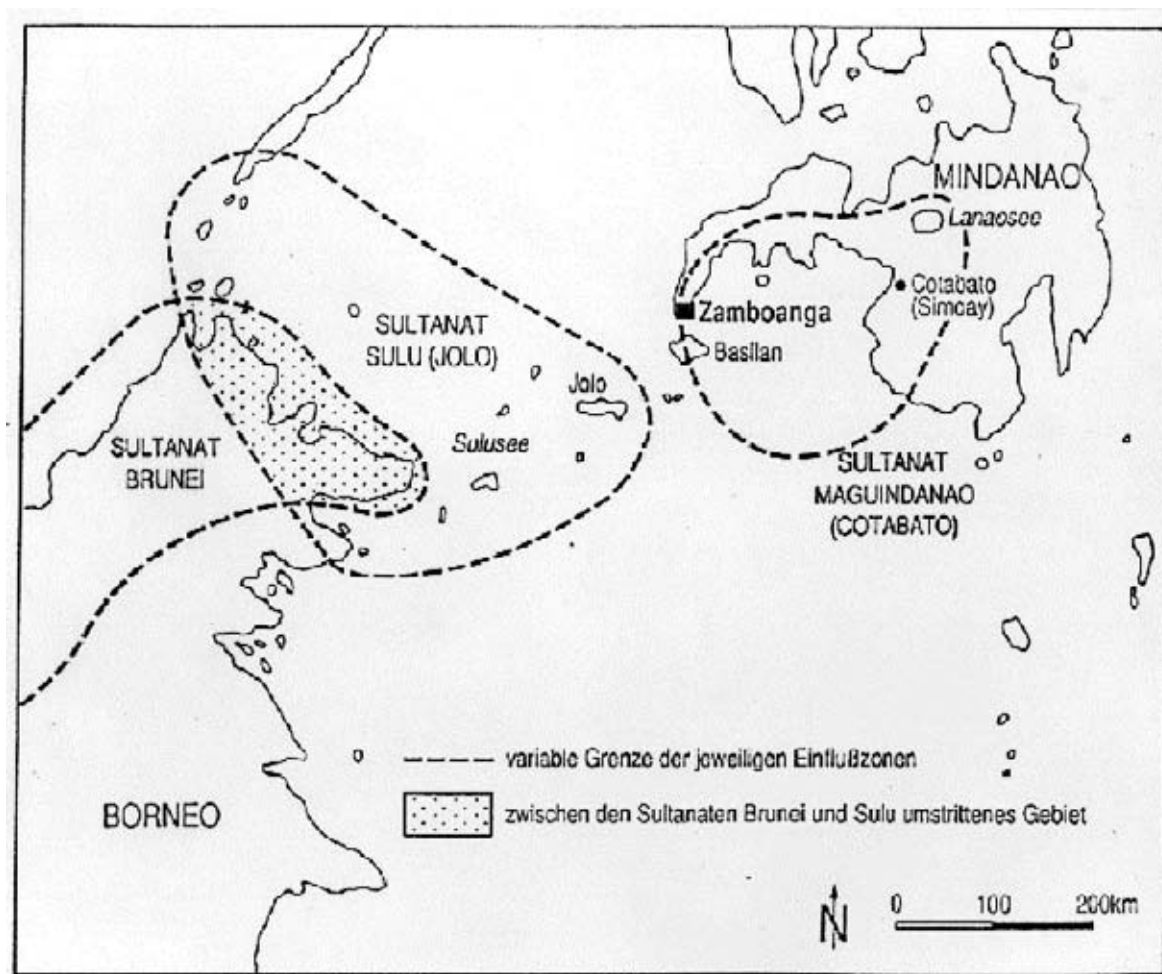


Abb. 4: Einflußzonen der südphilippinischen Sultanate im 17./18. Jahrhundert

Quelle: WERNSTEDT/SPENCER 1967, Kartographie: U. Beha

Beide Gruppen werden im folgenden als *Samal* bezeichnet. Die ursprünglich aus dem Raum um den Lanao-See stammenden *Iranun*, die sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts entlang der Küsten Südwestmindanaos und im Sulu-Archipel ausgebreitet und dort teilweise auch die ethnische Identität der Tausug übernommen hatten, gehörten ebenfalls in beiden Sultanaten zu den verbündeten, aber politisch abhängigen Bevölkerungsgruppen (vgl. WARREN 1985, pp. 149 ff.).

Die Stadtgrenze Zamboangas war zugleich Religionsgrenze und Herrschaftsgrenze, der prägende Einfluß der spanischen Siedlung erstreckte sich aber nie weiter als wenige Kilometer im Umkreis. Dieser politisch-kulturelle Grenzbildungsprozeß lief quer zu bestehenden ethnisch-kulturellen Gruppengrenzen, ohne diese intraethnischen Verbindungen jedoch völlig zu unterbrechen. Davon betroffen waren in erster Linie die Samal. Die Festung *Fuerza Pilar* wurde unmittelbar neben einer bestehenden Samal-Siedlung (Bagumbayan) gegründet (vgl. Abb. 5), die Bewohner mußten die christliche Religion übernehmen; zuständig für die Missionierung waren in Zamboanga Angehörige des Jesuiten-Ordens. Andere, ebenfalls zum

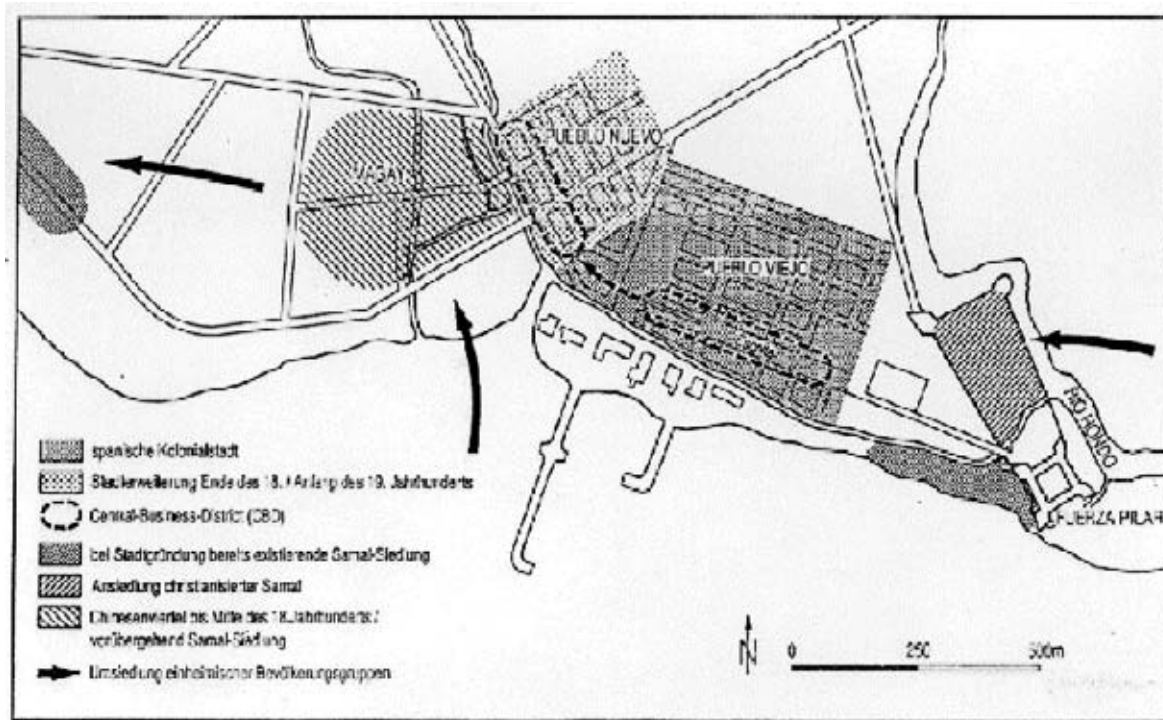


Abb. 5: Ethnische Viertelsgründung im kolonialen Zamboanga

Quelle: ORENDAIN 1984, S. 102f. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha

Katholizismus konvertierte Samal wurden von entfernteren Standorten, u.a. aus Cagang-Cagang, dem heutigen Rio Hondo, unmittelbar vor die Mauern und damit auch vor die Geschütze der Festung umgesiedelt. Die agrarwirtschaftlich tätige einheimische Bevölkerung hatte die übrigen Bewohner Zamboangas mit Lebensmitteln und die spanische Verwaltung mit Tauschgütern (v.a. Reis) für den Handel mit Sulu zu versorgen. Die Situation des vorgeschobenen Stützpunktes in einer feindlichen, islamisch geprägten Umgebung ließ es den Spaniern ratsam erscheinen, die einheimische Stadtbevölkerung nicht nur ideologisch-religiös durch Christianisierung, sondern auch militärisch durch Geschütze zu kontrollieren, eine Vorsichtsmaßnahme, die in anderen Städten meist nur gegenüber den Chinesen angewandt wurde. Verbindungen zwischen christianisierten und weiterhin islamischen Samal blieben jedoch erhalten, Heiraten über die politische und Religionsgrenze hinweg waren häufig; eine Ansiedlung in und um Zamboanga setzte aber die Konversion zum Christentum voraus.²

Ein erheblicher Teil der christianisierten philippinischen Bevölkerung Zamboangas setzte sich allerdings aus entflohenen Gefangenen zusammen, die ihren Tausug- oder Samalherren auf einer der nahegelegenen Suluinseln hatten entkommen können. Ihre dortige Stellung als *banyagas*, mit dem von westlichen Rechtsvorstellungen geprägten Begriff "Sklaven" nur unzureichend übersetz-

2. Die mehr oder weniger stark in die Seehandelsnetze einbezogene Küsten- und Inselbevölkerung des vorkolonialen Südostasiens betrachtete religiöse, ethnisch-kulturelle oder rassische Unterschiede zumeist nicht als Ehehindernis (vgl. REID 1988, p. 155).

bar, war für die meisten jedoch erträglicher als das Schicksal, das sie in Zamboanga erwartete (vgl. WARREN 1985, pp. 235 ff.).³ Von den spanischen Behörden an der Weiterreise gehindert, ohne Recht, sich selbständig den Lebensunterhalt zu verdienen, waren diese Flüchtlinge eine billige Zwangsarbeitskraftreserve, die Frauen wurden oft zur Prostitution gezwungen (ibid). Siedlungsschwerpunkt dieser untersten sozialen Schicht in Zamboanga bildete das Viertel *Magay* außerhalb der spanischen Stadt. In dieser aus Bevölkerungsegmenten ganz unterschiedlicher ethnisch-kultureller und linguistischer Herkunft zusammengesetzten philippinischen Stadtbevölkerung Zamboangas entwickelte sich allmählich eine eigene ethnische Identität und auf der Grundlage der spanischen Sprache auch ein eigener Dialekt als lingua franca: das Chavacano. Dieser Dialekt bildet auch heute noch die ethnisch-linguistische Grenzmarke der sich als traditionelle Stadtbevölkerung verstehenden *Zamboangeños* oder *Chavacanos*.

Die sozialräumliche Binnendifferenzierung des kolonialen Zamboanga folgte dem bereits beschriebenen Grundmuster (vgl. Abb. 5): Neben spanischer Wohnstadt und Festung befanden sich die Wohnviertel der christianisierten, indigenen Bevölkerung, in Zamboanga aus Gründen innerer wie äußerer Sicherheit zunächst unmittelbar um die Festung gruppiert. Die eigentliche Stadtentwicklung Zamboangas setzte jedoch erst 1718 mit der Wiederbesiedlung des zwischenzeitlich aufgegebenen Stützpunktes ein. Bereits 1662, 27 Jahre nach der Gründung, hatten die Spanier Zamboanga für über 50 Jahre wieder aufgegeben, da das militärische Personal zur Verteidigung Manilas gegen den drohenden Angriff einer chinesischen (Piraten-)Flotte gebraucht wurde. Mit der Neubesiedlung Zamboangas entstand auch das Chinesenviertel *Magay*, räumlich durch einen unbesiedelten Landstreifen und einen Flußlauf von dem spanischen Wohnviertel *Pueblo Viejo* getrennt. Später war *Magay* wie ausgeführt auch Wohnstandort christianisierter, aber statusniedriger Bevölkerungsgruppen. Die Chinesen waren auch in Zamboanga die einzige *nichtchristliche* Gruppe, die als Händler und Handwerker aus ökonomischen Gründen in der spanischen Kolonialstadt geduldet wurde. Mit der Ausweisung aller Chinesen aus den philippinischen Provinzstädten im Jahr 1766 endete auch in Zamboanga zunächst die Siedlungsgeschichte der Chinesen. Ein erneuter Zuzug setzte erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder ein. Bei den neuen chinesischen Zuwanderern handelte es sich anfangs um verarmte Flüchtlinge aus Jolo. Dort hatten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts im Auftrag reicher Tausug operierende Chinesen eine wichtige Stellung im spekulativen Handelsgeschäft. Die Risiken dieses Geschäfts hatten aber oft Bankrott, Verschuldung und dadurch erzwungene Flucht zur Folge. Die Bereitschaft dieser chinesischen Zuwanderer zur kulturellen Assimilation in Zamboanga durch Heirat mit einheimischen Frauen, Übernahme der christlichen Religion und räumlicher Integration in die Wohnviertel der einheimischen Bevölkerung war groß (vgl. WARREN 1985, p. 127).

Die Wohn-Geschäftshäuser wohlhabenderer Chinesen konzentrierten sich dagegen nun entlang *einer* Straße (*Escolta*) in dem entstehenden zentralen Geschäftsviertel innerhalb der ursprünglichen spanischen Wohnstadt (*Pueblo Viejo*), das neue Chinesenviertel ist insofern bereits ein Ausdruck der funktionalen Binnendifferenzierung der Stadt. Um 1860 lebten hier knapp über 300 Chinesen, ihre ökonomische Stellung basierte auf der Kontrolle des von den spanischen Behörden offiziell unterbrochenen, aber (auch im eigenen Interesse) als Schmuggel tolerierten Handels mit Jolo, dessen Handelsbeziehungen über den britischen Stützpunkt Labuan in Nord-Borneo bis Singapur reichten (WARREN 1985, p. 133.). Durch "chain migration" kamen aus Südostchina über

3. In den vorkolonialen Gesellschaften auf den philippinischen Inseln existierten verschiedene Grade von personenbezogener Abhängigkeit und Verpflichtung, die mit dem aus dem westlichen Kulturkreis stammenden Sklavenbegriff nicht adäquat zu erfassen sind (vgl. dazu SCOTT 1983).

Singapur auf diesem Wege auch ständig weitere *illegale* chinesische Zuwanderer nach Zamboanga, die *legale* Zuwanderung mußte dagegen zwingend über Manila erfolgen (vgl. DOEPPERS 1986, p. 394). Hohe Steuern und strikte Geschäftskontrollen durch die spanischen Behörden erschwerten jedoch die dauerhafte Ansiedlung, viele Chinesen wichen in andere Räume Mindanaos aus, in denen die spanische Kolonialmacht keinen oder nur geringen Einfluß hatte. Um die Jahrhundertwende war die chinesische Bevölkerungsgruppe kaum größer als 40 Jahre zuvor. In den Jahren nach 1915 wurde das zentrale Geschäftsviertel im Zuge der städtischen Expansion allmählich in den als erste koloniale Stadterweiterung Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen Stadtteil *Pueblo Nuevo* (Calle Felipe II) verlagert. Zusammen mit anhaltendem Assimilierungsdruck und wirtschaftlicher Diskriminierung beschleunigte dies die Auflösung des chinesischen Wohn-Geschäftsviertels. Die mit wachsendem Wohlstand zunehmende räumliche Dispersion der chinesischen Bevölkerung in die Wohnviertel der philippinischen Mittel- und Oberschicht führte nach 1945 schließlich allmählich zum Verschwinden des Chinesenviertels.

Im ursprünglichen Konzept der spanischen Kolonialstadt waren mit Ausnahme der Chinesen nichtchristliche Bevölkerungsgruppen nicht vorgesehen. Die Siedlungsgeschichte der heute in Zamboanga lebenden *islamischen* Stadtbevölkerung, ethnisch im wesentlichen aus Angehörigen der Samal und der Tausug zusammengesetzt, beginnt erst Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Ansiedlung islamischer Samal. Im Jahre 1848 zerstörten spanische Kriegsschiffe, erstmals die technische Innovation des Dampfantriebs nutzend, die Samal-Siedlungen auf der Sulu-Insel Balangingi, Ausgangspunkt zahlreicher Raubzüge in den Visayas und an den Küsten Luzons. Die Überlebenden wurden teilweise nach Nord-Luzon (Cagayan Valley) deportiert, 1905 siedelten sich mit Zustimmung der jetzt amerikanischen Kolonialverwaltung einige wieder an einem nordöstlich des engeren Stadtgebietes von Zamboanga gelegenen Küstenstandort (Taluksangay) an. Andere Samalgruppen wurden von den spanischen Behörden zur Ansiedlung in Zamboanga und seinem unmittelbaren Umland gezwungen, um sie besser kontrollieren zu können. Damit lebte erstmals eine *islamische* Bevölkerungsgruppe in der Stadt Zamboanga. Aufgrund ihrer Herkunft und Geschichte bezeichnen sich diese Samal selbst als *Samal-Balangingi*. Ihre Zahl wurde 1941 auf rund 200 Familien geschätzt (vgl. WARREN 1985, pp. 192 ff.).

Als geschickte Seefahrer und gefürchtete Sklavenjäger hatten die Samal-Balangingi in der Ökonomie des im 19. Jahrhundert prosperierenden Sultanats von Sulu eine wichtige Stellung. Sie lieferten den Tausug-Sultanen und -Datus im Tausch gegen Nahrungsmittel und Waffen Sklaven als Arbeitskräfte und Tauschmittel, damit diese die für den *britischen* Chinahandel wichtigen Tauschgüter (v.a. Meeresprodukte) bereitstellen konnten. Die Briten wiederum bezahlten mit Waffen, Opium und chinesischen Waren. Erst relativ spät und vor allem aufgrund ihrer Rolle in diesem Handelsnetz hat sich die ethnische Identität der Samal-Balangingi herausgebildet. Der Gefangenen- oder Sklavenstatus war in der Samal-Gesellschaft gleitend, durch den ständigen Bedarf an neuen Bootsmannschaften war die Kooptation ehemaliger Gefangener ganz unterschiedlicher ethnischer, kultureller und räumlicher Herkunft häufig, viele übernahmen allmählich auch die ethnische Identität der Samal, am schnellsten jene, die im Kinder- oder Jugendlichenalter verschleppt worden waren. Für 1836 wurde geschätzt, daß bei weitem die Mehrzahl der männlichen Bewohner Balangingis von den Samal kooptierte und kulturell assimilierte, ursprünglich anderen Ethnien angehörende Personen waren (vgl. WARREN 1985, p. 184). Dieses Beispiel unterstreicht eindrucksvoll die von BARTH (1969) herausgestellte Bedeutung der *grenzbildenden* Mechanismen bei der Entstehung ethnischer Gruppen.

Die erste Ansiedlung islamischer Samal in Zamboanga erfolgte im Raum des ehemaligen Chinesenviertels Magay, auf diese Weise dessen Funktion als Wohnstandort nichtchristlicher und statusniedriger Stadtbevölkerung fortsetzend (vgl. MANDI 1984). Im Zuge der Stadterweiterung

wurden die Samal jedoch 1936 wieder aus dem inneren Stadtraum verdrängt und nach *Cawa-Cawa*, dem heutigen Stadtteil *Campo Islam* westlich des Stadtzentrums an der Küste gelegen, umgesiedelt. Hier befand sich bereits vor der spanischen Stadtgründung eine Siedlung islamischer Samal. Ursprünglich außerhalb der Stadt gelegen, ist sie durch die räumliche Expansion Zamboangas heute jedoch ein integraler Bestandteil des Stadtgebietes im engeren Sinn ("City Proper"). Auch in der außerhalb der kolonialen Stadt gelegenen, ebenfalls schon vor Ankunft der Spanier existierenden Samal-Siedlung *Rio Hondo*, deren christianisierte Bewohner vor die Mauern der spanischen Festung umgesiedelt worden waren, siedelten sich wieder islamische Samal-Flüchtlinge an. Beide Siedlungen bilden heute den Kern der Muslimviertel im engeren Stadtgebiet. Selbst die unmittelbar westlich der Festung gelegene Siedlung Bagumbayan wurde später wiederholt vorübergehend von islamischen Samal besiedelt. Diese bemerkenswerte Siedlungskontinuität verweist auf eine fortdauernde Verankerung bestimmter Standorte als *traditionelle* Wohnplätze im kollektiven Gedächtnis der ethnischen Gruppe, die sich trotz der Überprägung durch die koloniale politisch-religiöse Grenzziehung erhalten hat.

3.1.4 Baguio City - Hill Station im Hochland Nord-Luzons

Die Stadt Baguio im Hochland Nord-Luzons (Provinz Benguet) wurde erst zu Beginn der amerikanischen Kolonialperiode gegründet. Sie ist also nicht Teil des während der spanischen Herrschaft entstandenen Siedlungsnetzes. Im Unterschied zu diesem hatte die Gründung Baguios auch nicht den Zweck, den Prozeß der Christianisierung und kulturellen Assimilierung der einheimischen Bevölkerung zu unterstützen. Die typische Zentrierung der spanischen Kolonialstadt um religiöse und militärische Funktionen fehlt hier weitgehend (vgl. zum philippinischen Plaza-Komplex HART 1961).

Baguio City wurde vielmehr von vornherein als *koloniale Hill Station* gegründet, die hauptsächlich für das westliche zivile und militärische Personal der Kolonialverwaltung Erholungs- und Genesungsfunktion haben sollte. Die Erkenntnis, daß die Genesung erkrankter und verwundeter Soldaten in dem gemäßigten Hochland-Klima schneller voranschritt, hatte bereits die Spanier zum Ende ihrer Kolonialherrschaft veranlaßt, in La Trinidad - wenige Kilometer nördlich von Baguio - ein kleines Sanatorium zu gründen. La Trinidad war Sitz der spanischen Militärverwaltung für das Hochland, die erst Mitte des 19. Jahrhunderts eingerichtet werden konnte, ohne jedoch die Igorot-Bevölkerung wirklich kontrollieren zu können.⁴ Pläne für eine Erweiterung des Sanatoriums in dem nahegelegenen Dorf Baguio konnten von den Spaniern nicht mehr realisiert werden, sie wurden aber dann von der amerikanischen Kolonialverwaltung aufgegriffen. Baguio sollte in den heißen Sommermonaten zum saisonalen Sitz der "Philippine Commission", der amerikanischen Zivilverwaltung der Kolonie, werden. Planung und bauliche Entwicklung der Stadt Baguio erfolgte nach Entwürfen des amerikanischen Architekten Burnham, in denen dieser imperiale Größe, funktionale Effizienz und Einpassung in eine landschaftlich reizvolle Umgebung zu vereinen suchte (vgl. HINES 1972, pp. 46 ff.). Kernstück bildete eine durch einen langgestreckten Park gebildete zentrale Achse, an deren Enden Stadtverwaltung und Regierungsgebäude angeordnet waren.

4. Die zuvor bestehende "Commandancia General des Igorrotes" hatte ihren Sitz nicht im Hochland, sondern im christianisierten und hispanisierten Küstentiefland. Ihre Aufgabe hatte sich - mit mäßigem Erfolg - auf das Eintreiben von Tribut und die Bekämpfung des beträchtlichen, das spanische Monopol umgehenden Tabaksmuggels beschränkt (vgl. z.B. SEMPER 1861/1977, pp. 44 f.).

Zwischen diesen Polen sollten sich entlang der nördlichen Seite die kommerziellen Einrichtungen entfalten. Spezielle Wohnviertel für verschiedene Bevölkerungsgruppen wie in den spanischen Kolonialstädten waren ausdrücklich *nicht* vorgesehen. Die Durchsetzung des ambitionierten, kostspieligen - und was den notwendigen Bau einer Straße (Kennon-Road) vom Tiefland nach Baguio betrifft, auch mit hohen menschlichen Opfern bezahlten - Planes erfolgte von seiten der "Philippine Commission" mit großem Nachdruck und gegen den Widerstand der philippinischen Elite (vgl. REED 1976a, p. 108). Damit setzte man sich aber auch unter einen starken Erfolgsdruck. Der hohe Einsatz war nur zu rechtfertigen, wenn die "Sommerresidenz" Baguio nicht nur administrativ durchgesetzt, sondern auch von der europäisch-amerikanischen *und* philippinischen Elite angenommen würde. Dieses Ziel wurde, nicht zuletzt durch eine intensive Werbekampagne, erreicht. Der 1906 einsetzende Verkauf von privaten Grundstücken war ein Erfolg, 1913 zählte man bereits 8000 saisonale Besucher (bei ca. 5000 Einwohnern). Die für ein Erholungs- und Genesungszentrum wichtigen Einrichtungen wie Hospital, Sanatorium, exklusive Freizeit- und Übernachtungsangebote standen entsprechend *zahlungskräftigen* Bevölkerungsgruppen ungeachtet ihrer *ethnischen* Zugehörigkeit offen. Die Etablierung von Bildungseinrichtungen mit landesweiter oder regionaler Reichweite (z.B. das Teachers College), sowie der Bedarf an Arbeitskräften, vorwiegend im Bausektor, aber auch im Handel, zogen jedoch auch mittlere und untere Einkommensgruppen an, die sich überwiegend aus Angehörigen verschiedener *Igorot*-Gruppen sowie aus *ilocanischen* Zuwanderern aus dem angrenzenden Tiefland rekrutierten. Bereits im Jahre 1912 hatten diese ethnischen Gruppen zusammen die europäisch-amerikanische und chinesische Bevölkerung im Verhältnis 10:1 zahlenmäßig weit überflügelt (vgl. REED 1976a, pp.168 ff.).

3.2 Ethnizität und Viertelsbildung in den heutigen Städten Zamboanga und Baguio City

Vor dem Hintergrund ihrer kolonialen Geschichte sollen im folgenden beide Städte im Hinblick auf ihre *heutige* ethnische Bevölkerungsstruktur und Viertelsbildung untersucht werden. Grundlage dafür bildet, neben diversen Sekundärquellen, eine standardisierte Befragung von jeweils über 1000 Haushalten in beiden Städten, die 1991/92 durchgeführt wurde.⁵ Im Vergleich beider Städte zeigen sich markante Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten. Während es sich bei Zamboanga um eine frühe spanische Kolonialgründung mit bewußt angestrebter, auf ethnischer Schichtung beruhender Viertelsbildung handelt, ist Baguio erst zu Beginn der amerikanischen Kolonialverwaltung Anfang des 20. Jahrhunderts als Hill Station und explizit ohne Vorgabe einer ethnischen Viertelsstruktur planmäßig entwickelt worden. Gemeinsam haben beide Städte die Lage im Grenzsraum zu den Siedlungsräumen von Bevölkerungsminderheiten, die ihre ethnisch-kulturelle Identität gegenüber dem spanischen Kolonialisierungsdruck weitgehend behaupten konnten.

3.2.1 Migrationen nach Zamboanga City und Baguio City

Das demographische Wachstum von Zamboanga City und Baguio City während der letzten 20 Jahre wurde in hohem Maße durch Zuwanderungen, auch von Angehörigen der oben genannten ethnischen Minderheiten, bestimmt. Von 1970 bis 1990 wuchs die Bevölkerung von Zamboanga City von 199 901 auf 442 345, die von Baguio City von 84 534 auf 183 146 Einwohner (NSO 1992b, 1992c). Seit den sechziger Jahren liegen die durchschnittlichen Wachstumsraten der Bevölkerung in beiden Städten deutlich über dem nationalen Durchschnitt (vgl. Abb. 6).

5. Diese Befragung ist Teil eines umfassenderen, von der VW-Stiftung finanzierten Forschungsprojektes über Urbanisierungsprozesse in Sekundärstädten der Dritten Welt.

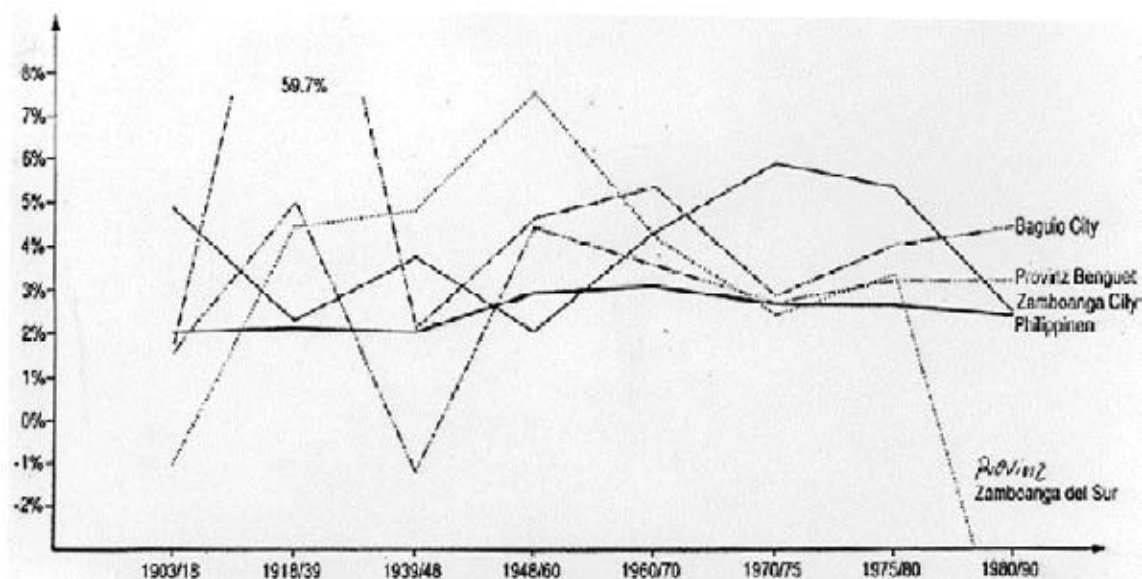


Abb. 6: Durchschnittliche jährliche Wachstumsrate der Bevölkerung 1903-1990

Quelle: NCSO 1982, NSO 1992 a-c

Die Bevölkerungszunahme auf nationaler Ebene wird für die folgenden Schätzungen als grober Indikator für den *natürlichen* Bevölkerungszuwachs betrachtet, da ausreichend differenzierte Daten über räumliche Variationen der Fruchtbarkeit nicht vorliegen und die grenzüberschreitenden Migrationen vernachlässigbar gering sind. 1990 entfiel nur ein Anteil von 0,10% der Bevölkerung über fünf Jahren auf Zuwanderer aus dem Ausland, während rund 0,14% das Land dauerhaft als Auswanderer verlassen hatten (NSO 1992a, JACKSON 1994, p. 83). Der nationale Durchschnittswert der natürlichen Bevölkerungszunahme wird allerdings durch die nach wie vor höhere Fruchtbarkeit in ländlichen Räumen mitbestimmt, so daß die darauf beruhende Migrationschätzung für die Städte Zamboanga und Baguio die tatsächliche Zuwanderung eher noch unterbewerten dürfte. Ausgehend von diesen Überlegungen kann der Anteil der Nettozuwanderung am Bevölkerungswachstum in Baguio City im Zeitraum von 1970 bis 1980 auf 23,7% geschätzt werden, für den Zeitraum 1980 bis 1990 ist sogar von einem Anstieg dieses Anteils auf 51,4% auszugehen. In Zamboanga City ist dagegen eine umgekehrte Entwicklung zu verzeichnen: Während von 1970 bis 1980 die Nettozuwanderung mit einem Anteil von 56,8% ganz erheblich zum Wachstum der Stadtbevölkerung beigetragen hat, ist dieser Anteil im folgenden Zeitraum 1980 bis 1990 jedoch auf nur 8,7% zurückgegangen (NSO 1992b,c). Dieses unterschiedliche Gewicht als Wanderungsziel in den achtziger Jahren spiegelt sich auch im Anteil der befragten Personen wider, die *nicht* in der betreffenden Stadt geboren wurden, d.h. zu einem früheren Zeitpunkt zugewandert sein müssen: In unserer Erhebung waren dies in Baguio City fast 80% gegenüber nur 48% in Zamboanga City.

Eine erste Erklärung für die differierende Attraktivität als Wanderungsziel kann in wirtschaftlichen Unterschieden zwischen beiden Städten gesucht werden. Baguios noch wachsende Ökonomie basiert auf seiner Gateway-Funktion für das nordphilippinische Hochland, dem Handel sowie seiner andauernden Attraktivität als Erholungs- und Feriencenter vor allem für inländische, aber auch für ausländische Touristen. Im Handel ist die Vermarktung von Gemüse und Obst, das nur in dem gemäßigten Hochlandklima gedeiht, von Bedeutung; im Bildungssektor fungiert die Stadt als Zentrum für ganz Nord-Luzon, ein wichtiger Pull-Faktor für die andauernde Zuwanderung (REED 1976, MANAHAN/TORRES 1991). Demgegenüber kann die abnehmende Attraktivität von Zamboanga City als Wanderungsziel zumindest zum Teil mit dem nur begrenzten und stagnieren-

den ökonomischen Potential erklärt werden. Seegestützter Handel hat durch verbesserte Straßenverbindungen und wachsende Bedeutung des Luftverkehrs an Bedeutung verloren, eine Ausnahme ist allerdings der an eine lange Tradition anknüpfende Tauschhandel und Schmuggel mit den Sulu-Inseln und Nord-Borneo (Sabah / Malaysia). Das landwirtschaftliche Potential des Hinterlandes von Zamboanga ist bedingt durch Klima und Morphologie begrenzt, traditionelle Produkte wie Reis (für den Eigenbedarf) und Kopra sind vorherrschend. Holzeinschlag und nachgelagerte Sägeindustrie haben aufgrund bereits starker Entwaldung im Umland ebenfalls an Bedeutung verloren. Eine bedeutendere Industrie - eine Ausnahme ist die Fischverarbeitung - hat sich bislang nicht entwickelt; auch die touristischen Potentiale der Stadt und ihres Umlandes werden bisher noch kaum genutzt. Zamboanga City unterscheidet sich in dieser Hinsicht deutlich von anderen, ökonomisch schnell wachsenden Städten in Mindanao wie z.B. Cotabato oder Cagayan de Oro.

Diese ökonomischen Gründe sind sicher eine Teilerklärung für die in den achtziger Jahren abnehmende und - im Vergleich zu Baguio - sehr geringe Wanderungsattraktivität Zamboangas. Im Widerspruch dazu steht jedoch der mit 57% sehr hohe Anteil der Nettozuwanderung am Bevölkerungswachstum der Stadt im Zeitraum 1970 bis 1980. Der entscheidende Grund für diese massive Zuwanderung in den siebziger Jahren ist jedoch nicht in der Ökonomie, sondern in der Politik zu suchen. Damals eskalierte in Teilräumen Mindanaos und der Sulu-Inseln der bewaffnete Konflikt zwischen der islamischen Befreiungsbewegung MNLF (Moro National Liberation Front) und der philippinischen Armee. In diesem tief in der Kolonialgeschichte verwurzelten Konflikt drückte sich *aktuell* der wachsende Gegensatz zwischen aus Luzon und den Visayas zugewanderten christlichen Siedlern und der ansässigen islamischen Bevölkerung aus (vgl. z.B. MERCADO 1984). Durch die staatlich geförderte Ansiedlungspolitik in den Pionieräumen Mindanaos fühlte sich die ansässige Bevölkerung nicht nur aus angestammten Siedlungsräumen verdrängt, sondern auch durch kulturelle Überfremdung in ihrer Identität bedroht. Andererseits waren bei der christlichen Mehrheitsbevölkerung die kolonial geprägten ethnisch-kulturellen Ressentiments gegenüber Muslimen leicht mobilisierbar (vgl. BULATAO 1975, p. 100). Die bewaffneten Auseinandersetzungen und die Bombardierung islamischer Siedlungen durch die philippinische Luftwaffe, z.B. auf Jolo und Tawi-Tawi, zwangen Tausende zur Flucht; nach offiziellen Angaben wurde die Zahl der "displaced persons" in Mindanao im Jahr 1977 auf insgesamt 0,5 -1 Mio. geschätzt (MERCADO 1984, p. 162). In der Hoffnung, nicht zwischen die Fronten zu geraten, suchten viele Flüchtlinge Schutz in und um Zamboanga City, dem Hauptquartier des Southern Command (SOUTHCOM) der philippinischen Armee. Durch die starke Militärpräsenz waren hier offene Auseinandersetzungen mit der MNLF oder gar Bombardierungen praktisch ausgeschlossen. Allein von der Zamboanga City vorgelagerten Insel Socol flohen rund 18000 islamische Samal in die Stadt, vorzugsweise in den ebenfalls von Samal bewohnten Stadtteil Taluksangay, der wie ausgeführt selbst erst 1905 durch zurückkehrende, noch von der spanischen Kolonialmacht deportierte Samal gegründet worden war (MENDOZA 1984, pp. 229 ff.). Diese fluchtbedingte Zuwanderung zeigt sich auch in der unterschiedlichen Bevölkerungsdynamik von Zamboanga City und der Provinz Zamboanga del Sur, in der die Stadt liegt. Während von 1970 bis 1975 in der Provinz die Bevölkerung nicht nur relativ, sondern auch absolut schrumpfte, erreichte die Wachstumsrate der Bevölkerung in Zamboanga City im Jahresdurchschnitt mit 6,5% den höchsten Wert seit 1903 (erst seit diesem Jahr stehen vergleichbare Zensusdaten zur Verfügung, vgl. NSO 1992c und Abb. 6). Mit dem Abflauen des Konflikts Ende der siebziger Jahre (auf die Gründe kann hier nicht weiter eingegangen werden) kam die fluchtbedingte Zuwanderung zum Stillstand, zugleich kehrten viele Flüchtlinge wieder in ihre Heimatgebiete zurück. In der jüngeren Geschichte Zamboangas reproduziert sich also ein kolonial vorgeprägtes Muster: Funktion der Stadt als vorgeschobener Militärstützpunkt und *konfliktbedingte* Zuwanderung *islamischer* Bevölkerungsgruppen.

3.2.2 Ethnische Zusammensetzung und räumliche Herkunft der Migranten

In beiden Städten hat der Zustrom von Migranten zu einer ethnisch stark differenzierten Bevölkerung geführt. Entsprechend den Angaben für alle erfaßten Haushaltsmitglieder unseres Samples - 4824 in Baguio und 5758 in Zamboanga - entfiel in *Baguio City* auf Angehörige der verschiedenen Hochlandethnien (u.a. Kankanaey, Ibaloi, Bontoc, Ifugao) zusammen ein Anteil von 44%, ein Wert, der deutlich über den bei ROOD (1991, p. 87) oder dem NSO (1992b) genannten Bevölkerungsanteilen liegt. Um so größer dürfte die Wahrscheinlichkeit sein, die nach den Beobachtungen von DOEPPERS (1974) zu erwartenden räumlichen Cluster bei diesen Ethnien auch zu erfassen. Auf Angehörige verschiedener ethnischer Gruppen aus dem Tiefland Luzons entfiel zusammen ein Anteil von fast 50%, wobei hier wiederum die Ilocanos, aus dem nordwestlichen Küstenstreifen Luzons stammend, eine deutliche Mehrheit (65%) stellten.

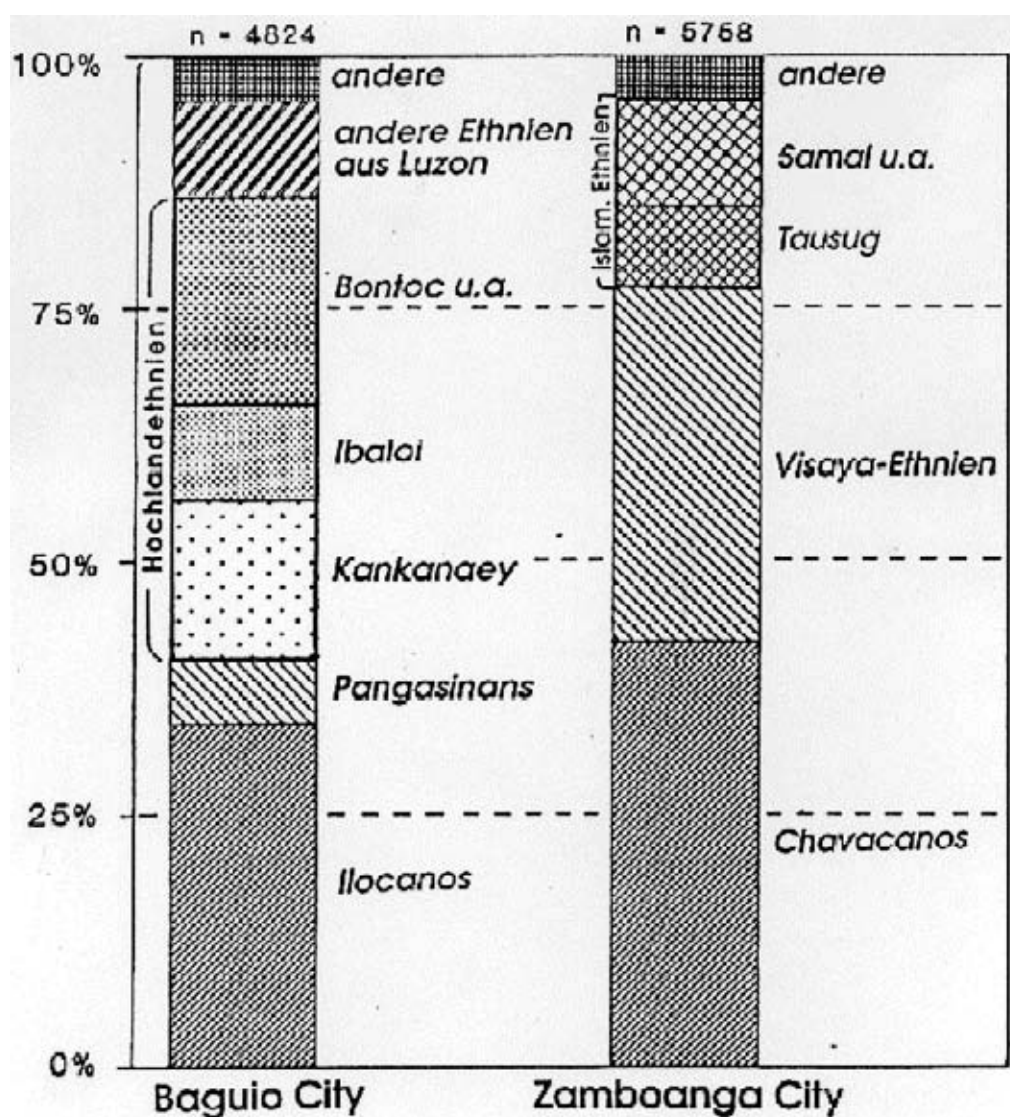


Abb. 7: Ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung in Baguio City und Zamboana City

Quelle: Eigene Erhebung 1991/92, alles Haushaltsmitglieder

In *Zamboanga City* entfiel auf die aus dem kolonialen Schmelztiegel hervorgegangenen, sich selbst als traditionelle Stadtbevölkerung verstehenden, christlichen Chavacanos oder Zamboangeños mit 43% der größte Anteil, gefolgt von anderen, zum weit überwiegenden Teil aus den Visayas

stammenden christlichen Bevölkerungsgruppen mit einem Anteil von 34%. Auf islamische Ethnien, vorwiegend Samal und Tausug, entfiel zusammen ein Anteil von rund 20% (vgl. Abb. 7). Das ethnisch heterogene demographische Muster ist ursächlich mit der räumlichen Herkunft der zugewanderten Bevölkerung verknüpft (vgl. Abb. 8). In *Baguio City* kommt fast die Hälfte der Migranten (48%) aus der im Hochland gelegenen Cordillera Administrative Region (CAR), wobei hier die Provinzen Benguet, in der auch Baguio liegt, und die angrenzende Mountain Province als Quellgebiete der Migration klar dominieren. Die entlang der Westküste Nordluzons gelegene Ilocos Region folgt mit einem Anteil von 27%, Central Luzon und Manila sind dagegen mit Anteilen von 8% bzw. 4,2% als Herkunftsräume der Migration nach Baguio City von relativ geringer Bedeutung. Dies gilt auch für die östlich des Cordillera-Hochlandes ebenfalls in Nord-Luzon gelegene Region Cagayan Valley, aus der lediglich 3,8% der in der Befragung erfaßten Migranten stammten.

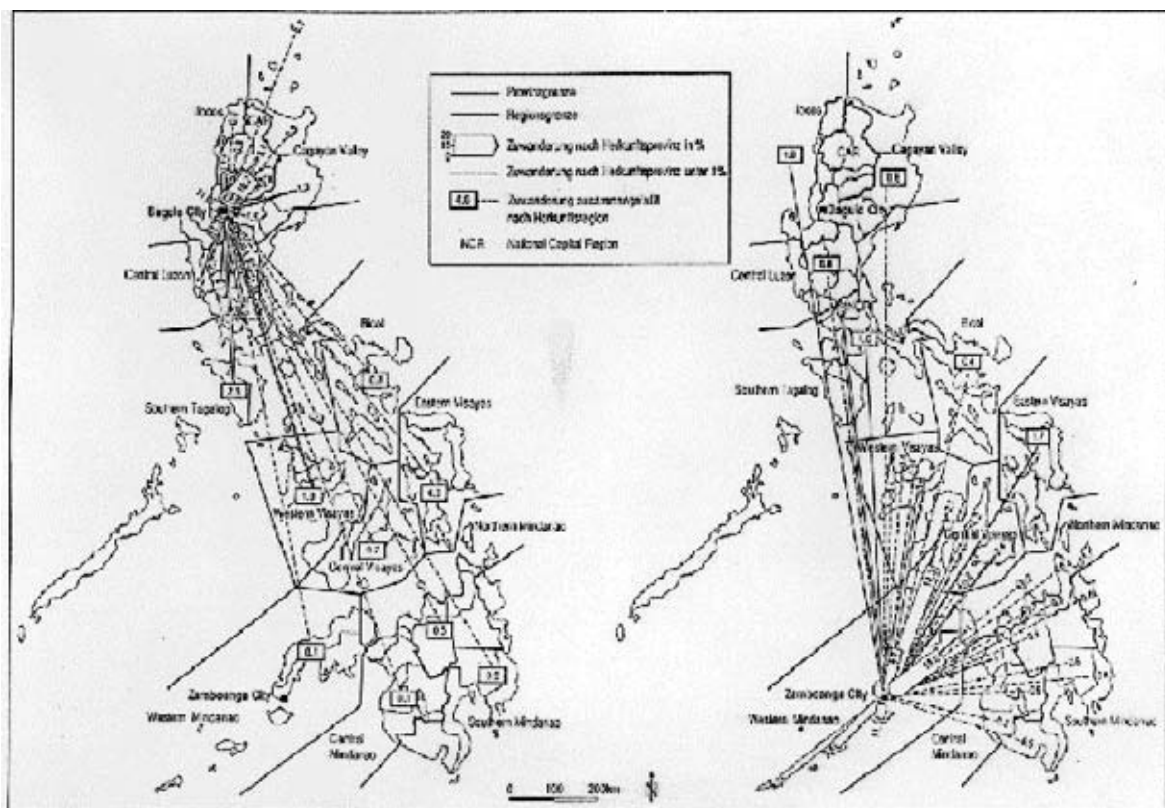


Abb. 8: Zuwanderung nach Baguio City und Zamboanga City nach Herkunftsprovinzen bzw. -regionen 1991/1992. Quelle: Eigene Erhebung 1991/92. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha

Cagayan Valley wurde zwar als einer der frühen Pionierräume vor allem durch ilocanische Siedler erschlossen; deren räumliche Orientierung ist jedoch dem infrastrukturellen Ausbau folgend auf Zentralluzon und Manila ausgerichtet; die Straßenverbindungen von Cagayan Valley nach Baguio sind nach wie vor schlecht und oft durch Witterungseinflüsse oder Erdbebenschäden unterbrochen. Die geringe Bedeutung von Cagayan Valley als Herkunftsraum von Migranten erklärt sich jedoch hauptsächlich aus dem insgesamt geringen Abwanderungsdruck dank noch vorhandener Landreserven in dieser Region. Alle übrigen Räume der Philippinen sind als Quellgebiete der Migration nach Baguio City unbedeutend. Dieses räumlich polarisierte Migrationsmuster ist für *Zamboanga City* noch ausgeprägter. Über die Hälfte aller Migranten (55%) kommt aus Provinzen in West

Mindanao (Zamboanga del Sur, Zamboanga del Norte, Basilan, Sulu und Tawi-Tawi), alle anderen Teilräume Mindanaos spielen mit einem Anteil von zusammen 8% nur eine untergeordnete Rolle. Neben der Existenz alternativer Wanderungsziele in Mindanao (z.B. Cotabato, Cagayan de Oro, Davao) erklärt sich dieser geringe Anteil aus der in den zurückliegenden Dekaden noch bedeutenden Land-Land-Wanderung, teilweise auch einer Stadt-Land-Wanderung in die landwirtschaftlichen Pionierräume Mindanaos. Mit dem Ende dieser ländlichen Erschließungsbewegung, ablesbar z.B. bereits an den seit 1980 absolut sinkenden Bevölkerungszahlen in der Provinz Zamboanga del Sur (vgl. Abb. 6), ist allerdings zukünftig eine ansteigende Land-Stadt-Migration auch in Mindanao und unter Einschluß von Zamboanga City als Wanderungsziel zu erwarten (vgl. COSTELLO 1992, p.41). Die übrigen Teilräume der Philippinen sind als Quellgebiete der Migration nach Zamboanga City unbedeutend, allerdings mit einer wichtigen Ausnahme: Über 21% der erfaßten Migranten kommen aus der Region Central Visayas, mehrheitlich (fast 75%) aus der Provinz *Negros Oriental*. Unter den aus dieser Provinz kommenden Migranten stammt wiederum eine klare Mehrheit (72%) aus *Dumaguete City*.

Es bestätigt sich die eingangs formulierte Vermutung, die Zuwanderer in die Sekundärzentren Baguio und Zamboanga stammten nur aus wenigen, in der Regel nahegelegenen Herkunftsräumen: Neben den umliegenden Provinzen ist dies im Falle Baguios die weitere Hochlandregion sowie die Ilocosküste, im Falle Zamboangas sind dies die Sulu-Inseln sowie die Provinz *Negros Oriental* in den Visayas. Beide Städte fungieren bislang nicht als Wanderungsziele für einen größeren Raum (z.B. ganz Nord-Luzon oder Mindanao). Während sich das räumliche Muster der Migrationen nach Baguio mit der Nähe der Hauptherkunftgebiete, dem ökonomischen Potential der Stadt und fehlenden Wanderungsalternativen in Nord-Luzon erklären läßt, sind für Zamboanga einige zusätzliche Bemerkungen erforderlich.

3.2.3 Muster der Migrationen nach Zamboanga City

Die islamische Bevölkerung Zamboangas setzt sich heute im wesentlichen aus Angehörigen der Samal und der Tausug zusammen. Während islamische Samal, wie ausgeführt, bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Zamboanga City ansässig sind, begann eine nennenswerte Zuwanderung von Tausug, vornehmlich von den Sulu-Inseln Jolo und Tawi-Tawi, erst Anfang der siebziger Jahre. Ursache war der erwähnte eskalierende Konflikt zwischen philippinischer Armee und Mororebellen, der auf der hauptsächlich von Tausug bewohnten Insel Jolo besonders heftig ausgetragen wurde (u.a. Bombardierung von Jolo-Stadt). Mit der konfliktbedingten Migration nach Zamboanga wiederholt sich für die Tausug ein Prozeß, der während der spanischen Kolonialära bereits die Samal erfaßt hatte. Inwieweit sich die unscharf abgegrenzte militärische Konfliktzone (*frontier*) in der innerstädtischen Viertelsgliederung wieder als scharfe Grenzlinie (*boundary*) reproduziert, wird im folgenden noch zu zeigen sein.

Nach den Chavacanos, der traditionellen christlichen Stadtbevölkerung, stellen ebenfalls christliche Zuwanderer aus den Visayas die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe in Zamboanga. Die spanische Kolonialadministration hatte bereits im 18. Jahrhundert mehrere Familien aus den Visayas nach Zamboanga umgesiedelt, um die loyale, christliche Stadtbevölkerung zu vergrößern (BAUTISTA 1984). Dieses Bevölkerungssegment ging jedoch in der sich herausbildenden ethnischen Gruppe der Chavacanos auf, ohne eine dauerhafte eigene Gruppenidentität auszubilden. Trotz der Öffnung Zamboangas für den internationalen Seehandel seit 1855 blieb die ökonomische Anziehungskraft der Stadt gering (vgl. AGUILAR 1994). Eine zahlenmäßig bedeutendere und bis heute anhaltende Zuwanderung aus den Visayas setzte erst in der Zeit der amerikanischen Kolonialverwaltung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ein, stimuliert durch eine auf Holzwirtschaft sowie die Gewinnung von Kopro und Abaca (*Musa textilis* oder Manilahanf) gestützte ökonomische Expansion. Die

überragende Bedeutung der Provinz Negros Oriental, und hier speziell der Stadt Dumaguete, für die Zuwanderung aus den Visayas erklärt sich aus der Art der Verkehrsanbindung Zamboangas. Ausgebaute Straßenverbindungen mit anderen Teilen Mindanaos existierten lange nicht, während der Luftverkehr erst in jüngster Zeit und nur für ein schmales Bevölkerungssegment an Bedeutung gewonnen hat.

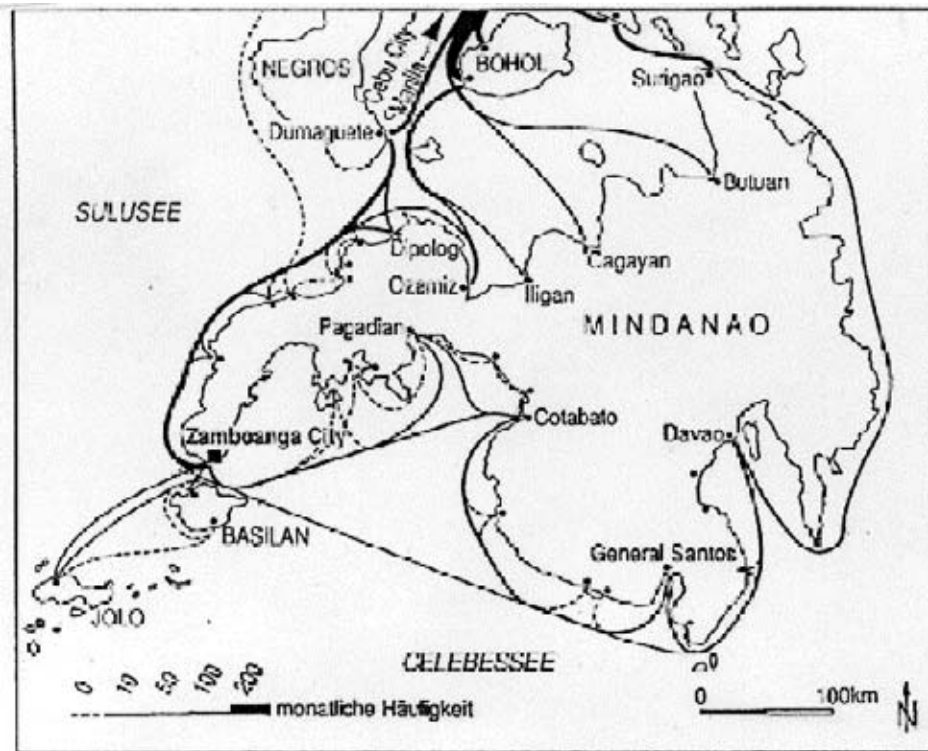


Abb. 9: Routen und Häufigkeit der Schiffsverbindungen von und nach Zamboanga City Mitte der fünfziger Jahre

Quelle: WERNSTEDT/SPENCER 1967, S. 481, überarbeitet; Kartographie: U.Beha

Der Personen- und Gütertransport per Schiff war deswegen lange die einzige und ist immer noch die wichtigste Verbindung mit anderen Landesteilen. Die für die Stadt wichtigste Schifffahrtsroute verläuft in der einen Richtung über Dumaguete in Negros Oriental weiter nach Cebu und Manila sowie in der anderen nach Cotabato und weiter nach Davao (vgl. Abb. 9). *Dumaguete* wurde auf diese Weise zum Sprungbrett für die Migration nicht nur nach Zamboanga, sondern auch in die Pionierräume in Zentral- und Südmindanao.

Diese wichtige Verkehrsader sowie die damit verbundene Weitergabe von Informationen über ein Netzwerk persönlicher Kontakte unter Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden und Bekannten hat zu einem sich selbst verstärkenden Migrationsprozeß aus Negros Oriental nach Zamboanga geführt. Neuankömmlingen wird die Integration über soziale Netze unter den bereits in Zamboanga lebenden Visayans erleichtert. Insbesondere seit den achtziger Jahren dürfte sich durch den dramatischen Niedergang der Zuckerindustrie auf Negros der Abwanderungsdruck noch verstärkt haben. Andererseits kann angenommen werden, daß der wachsende ökonomische und politische Einfluß der Visayans in Zamboanga auch für ankommende Migranten den Zugang zu wichtigen

städtischen Ressourcen erleichtert, in einer klientelistisch strukturierten Gesellschaft ein nicht zu unterschätzender Pull-Faktor.

3.2.4 Heutige ethnische Viertelsbildung in Zamboanga City und Baguio City

Die räumliche Segregation ethnischer Gruppen wird im folgenden auf der Ebene von Barangays (= Stadtteil) als untersten administrativen Einheiten innerhalb der Stadtgrenzen untersucht. Dies ist bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen, da eine mögliche ethnische Segregation *innerhalb* von Barangay-Grenzen auf der höheren räumlichen Ebene nicht mehr erkennbar ist.

Zamboanga City ist ein extremes Beispiel für einen überbegrenzten Stadtraum. Obwohl offiziell als "highly urbanized" klassifiziert, können nur knapp 5% der administrativ abgegrenzten, fast 1421 km² umfassenden Stadtfläche als verstädert gelten, legt man Indikatoren wie Bevölkerungsdichte, Überbauung und Infrastruktur zugrunde (vgl. Abb. 10). Dieser verstäderte Raum umfaßt 28 der insgesamt 97 Barangays. Berücksichtigt man nur die Fläche, die überhaupt in Barangays unterteilt ist, also unter Vernachlässigung des nicht oder nur dünn besiedelten bergigen Binnenlandes, entfallen ca. 8% der Fläche auf den im eigentlichen Sinn verstäderten Raum. Dort leben rund 259 700 Einwohner, fast 60% der Gesamtbevölkerung der Stadt (NSO 1992c). Die folgenden Ausführungen beziehen sich nur auf diesen im engeren Sinn städtischen Raum.

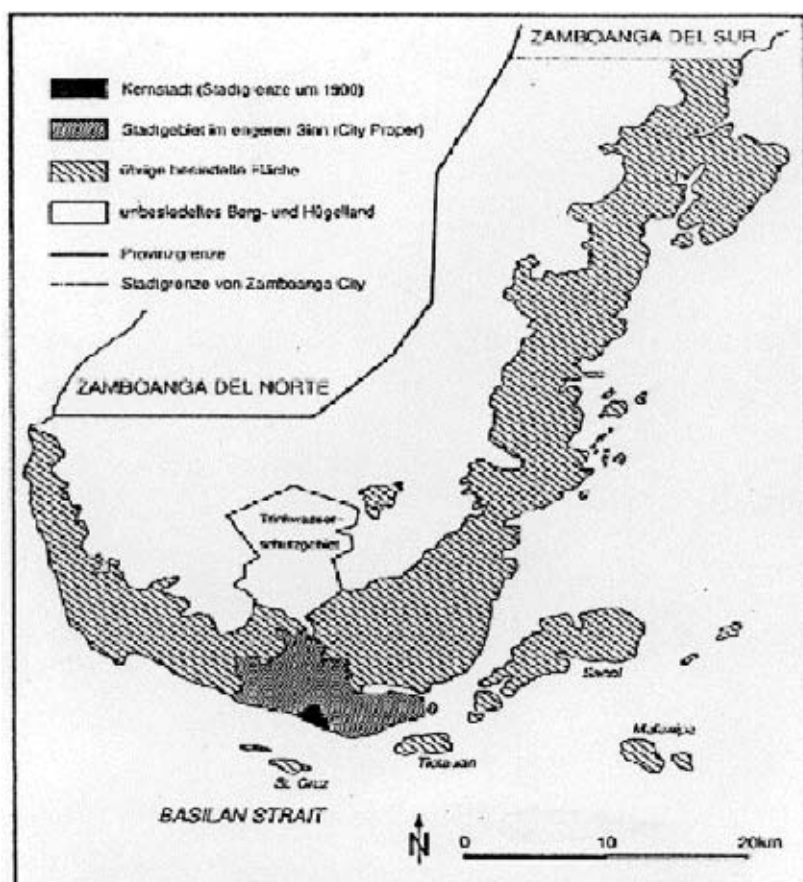


Abb. 10: Gliederung des administrativen Stadtgebietes von Zamboanga City

Quelle: Office of the City Planning and Development Coordinator, Zamboanga City. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha.

Ethnische Segregation auf Barangay-Ebene ist hier markant ausgeprägt, es lassen sich z.B. Stadtviertel mit entweder fast ausschließlich christlicher oder islamischer Bevölkerung identifizieren (vgl. Abb. 11). Letztere konzentrieren sich entlang der Küstenlinie östlich und westlich des kolonialen Stadtkerns. Diese islamischen Siedlungsschwerpunkte in Zamboanga, wie z.B. Rio Hondo oder Campo Islam, gehen auf die ersten Ansiedlungen islamischer Samal bzw. sogar auf schon vor Ankunft der Spanier bestehende Samal-Siedlungen zurück. Innerhalb der islamischen Stadtviertel dominieren mit zwei Ausnahmen die Samal mit Bevölkerungsanteilen von 80% und mehr, ein deutlicher Hinweis auf Segregationstendenzen auch zwischen Samal und Tausug. Bei der Ausnahme handelt es sich zum einen um den Stadtteil Campo Islam westlich des Stadtkerns mit einer gemischten Bevölkerung von Samal und Tausug, zum anderen um einen unmittelbar östlich an den kolonialstädtischen Kern anschließenden Stadtteil. In diesem Verteilungsmuster innerhalb der islamischen Bevölkerung kommt zum Ausdruck, daß die Tausug zu einer späteren (konfliktbedingten) Zuwanderungswelle gehören und sich innerstädtisch mit der existierenden Siedlungsstruktur arrangieren mußten.

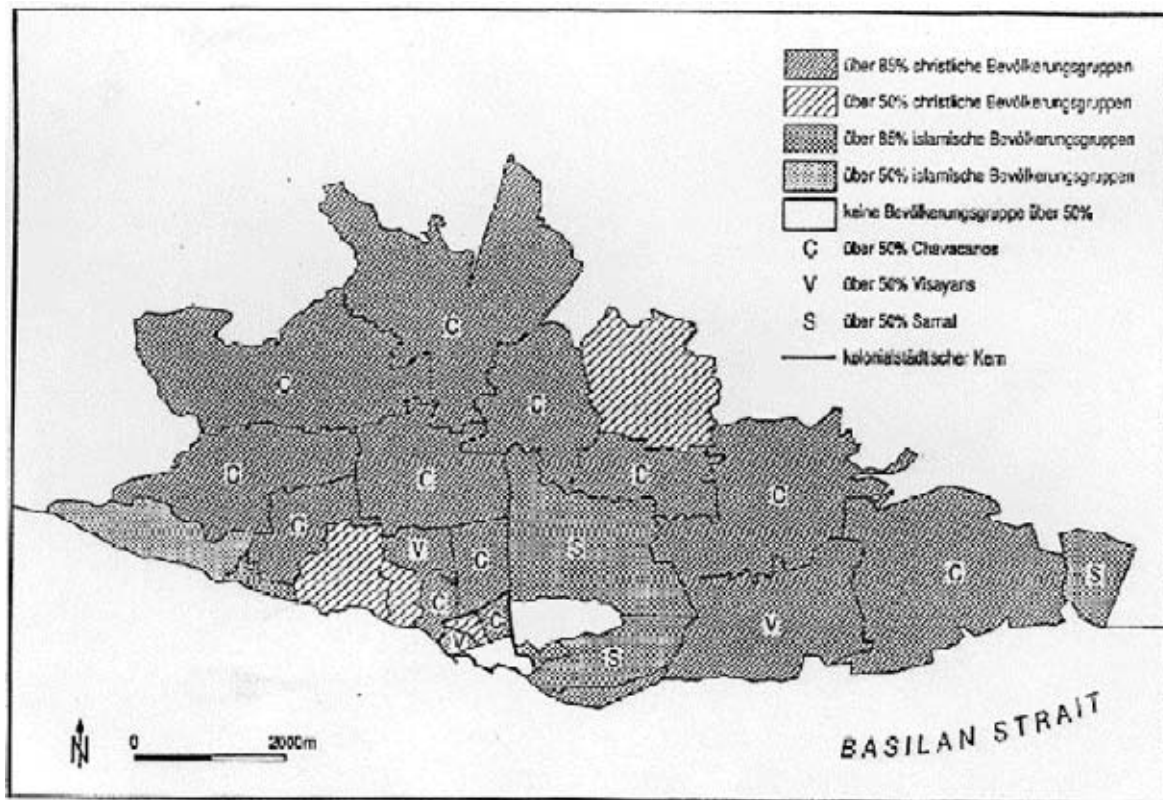


Abb. 11: Ethnische Segregation in Zamboanga City (City Proper)

Quelle: eigene Erhebung 1991/1992. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha

Von den in der Befragung erfaßten Tausug wurde keiner in Zamboanga geboren, 80% waren seit 1970 zugewandert, allerdings mit deutlich rückläufigen Anteilen während der letzten 10 Jahre. Für die konzentrierte Ansiedlung von Tausug-Flüchtlingen innerhalb und angrenzend an das Samal-Viertel Campo Islam war das Interesse der Stadtverwaltung und des Militärs ausschlaggebend, um so die Kontrolle dieser politisch als unzuverlässig eingeschätzten Bevölkerungsgruppe zu erleichtern (das Armeehauptquartier liegt in unmittelbarer Nähe). Die in diesem durch industrielle und tertiäre Funktionen geprägten Raum ebenfalls lebenden christlichen Gruppen, sowohl Chavacanos

wie auch Visayans, haben auf diesen Zuzug islamischer Flüchtlinge, soweit sie dazu materiell in der Lage waren, mit Wohnstandortverlagerung reagiert. Es ist gleichwohl gerade diese Tausug-Zuwanderung, die zu einer ethnisch heterogeneren räumlichen Bevölkerungsverteilung entlang der westlichen Küstenlinie und in der südöstlichen Kernstadt geführt hat. Bezeichnenderweise haben auch diese ethnisch stärker gemischten Viertel, nicht aber die etablierten Samal-Gemeinschaften, seit 1980 den stärksten Zuzug von Migranten erfahren. Insofern können die Tausug-Migranten als Wegbereiter eines weniger strikt segregierten Siedlungsmusters islamischer und christlicher Bevölkerung angesehen werden, ein Ergebnis, das nicht aus dem freien Willen der Beteiligten, sondern aus politischen und ökonomischen Zwängen resultiert und nicht ohne Konflikte zustande gekommen ist (vgl. LAJA 1988). Unter den heutigen Bedingungen übersetzt sich die militärische und kulturelle *frontier* insofern innerstädtisch nicht mehr bruchlos in eine scharf gezogene *boundary*. Allerdings ist diese Tendenz zur Auflockerung räumlicher Abschließungen ethnischer Gruppen bislang nur auf *statusniedrige* Bevölkerungsegmente beschränkt. Inwieweit sie von Dauer ist, läßt sich noch nicht abschließend beurteilen.

Der Anteil von Migranten, die aus den Visayas - mehrheitlich aus Negros Oriental - stammen, hat seit den siebziger Jahren kontinuierlich zugenommen. 55% aller in unserem Sample erfaßten Migranten entfielen auf diese Gruppe. Innerhalb der *christlichen* Bevölkerung Zamboangas ist zwar eine scharf ausgeprägte räumliche Segregation verschiedener Ethnien nicht erkennbar. Allerdings haben die fast ausschließlich christlichen Barangays in den meisten Fällen eine Chavacano-Bevölkerungsmehrheit mit Anteilen von 50% und mehr. Nur vier Stadtviertel wiesen eine absolute Mehrheit von Visayans auf. Stadtviertel ohne absolute Mehrheit einer ethnischen Gruppe machten nur rund ein Viertel aller untersuchten Barangays aus. Dieser Befund verweist auf eine zumindest ansatzweise bestehende *räumliche Polarisierung* auch innerhalb der christlichen Bevölkerung zwischen Chavacanos und Visayans. Die eingangs erwähnte Feststellung DOEPPERS (1974), ethnische bedingte räumliche Segregation spiele innerhalb der katholischen Mehrheitsbevölkerung keine Rolle, muß insofern zumindest relativiert werden.

Im Falle von *Baguio City* wurde das gesamte administrative Stadtgebiet mit einer Flächenausdehnung von rund 49 km² in die Untersuchung einbezogen, da hier das Problem der Überbegrenzung und damit der Gegensatz zwischen tatsächlich verstädterten und ländlichen Räumen innerhalb der administrativen Stadtgrenzen weniger eklatant ist. Unter den Migranten entfällt auf die aus dem Küstentiefland stammenden Ilocanos und die kulturell mit ihnen verwandten Pangasinans mit zusammen 38% ein relativ hoher, in den letzten Jahren stetig gewachsener Anteil. Bemerkenswert hoch ist mit 24% auch der Anteil der aus dem Hochland stammenden Bontoc, deren Zuwanderung ebenfalls im Laufe der letzten Jahre kontinuierlich angestiegen ist. Darin könnte sich eine Lockerung der sozialen und kulturellen Beharrungskräfte in den Bontoc-Gemeinschaften ausdrücken, die den von Baguio ausgehenden Anziehungskräften, z.B. im Bildungssektor, größere Wirkung verschafft. Für den Zweck dieser Untersuchung wurden von den insgesamt 197 Barangays in Baguio City 19 ausgewählt, die die wesentlichen Siedlungselemente von Baguio City repräsentieren. In keinem dieser ausgewählten Stadtteile stellt eine ethnische Gruppe die überwältigende Bevölkerungsmehrheit (Anteil von 85% und mehr, vgl. Abb. 12). Es gibt also keine nahezu ausschließlichen z.B. Ilocano-, Bontoc-, oder Ibaloi-Stadtteile wie dies in Zamboanga City bezüglich der christlichen oder der islamischen Bevölkerung festgestellt werden konnte. Aber auch wenn die verschiedenen Hochlandethnien *zusammengefaßt* betrachtet werden, konnten in keinem der ausgewählten Barangays Bevölkerungsanteile von 85% und mehr registriert werden. Dabei dürfte eine Rolle spielen, daß bei den Hochlandethnien Identität und sozialer Zusammenhalt mehr auf Familie und Dorf, weniger dagegen auf die übergeordnete ethnische Gruppe bezogen sind. Absolute Mehrheiten einer ethnischen Gruppe in einem Barangay (Bevölkerungsanteil von 50% und mehr) sind in Baguio City ebenfalls weniger häufig als in Zamboanga City: Während dort in

fast drei Viertel aller Barangays eine ethnische Gruppe die absolute Bevölkerungsmehrheit stellte, traf dies in Baguio nur bei weniger als der Hälfte der ausgewählten Stadtteile zu. Schließlich konnten bei den Migranten auch keine ethnisch bedingten Präferenzen für bestimmte Stadtteile festgestellt werden. Die Wohnstandortwahl wird in Baguio City durch die Verfügbarkeit von Wohnraum oder von Freiflächen bestimmt, die sich zur Besetzung durch Squatter eignen (vgl. MANAHAN/ TORRES 1991). Die Squatter können oft mit Duldung oder gar Unterstützung von Lokalpolitikern rechnen, die auf diese Weise ihren Wähleranhang zu vergrößern suchen.

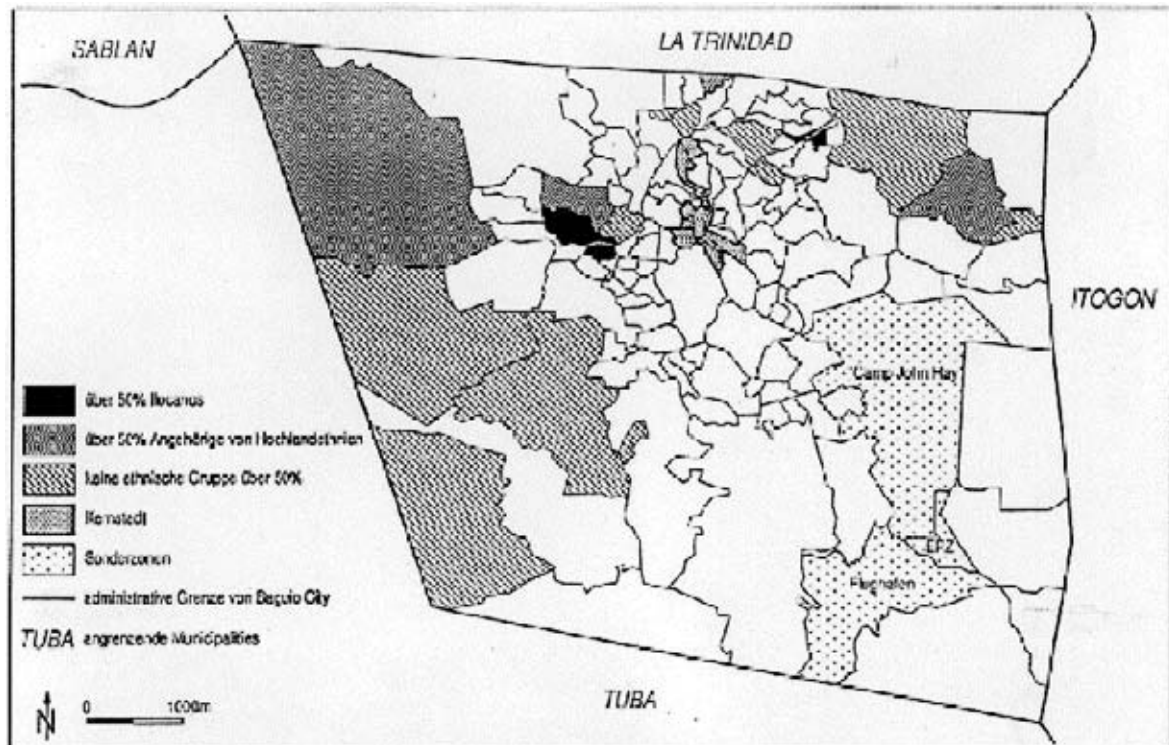


Abb. 12: Ethnische Segregation in ausgewählten Vierteln in Baguio City

Quelle: eigene Erhebung 1991/1992. Entwurf: H. Schneider, Kartographie: U. Beha

Zusammenfassend ergibt sich hinsichtlich der auf ethnischer Schichtung beruhenden Viertelsbildung in den beiden Städten zunächst ein uneinheitliches Bild. Ethnische Segregation konnte dort festgestellt werden, wo sie aufgrund früherer Untersuchungen zu erwarten war: zwischen Christen und Muslimen in Zamboanga City. Ansatzweise konnte dort aber auch eine räumliche Polarisierung innerhalb der christlichen Bevölkerung zwischen Chavacanos und Visayans, sowie innerhalb der islamischen Bevölkerung zwischen Samal und Tausug festgestellt werden. Demgegenüber erwies sich für die ausgewählten Barangays in Baguio City ethnische Segregation als wenig ausgeprägt, obwohl dies hier aufgrund starker Zuwanderung und einer ethnisch sehr heterogenen Bevölkerung mit hohen Anteilen der Hochlandethnien hätte erwartet werden können.

3.2.5 Muster interethnischer Heiraten und Freundschaften

Ethnische Segregation und ethnische Schichtung drücken sich nicht nur räumlich als ethnische Viertelsbildung aus, sondern haben natürlich auch z.T. gravierende Auswirkungen auf die interethnischen Sozialbeziehungen. Als Indikator dafür werden im folgenden die interethnischen Heirats-

und Freundschaftsmuster der befragten Personen in beiden Städten untersucht (vgl. Abb. 13).

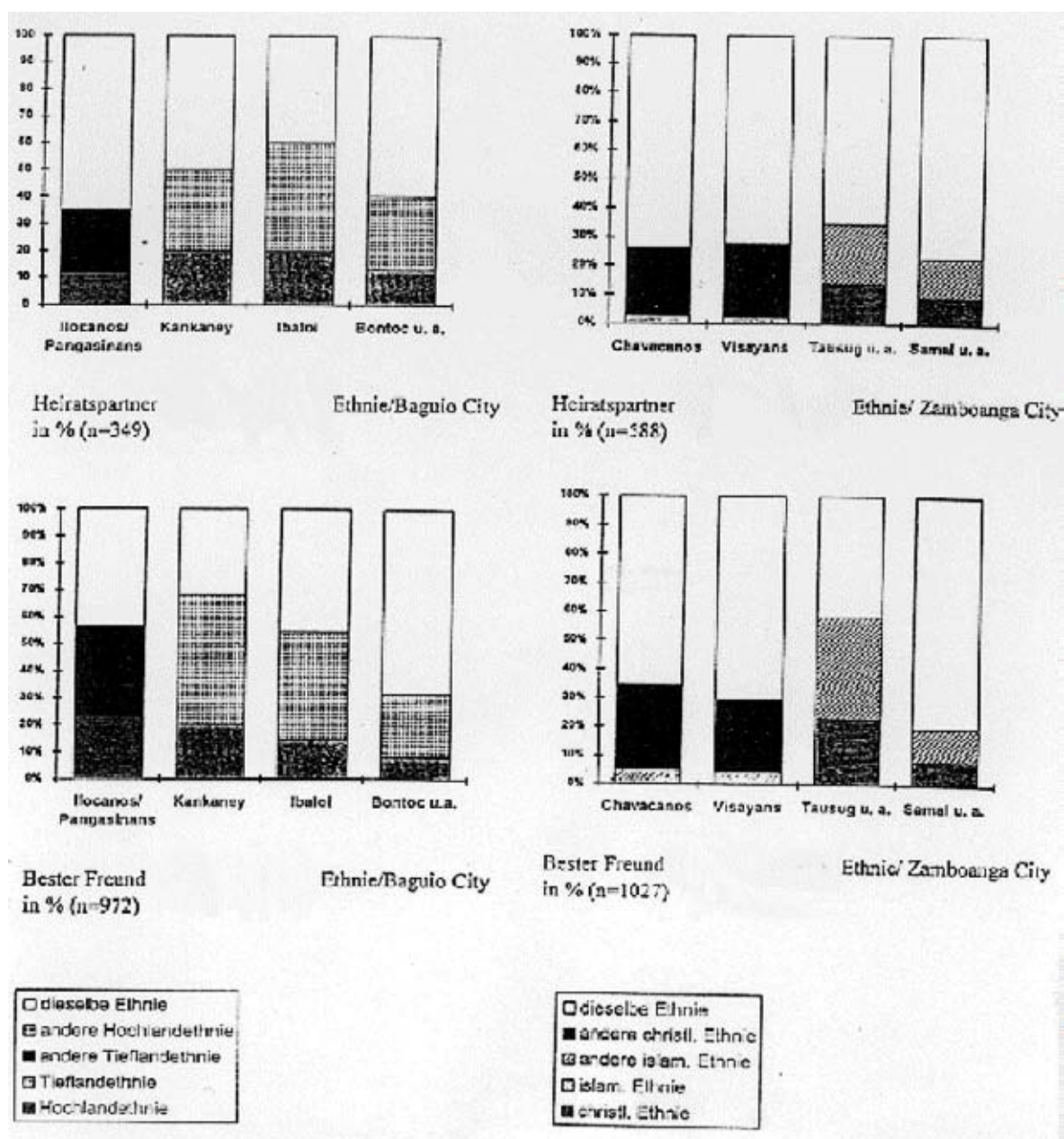


Abb. 13: Muster interethnischer Heiraten und Freundschaften in Baguio City und Zamboanga City

Quelle: eigene Erhebung 1991/92

Intraethnische Heiraten sind in Zamboanga City am ausgeprägtesten bei den islamischen Samal: Fast 90% der verheirateten Probanden hatten auch einen Samal-Ehepartner. Auch bei den ebenfalls islamischen Tausug lag dieser Anteil mit fast 80% relativ hoch. Weniger ausgeprägt, aber ebenfalls noch bemerkenswert hoch ist der Anteil *intraethnischer* Heiraten auch bei den christlichen Gruppen der Chavacanos (77%) und Visayans (74%), allerdings liegt der Anteil *interethnischer* Heiraten zwischen diesen beiden christlichen Gruppen mit einem Anteil von jeweils 20% deutlich höher als der entsprechende Wert für die islamischen Ethnien. Auch in Baguio City liegen die Anteile

intraethnischer Heiraten mit 70% bei den Kankaney und sogar 73% den Bontoc relativ hoch, nimmt man die kulturell verwandten Tieflandethnien Ilocanos und Pangasinans zusammen, liegt der entsprechende Wert ebenfalls über 70%. Betrachtet man die Heiraten über die kolonial vorgeprägten, in der Wahrnehmung der Bevölkerung bis heute fest verankerten ethnisch-kulturellen Grenzen hinweg zwischen Christen und Muslimen in Zamboanga einerseits, zwischen Angehörigen der hispanisierten katholischen Tieflandethnien und der protestantischen, teilweise auch noch animistischen Hochlandethnien in Baguio andererseits, so sprechen die niedrigen Anteile in beiden Städten für die anhaltende soziale Wirksamkeit dieser ethnischen Grenze. Bemerkenswert ist aber, daß diese Grenze in Baguio, gemessen an den grenzüberschreitenden Heiraten, etwas durchlässiger ist als in Zamboanga. Dieses Muster bestätigt sich auch, wenn als Indikator die weniger streng gehandhabte Sozialbeziehung "Freundschaft" gewählt wird. Freundschaften über ethnische Grenzen hinweg sind zwar häufiger, Freundschaften über die kolonial geprägten ethnisch-kulturellen Grenzen hinweg werden aber ebenfalls nur von einer Minderheit gepflegt, als höchste Werte wurden 23,4% bei den Tausug und 23,5% bei den Ilocanos/Pangasinans genannt. Im Vergleich sind auch bei diesem Indikator höhere Werte für Baguio festzustellen, ein Indiz für die höhere Durchlässigkeit der ethnischen Grenzen.

Aus diesen Befunden ist zusammenfassend der Schluß zu ziehen, daß eine - zumindest auf der gewählten räumlichen Ebene der Barangays - nicht oder nur schwach ausgeprägte ethnische Viertelsbildung wie in Baguio City nicht als Beleg für die Bedeutungslosigkeit von Ethnizität als sozialem Strukturprinzip überhaupt gewertet werden darf. Hier zeigt sich eine interessante Parallele mit Ergebnissen einer Untersuchung von SENNETT (1991) in New York, die eine sogar noch steigende Bedeutung von Ethnizität als Handlungsorientierung bei gleichzeitig zunehmender räumlicher Auflösung der ethnischen Ghettos konstatiert.

3.2.6 Ethnizität in anderen Bereichen des Alltagslebens

Welche Rolle Ethnizität in verschiedenen Bereichen des Alltagslebens spielt, z.B. hinsichtlich des Zugangs zu Einkommen, Arbeitsplätzen, Wohnungen und Grundstücken, wird im folgenden kurz beleuchtet. Obwohl die Zugangschancen für die genannten Bereiche in hohem Maße auch von anderen Faktoren wie z.B. Alter, Geschlecht, Ausbildung und Dauer des Stadtaufenthaltes abhängen, ist der Einfluß von Ethnizität gleichwohl nachweisbar. Allgemein stehen die Zuwanderer in einer Stadt in Konkurrenz mit der bereits ansässigen Bevölkerung insbesondere hinsichtlich des Zugangs zu den überlebenswichtigen Ressourcen Arbeit und Wohnungen.

Dies ist besonders deutlich in Zamboanga City, wo die traditionell ansässige Bevölkerung der Chavacanos auch eine eigene ethnische Identität (mit linguistischer Grenzmarkierung) ausgebildet hat. Angehörige der Chavacanos sind überdurchschnittlich in höheren, über dem städtischen Durchschnitt liegenden Einkommensgruppen vertreten (1992: 3000 Peso/ Monat = ca. 200 DM und mehr). Klar überrepräsentiert sind sie unter den Haus- und Grundstückseigentümern. Demgegenüber konzentrierten sich die Angehörigen der aus den Visayas stammenden Bevölkerung mit einem Anteil von 62% in der untersten Einkommensgruppe (1992: 1900 Peso/Monat = ca. 125 DM und weniger). Ansätze zu ethnischer Segregation zwischen Chavacanos und Visayans waren bereits hinsichtlich der Wohnstandortwahl festgestellt worden, sie finden auch in der deutlichen Einkommenspolarisierung ihren Ausdruck. Die islamische Bevölkerung ist insgesamt in den unter dem Gesamtdurchschnitt liegenden Einkommensgruppen klar überrepräsentiert. Die Samal konzentrieren sich mit einem hohen Anteil in der untersten Gruppe, während die Tausug, teilweise aufgrund ihrer beherrschenden Rolle im Tauschhandel und Schmuggel mit den Sulu-Inseln und Sabah (Nord-Borneo), auch in höheren, aber noch unter dem Gesamtdurchschnitt liegenden Einkommensgruppen stärker vertreten sind. Höheres Einkommen, bessere Ausbildung und ihre

Stellung in dem lukrativen Tauschhandel ermöglichen den Tausug auch eher ein Überschreiten der ethnischen Grenze, was sich im Vergleich mit den Samal in höheren Anteilen fremdethnischer, auch christlicher Heiratspartner und Freunde ausdrückt.

Eine traditionelle Stadtbevölkerung oder städtische Elite wie die Chavacanos in Zamboanga, die ihren "Besitzstand" gegen Zuwanderer zu verteidigen sucht, existiert in Baguio nicht, insofern konkurrieren hier alle zugewanderten Bevölkerungsgruppen untereinander um die städtischen Ressourcen. Baguio City ist im traditionellen Siedlungsgebiet der Ibaloi entstanden, die Angehörigen dieser Hochlandethnie haben sich jedoch nicht zu einer den Chavacanos vergleichbaren *städtischen* Elite entwickelt. Durch die Enteignung großer Teile des traditionellen Stammeslandes bereits bei der Gründung Baguios durch die amerikanische Kolonialverwaltung wurde der Zugang der Ibaloi zu dem ökonomisch wichtigen Grundstücksmarkt deutlich begrenzt, wenn auch nicht völlig verschlossen. Die aktuellen Auseinandersetzungen um Eigentumsrechte an den vom amerikanischen Militär aufgegebenen Flächen (v.a. Camp John Hayes) haben im Streit über die Rechtmäßigkeit der kolonialen Enteignung von Ibaloi-Land ihre Wurzel. Gleichwohl sind die Ibaloi unter den Haus- und Grundstückseigentümern in Baguio City deutlich überrepräsentiert. Haus- und Grundstückseigentum ist insbesondere mit Blick auf die Bereitstellung von Unterkünften (boarding houses), Wohnungen, Hotels und Pensionen für die wachsende Zahl von Schülern, Studenten und Touristen eine wertvolle ökonomische Ressource. Dies erklärt auch den Befund, daß die Ibaloi überdurchschnittlich in höheren Einkommensgruppen vertreten sind, abgeschwächt trifft dies auch auf die Angehörigen anderer Hochlandethnien zu. Andererseits sind die Zuwanderer aus den Tieflandgebieten Luzons, insbesondere die Ilocanos, in den unter dem Gesamtdurchschnitt liegenden Einkommensgruppen leicht überrepräsentiert, was mit geringeren Zugangschancen zu den über Haus- und Grundstücksbesitz gesteuerten Einkommenspotentialen zusammenhängen dürfte.

3.2.7 Ethnizität und Wahlverhalten in Zamboanga City und Baguio City

Trotz der aufgezeigten Unterschiede verweisen die Befunde für beide Städte auf die Persistenz von Ethnizität als einem gesellschaftlich strukturierenden Prinzip. Als *potentielle* soziale Kraft, die sich nicht zwangsläufig in räumlichen Strukturen (ethnische Viertel) oder Konflikten niederschlagen muß, ist Ethnizität unter bestimmten Umständen auch politisch mobilisierbar. Dies soll abschließend anhand des Wahlverhaltens in beiden Städten illustriert werden.

Die politische Rivalität zwischen eingesessenen Chavacanos und zugewanderten Visayans in Zamboanga City kam in den Kommunalwahlen vom 18. Januar 1988 deutlich zum Ausdruck. Da Wählerblöcke auf der Grundlage sozialer Klassen- oder Schichtzugehörigkeit, von Religion oder politischer Programmatik in Zamboanga faktisch nicht existieren, wurde der Sieg des pro-Aquino Kandidaten entsprechend nicht als Resultat eines überzeugend vertretenen politischen Programms interpretiert, sondern mit seiner ethnischen Zugehörigkeit erklärt. Aufgrund seiner Abstammung aus einer aus den Visayas zugewanderten Familie wurde sein Sieg als Beleg dafür gewertet, daß er die Visayan-Wähler der Stadt hinter sich hatte sammeln können, während sich die Chavacano-Stimmen auf mehrere konkurrierende Kandidaten verteilt hatten (vgl. TURNER 1991, pp. 31 ff.). Diese öffentliche Diskussion und Bewertung verweist darauf, daß beide christlichen Ethnien in der Konkurrenz um die knappen städtischen Ressourcen - wozu gerade auch das Recht gehört, öffentliche Stellen zu besetzen - offensichtlich wie strategische Gruppen handeln (vgl. zum Konzept der strategischen Gruppen allgemein EVERS/SCHIEL 1988, für die Philippinen BERNER/KORFF 1991). Im Unterschied z.B. zu Cotabato City, wo die traditionellen Führer (Datus) ihren politischen Einfluß in der islamischen Bevölkerung halten oder sogar ausdehnen konnten - auch unabhängig von ihrer jeweiligen Haltung zur Mororebellion! (vgl. McKENNA 1992) - hat sich in

Zamboanga über eine wenig verbindliche Selbstidentifikation als Moros hinaus keine, die einzelnen islamischen Ethnien übergreifende, kulturelle und politische Vereinheitlichung entwickelt. Das Wählerpotential der Muslime ist durch konkurrierende Interessen zersplittert und drückt keine politischen Ansprüche gegenüber der christlichen Stadtbevölkerung aus. Die in der spanischen Kolonialära begründete Funktion als vorgeschobener Militärstützpunkt, die sich - jetzt unter nationalstaatlichem Vorzeichen - bis in die jüngste Konfliktphase verlängert, stand immer einer größeren politischen Selbständigkeit der islamischen Bevölkerung entgegen, die sich andererseits aufgrund ihrer Migrationsgeschichte nur allmählich und partiell mit der Stadt als Kommune identifizieren konnte. Mit der Funktion als Militärstützpunkt hängt auch der, an Wahlergebnissen freilich nicht ablesbare, große ökonomische und politische Einfluß von Militär und Polizei zusammen, die bei einer Betrachtung der Konkurrenz strategischer Gruppen in Zamboanga City nicht vernachlässigt werden dürfen (vgl. TURNER 1991; 1992).

Das Wahlverhalten der Einwohner von Baguio City läßt allerdings Ethnizität als eine durchgehende Orientierung nicht erkennen. Ethnische Mobilisierung insbesondere unter der großen Gruppe ilocanischer Zuwanderer war von einiger Bedeutung während der Präsidentenwahlen 1986, als der Ilocano Ferdinand Marcos von Corazon Aquino herausgefordert wurde, spielte aber bei den folgenden Senatswahlen keine Rolle mehr (vgl. ROOD 1991).

4. Zusammenfassende Schlußfolgerungen

Im Laufe der philippinischen Kolonialgeschichte hat sich die koloniale *cultural frontier* innerstädtisch als scharf begrenzte ethnische Viertelsstruktur reproduziert. Dem lagen weniger ethnische oder rassistische Ressentiments, als vielmehr ein herrschaftstechnisch begründetes Kontrollinteresse der Kolonialmacht zugrunde. Die koloniale Grenzziehung wurde aber auch selbst wiederum zum Ansatzpunkt ethnischer Selbstidentifikationen und Gruppenbildungen, wobei im Sinne BARTHs (1961) den *grenzbildenden* Mechanismen ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Bis heute durchgehalten hat sich das koloniale Muster innerstädtischer Viertelsgliederung jedoch nur in bezug auf die islamischen Ethnien in Zamboanga City. Demgegenüber ist das für die spanische Kolonialstadt typische Element des Chinesenviertels heute in allen philippinischen Städten - mit Ausnahme Binondos in Manila - vollständig verschwunden. Dem liegt ein Ursachenbündel von politischen (rechtliche Diskriminierung), raumökonomischen (Citybildung, Suburbanisierung) und kulturellen (Assimilierungsdruck) Faktoren zugrunde. Das immer nur schmale europäische und nordamerikanische Bevölkerungssegment tritt in der Viertelsstruktur ebenfalls nicht in Erscheinung, sondern ist räumlich in die Wohnviertel der wohlhabenderen philippinischen Bevölkerung integriert.

In beiden untersuchten Städten läßt sich allerdings die Persistenz von Ethnizität als Handlungsorientierung in den Sozialbeziehungen, in der Konkurrenz um städtische Ressourcen, mit Einschränkungen auch im politischen Wahlverhalten aufzeigen. Insbesondere die kolonial geprägte ethnisch-kulturelle Grenzbildung erweist sich dabei als sozial nach wie vor wirksam.

Erklärungsbedürftig bleibt jedoch, warum sich in Baguio City - im Unterschied zu Zamboanga City - entlang der kolonial vorgeprägten ethnischen Grenze zwischen hispanisierter, katholischer Tieflandbevölkerung und den Angehörigen der verschiedenen Hochlandethnien keine ausgeprägte, dauerhafte ethnische Viertelsbildung entwickelt hat. Die folgenden Umstände dürften zu einer Erklärung beitragen:

1. Baguio City ist erst zu Beginn der amerikanischen Kolonialära und ausdrücklich ohne Vorgabe einer ethnischen Viertelsstruktur entstanden. Die räumliche Trennung ethnischer Gruppen als

Herrschaftsinstrument spielte hier keine Rolle.

2. Im Unterschied zu der ethnischen Grenze zwischen Christen und Muslimen in Mindanao wurde die Grenze zwischen Tiefland- und Hochlandethnien in Nord-Luzon nicht durch eine bis in die Gegenwart reichende kontinuierliche Konfliktgeschichte immer wieder neu befestigt.

3. Eine traditionelle städtische Bevölkerung, die wie in Zamboanga City ihren Status gegenüber Migranten verteidigen mußte, existiert in Baguio City nicht. Die Chavacanos in Zamboanga sind besonders gegenüber den durch Religion und hispanische Kulturelemente verwandten Visayans zur Statussicherung auf ethnische Selbstidentifikation und Abschließung verwiesen, da hier kolonial vorgeprägte askriptive Ausschlußmerkmale wie gegenüber der islamischen Bevölkerung nicht zur Verfügung stehen.

4. Die gegeneinander scharf abgegrenzten Hochlandethnien in Nord-Luzon haben keine gemeinsame Identität ausgebildet, wie dies ansatzweise für die islamische Bevölkerung Mindanaos zutrifft. Hinzu kommt, daß bei den nordphilippinischen Hochlandethnien Loyalitäten meist auf Familie und Dorf, nicht aber auf die ethnische Gruppe bezogen sind. Die auch heute noch üblichen Blutfehden zwischen Angehörigen *derselben* Ethnie machen es deshalb geradezu zu einem tödlichen Risiko, ohne den Schutz der Dorfgemeinschaft in Baguio City in räumlicher Nähe zu aus anderen Dörfern stammenden Angehörigen der eigenen Ethnie zu leben.

5. Während Zamboanga City durch eine weitgehend stagnierende Ökonomie geprägt ist, sind ökonomische Wachstumsimpulse in Baguio City stärker entwickelt. Dies könnte erklären, warum in Baguio City die Konkurrenz um städtische Ressourcen weniger mit ethnischen Aus- und Einschließungsprozessen einhergeht, wie dies zwischen Christen und Muslimen, aber auch *innerhalb* beider Gruppen in Zamboanga zu beobachten ist.

Aus dem Vergleich ethnischer Differenzierungen in Baguio City und Zamboanga City läßt sich der allgemeine Schluß ziehen, daß Ethnizität im Laufe des Modernisierungs- und Entwicklungsprozesses keineswegs rasch verschwindet. Sie bleibt offensichtlich als eine *potentielle* soziale Kraft erhalten, die in sozialen oder ökonomischen Krisen virulent werden kann. Historische, kulturelle und ökonomische Faktoren bestimmen dabei Form und Ausmaß möglicher ethnischer Mobilisierungen, deren konkrete Entstehungsursachen bedürfen jedoch noch weiterer Aufklärung.

Literatur

AGUILAR Jr, F.V. (1994): Beyond Inevitability: The Opening of Philippine Provincial Ports in 1855. In: Journal of Southeast Asian Studies, (25)1, pp. 70-90.

ANDERSON, B. (1993): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt.

BARTH, F. (1969/1981): Ethnic Groups and Boundaries. In: Process and Form in Social Life. Selected Essays of Frederik Barth, Vol. I. London, pp. 198-227.

BAUTISTA, R.B. (1984): Proud Heritage, Glorious Past. In: Orendain, A.E. a.a.O., pp. 81-104.

BERNER, E./KORFF, R. (1991): Dynamik der Bürokratie und Konservatismus der Unternehmer: Strategische Gruppen in Thailand und den Philippinen. In: Internationales Asienforum, (22)3-4, pp. 287-305.

BITTERLI, U. (1992): Alte Welt - neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kultur-

kontaktes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. München.

BRUNER, E.M. (1961): Urbanization and Ethnic Identity in North Sumatra. In: *The American Anthropologist*, (63), pp. 508-521.

BUCHHOLT, H. (1994): Sangley, Intsik und Sino: Die chinesische Händlerminorität in den Philippinen. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, (38)3, pp. 141-151.

BULATAO, R.A. (1975): Ethnic Attitudes in Five Philippine Cities. In: Hollensteiner, M.R. et al. (Eds.): *Society, Culture and the Filipino*. Quezon City, pp. 200 ff.

CAWED, C. (1972): *The Culture of the Bontoc Igorot*. Manila.

COSTELLO, M.A. (1992): The Demography of Mindanao. In: Turner, M. et al. (Eds.): *Mindanao: Land of Unfulfilled Promises*. Quezon City, pp. 31-60.

DAHM, B. (1988): José Rizal. Der Nationalheld der Philippinen. Göttingen. (= *Persönlichkeit und Geschichte*, Bd. 134).

DOEPPERS, D.F. (1972): The Development of Philippine Cities Before 1900. In: *The Journal of Asian Studies*, (31)4, pp. 769-792.

DOEPPERS, D.F. (1974): "Ethnic Urbanism" and Philippine Cities. In: *Annals of the Association of American Geographers*, (64)4, pp. 549-559.

DOEPPERS, D.F. (1986): Destination, Selection and Turnover Among Chinese Migrants to Philippine Cities in the 19th Century. In: *Journal of Historical Geography*, (12)4, pp. 381-401.

DUMIA, M.A. (1979): *The Ifugao World*. Quezon City.

ESSER, H. (1988): Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie*, (17)4, pp. 235-248.

EVERS, H.-D./SCHIEL, T. (1988): *Strategische Gruppen. Vergleichende Studien zu Staat, Bürokratie und Klassenbildung in der Dritten Welt*. Berlin.

FRANZ, G. (1970): Grenze. A: Allgemeine Grundlegung. In: *Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung*. Hannover, Sp. 1060-1064.

HART, D.V. (1961): *The Philippine Plaza Complex: A Focal Point in Culture Change*. New Haven/Conn.

HECKMANN, F. (1992): *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart.

HINES, T.S. (1972): The Imperial Facade: Daniel H. Burnham and American Architectural Planning in the Philippines. In: *Pacific Historical Review*, (41), pp. 33-53.

HUNT, C.L./ WALKER, L. (1974): Marginal Trading Peoples: Chinese in the Philippines and Indians in Kenya. In: Hunt, C.L./Walker, L.: *Ethnic Dynamics. Patterns of Intergroup Relations in Various Societies*. Homewood/Ill., pp. 93-127.

JACKSON, R. (1994): Over the Seas or to the Hills: Population Growth and Impact in the Philippines. In: *Geography*, (79)1, pp. 78-83.

JÄCKEL, W. (1993): The Changing Role of Port Cities as Part of the European Expansion in the Southeast Asian Archipelago: Outlining an Approach. In: Nitz, H.-J. (Ed.): *The Early Modern World-System in Geographical Perspective*. Stuttgart, pp. 383-403. (= *Erdkundliches Wissen*, Bd. 110).

KEESING, F.M. (1962): *The Ethnohistory of Northern Luzon*. Stanford/Cal.

- KIEFER, T.M. (1972): *The Tausug. Violence and Law in a Philippine Moslem Society*. Prospect Heights, Ill.
- KRISTOF, L.K.D. (1959): *The Nature of Boundaries and Frontiers*. In: *Annals of the Association of American Geographers*, (49)3, pp. 269-282.
- LAARHOVEN, R. (1989): *Triumph of Moro Diplomacy: The Maguindanao Sultanate in the 17th Century*. Quezon City.
- LAJA, J.H. (1988): *The Meeting of the Tausug and Zamboanga Worlds*. In: Gowing, P. (Ed.): *Understanding Islam and Muslims in the Philippines*. Quezon City, pp. 46-52.
- MANAHAN, G.V./ TORRES, E.F. (1991): *Planning and Development in a Highland City: A Case Study of Baguio, The Philippines*. In: *Regional Development Dialogue*, (12)2, pp. 102-113.
- MANDI, P.S. (1984): *The Zamboanganization of the Sama*. In: Orendain, A.E. a.a.O., pp. 236-237.
- McGEE, T.G. (1971): *The Urbanization Process in the Third World*. London
- McKENNA, T.M. (1992): *Martial Law, Moro Nationalism, and Traditional Leadership in Cotabato*. In: *Pilipinas*, 8, pp. 1-17.
- MENDOZA, H.N. (1984): *The Moro Tapestry*. In: Orendain, A.E. a.a.O., pp. 261-282.
- MERCADO, E.R. (1984): *Culture, Economics and Revolt in Mindanao: The Origins of the MNLF and the Politics of Moro Separatism*. In: Joo-Jock, L./Vani, S. (Eds.): *Armed Separatism in Southeast Asia*. Singapore, pp. 151-175.
- MULDER, N. (1992): *Inside Southeast Asia. Thai, Javanese and Filipino Interpretations of Everyday Life*. Bangkok.
- NASSEHI, A. (1990): *Zum Funktionswandel von Ethnizität im Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung*. In: *Soziale Welt*, (41)3, pp. 261-282.
- NCSO (= National Census and Statistics Office)(1982): *1980 Census of Population and Housing: Philippines*. Manila
- NSO (=National Statistics Office)(1992a): *1990 Census of Population and Housing: Philippines*. Manila.
- NSO (1992b): *1990 Census of Population and Housing: Baguio City*. Manila
- NSO (1992c): *1990 Census of Population and Housing: Zamboanga del Sur*. Manila.
- ORENDAIN, A.E. (Ed.)(1984): *Zamboanga Hermosa. Memories of the Old Town*. Manila.
- REED, R.R. (1967): *Hispanic Urbanism in the Philippines: A Study of the Impact of Church and State*. In: *Journal of East Asiatic Studies*, (11)1, pp. 1-222.
- REED, R.R. (1976a): *City of Pines. The Origins of Baguio as a Colonial Hill Station and Regional Capital*. Berkeley.
- REED, R.R. (1976b): *Indigenous Urbanism in Southeast Asia*. In: Yeung, Y.M./ Lo, C.P. (Eds.): *Changing Southeast Asian Cities. Readings in Urbanism*. Singapore, pp. 14-27.
- REID, A. (1980): *The Structure of Cities in Southeast Asia, 15th to 17th Centuries*. In: *Journal of Southeast Asian Studies*, 11, pp. 235-250.
- REID, A. (1988): *Southeast Asia in the Age of Commerce 1450 - 1680. Vol. I: The Lands Below the Wind*. New Haven/London.

- RODIL, B.R. (1993): The Lumad and Moro of Mindanao. London. (= Minority Rights Group International Report, 2/93).
- ROOD, S. (1991): Perspectives on the Electoral Behaviour of Baguio City (Philippines) Voters in a Transition Area. In: *Journal of Southeast Asian Studies*, (22)1, pp. 86-108.
- SCOTT, W.H. (1983): Oripun and Alipin in the 16th Century Philippines. In: Reid, A. (Ed.): *Slavery, Bondage and Dependency in Southeast Asia*. New York, pp. 138-155.
- SEE, C. (1989): The Ethnic Chinese in the Philippines. In: Suryadinata, L. (Ed.): *The Ethnic Chinese in the ASEAN-States: Bibliographical Essays*. Singapore, pp. 203-220.
- SEMPER, C. (1861/1977): Trip to the Northern Provinces of Luzon. In: *Southeast Asia and the Germans*. Tübingen/Basel, pp. 38-52.
- SENNETT, R. (1991): *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*. Frankfurt am Main.
- TEO, S.S. (1989): *The Lifestyle of the Badjaos. A Study in Education and Culture*. Manila.
- TURNER, M. (1991): Politics During the Transition in Zamboanga City. 1984-1988. In: Kerkvliet, B.J./Mojares, R.B. (Eds.): *From Marcos to Aquino*. Manila, pp. 13-24.
- TURNER, M. (1992): "One Whole Sorry Mess". The Zamboanga Hostage-taking Incident. In: Turner, M. et al. (Eds.): *Mindanao: Land of Unfulfilled Promises*. Quezon City, pp. 185-196.
- WARREN, J.F. (1985): *The Sulu Zone 1768-1898. The Dynamics of External Trade, Slavery, and Ethnicity in the Transformation of a Southeast Asian Maritime State*. Quezon City.
- WEBER, M. (1922/⁵1976): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Kap. IV: *Ethnische Gemeinschaftsbeziehungen*. Tübingen, S. 234-244.
- WENDT, R. (1994): *Kultureller Konflikt, kulturelle Mischung. Die Philippinen unter spanischer und amerikanischer Kolonialherrschaft*. In: Osterhammel, J. (Hrsg.): *Asien in der Neuzeit 1500 - 1950. Sieben historische Stationen*. Frankfurt am Main, pp. 47-64.
- WERNSTEDT, F.L./SPENCER, J.E. (1967): *The Philippine Island World*. Berkeley.
- WICKBERG, E. (1964): The Chinese Mestizo in Philippine History. In: *Journal of Southeast Asian History*, (5)1, pp. 62-100.
- WIRTH, L. (1938): Urbanism as a Way of Life. In: *American Journal of Sociology*, (44), pp. 1-24.

REINHARD DITTMANN**DIE INNEREN UND ÄUSSEREN GRENZEN DER MITTELASSYRISCHEN
RESIDENZSTADT KAR-TUKULTI-NINURTA/NORD-IRAQ**

Dargestellt werden die inneren und äußeren räumlichen Begrenzungen der mittelassyrischen Residenz- und Kultstadt Kar-Tukulti-Ninurta, die der mittelassyrische Herrscher Tukulti-Ninurta I. im ausgehenden 13. vorchristlichen Jahrhundert errichtete, sowie die zeitlichen Grenzen der Besiedlung. Soweit dies möglich ist, werden auch Angaben zur Binnenstruktur der Anlage getroffen, also auch soziale Abgrenzungen illustriert.

1. Die räumlichen und sozialen Grenzen der Stadt

Beide Arten von Begrenzung bedingen sich gegenseitig und werden deshalb hier zusammen erörtert. Die Stadt besteht im wesentlichen aus zwei Hauptbezirken: dem offiziellen Stadtbereich und der "Wohnstadt", also dem Bereich, in dem die Masse der Bevölkerung ansäßig war. Beide Bezirke sind durch eine innere Stadtmauer voneinander getrennt.

1.1 Die Wohnstadt

Über diesen Bereich der Stadt wissen wir, in Ermangelung von Ausgrabungen, nur sehr wenig. Eine erste Interpretation stützt sich auf Oberflächenuntersuchungen und auf die keilschriftlichen, d.h. textlichen Informationen.

1.1.1 Stadtmauer- und Kanalanlagen

Zum besseren Verständnis der Struktur der Stadt seien folgende Auszüge aus Königsinschriften des Tukulti-Ninurta I. vorangestellt.

"In diesen Tagen beehrte auf dem Ufer jenseits meiner Stadt der Gott Aššur, der Höchste, mein Herr, eine Kultstadt von mir und befahl, ihm ein Heiligtum zu errichten. Neben dem Aufenthaltsort der Götter baute ich eine große Kultstadt als Wohnsitz meiner Majestät, Kar-Tukulti-Ninurta nannte ich sie mit Namen. Mitten in ihr vollendete ich einen Tempel für Aššur, Adad, Šamaš, Ninurta, Nusku, Nergal, die Siebengottheit und Ištar, die großen Götter, meine Herren. Den (Kanal) *Pattu mēšari* [Kanal der Wohlfahrt] leitete ich breit hinein in ihre Wohnbezirke, aus dem Ertrag der Wasser dieses Kanals rüstete ich die ständigen Opfer für die großen Götter, meine Herren, auf immerdar. Inmitten dieser Stadt nahm ich umfangreiche Terrains zu Seiten des Tigris, 120 Ziegellagen baute ich É.GAL.ME.ŠĀR.RA (d.i.) <Haus der Gesamtheit> als Wohnsitz meiner Majestät.

In diesen Tagen erbaute ich die Mauer von Kar-Tukulti-Ninurta, der großen Kultstadt, als herrliches Denkmal meiner Herrschaft, von ihrem Fundament bis zu ihrer Abschlußschicht vollendete ich (sie) und legte meine Urkunde nieder.

Für zukünftige Tage: Ein zukünftiger Machthaber möge, wenn diese Mauer ins Altern kommt und verfällt, ihren verfallenen (Bau) neu aufführen, meine Urkunde möge er mit Öl salben, ein Opferlamm möge er opfern, an ihren Ort möge er sie zurückbringen. Aššur wird (dann) seine Gebete

erhöhen.

Wer (aber) diese Mauer zerstört und meine Urkunde und meine Namensinschrift beseitigt, Kar-Tukulti-Ninurta, die Kultstadt meiner Herrschaft, verläßt und aufgibt, dessen Königsherrschaft möge Aššur, mein Herr, stürzen, seine Waffen möge er zerbrechen, die Niederlage seiner Truppen möge er herbeiführen, seinen Grenzmarken möge er verkleinern und das Ende der Regierungsjahre möge er ihm bestimmen, seine Tage möge er verfinstern, seine Jahre möge er verbittern, seinen Namen und seinen Samen möge er im Lande vernichten."¹

Eine Textvariante nennt weitere Bauten:²

"...in diesen Tagen errichtete ich in meiner Stadt Kar-Tukulti-Ninurta, der Kultstadt, die ich baute, einen reinen Tempel, ein ehrfurchterbietendes Heiligtum als Wohnsitz für Assur meinen Herrn, É.KUR.ME.ŠĀR.RA nannte ich seinen Namen. Darin vollendete ich einen großen Tempelturm als Kultsockel für Assur, meinen Herrn, und legte meine Urkunde nieder..."

Eine erst kürzlich publizierte weitere Variante des Textes gibt Zusatzinformationen:

"...At the command of the god Aššur, the god who loves me I built before my city, Assur, a city for (the god) Assur on the opposite bank, besides the Tigris, in uncultivated plains and meadows where there was neither house nor dwelling, where no ruin hills of rubble had accumulated, and no bricks had been laid. I called it Kar-Tukulti-Ninurta. I surrounded it with two walls, I heaped up heaps of earth in front of the wall and I dug a big moat following the circumference of the wall. In my city Kar-Tukulti-Ninurta which I love I constructed magnificent daises to serve as armchairs for the great gods and goddesses, my lords. I cut straight as a string through rocky terrain, massive and strong mountains. I cut a wide path for two watercourses of life which carry abundance for my city Kar-Tukulti-Ninurta³. I transformed its plains into irrigated (fields). I arranged for regular offerings to Aššur and the great gods, my lords, in perpetuity from the fish (lit. produce) of the waters of that canal..."⁴

Zunächst ist festzuhalten, daß Tukulti-Ninurta I., vermeintlich auf Geheiß seines Gottes Aššur, die Stadt Kar-Tukulti-Ninurta für ein Heiligtum seines Gottes und als Wohnsitz für seine Majestät errichtet hat. Die Stadt ist von zwei Stadtmauern umgeben, hat Tempelanlagen, vor allem den Tempel für den assyrischen Nationalgott Aššur, mit einer Ziqqurrat (einem mehrstufigen Tempelturm), einen Palast mit einer Hochterrasse, sowie Wohnquartieren, die durch zwei Kanäle mit Wasser versorgt werden und das Ackerland bewässern. Durch die somit garantierten landwirtschaftlichen Erträge wurden die täglichen Opfer in den Tempeln ermöglicht.

Die aus den Texten abzuleitende Binnenstruktur der Siedlung konnte dank der Untersuchungen von W. Bachmann in der Winterkampagne von 1913-14 und den Arbeiten der Freien Universität Berlin in den Jahren 1986 und 1989 im wesentlichen erfaßt werden.⁵

1. E. Weidner, Die Inschriften Tukulti-Ninurtas I. und seiner Nachfolger, Archiv für Orientforschung, Beiheft 12 (1959) 25-26, Text 15.

2. Ibid., 28-29, Z. 109-117.

3. Ibid., 28, Text 16, 100-106 heißt es zusätzlich: "...Gewaltige Baustellen zerschnitt ich gleich einem Faden, die Enge hochragender Hochländer machte ich mit steinernem Bohrwerkzeug passierbar, ein *Staubecken*, das das Leben des Landes festigt, Fülle beibringt, legte ich breit an und die Fluren meiner Stadt machte ich zu Bewässerungs(land)."

4. K. Deller/A. Fadhil und K.M. Ahmad, Two New Royal Inscriptions Dealing with Construction Work in Kar-Tukulti-Ninurta, Baghdader Mitteilungen 25, 1994, 459-472, bes. 467.

5. Siehe zu den Grabungen der Winterkampagne 1913-14 von W. Bachmann: T. Eickhoff, Kar Tukulti Ninurta. Eine mittelassyrische Kult- und Residenzstadt, Abhandlungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 21 (1985). Zu den Untersuchungen von 1986 und 1989 cf. R. Dittmann et al., Vorläufiger Bericht über die von der Freien Universität

Die Ruine liegt auf osttigridischer Seite und ist, wie eine erst kürzlich wiederentdeckte Kartenskizze von W. Bachmann zeigt, angeschlossen an ein Kanalsystem, welches im Abstand von ca. 2-5 km vom Tigrissteilufer eine Bewässerung dieses Landstriches erst ermöglicht (Abb. 1). Dieser Typus von einem Hauptkanal mit abzweigenden Nebenkanälen zur Bewässerung von landwirtschaftlichen Nutzflächen, die auf hohen Steilufern liegen, ist auch, zeitgleich, durch die Untersuchungen des Grabungsteams der mittelassyrischen Provinzstadt Dur-Katlimmu am Khabur in Syrien bezeugt.⁶

Besonders der hier zitierte dritte Text ist von Interesse. Erstmals in der literarischen Überlieferung ist dort von zwei Stadtmauern von Kar-Tukulti-Ninurta die Rede, sowie von zwei Kanälen, die die Wohngebiete durchziehen (Abb. 2, 1-2. Nebenkanal). Die zweite Stadtmaueranlage war zu Zeiten von W. Bachmann noch unbekannt, und konnte erst 1989 aufgefunden, bzw. präziser "wiederentdeckt" werden, denn auf einer Kartenskizze von Bachmann, sowie auf einer weiteren Skizze, die in einer Sammlung von Plänen und Ruinenbeschreibungen 1992 in Dresden gefunden wurde, wird deutlich, daß die 1989 ermittelte südliche Stadtwallanlage im Grunde schon von Bachmann entdeckt und skizziert, jedoch ob der enormen Entfernung zu den von ihm ergrabenen Ruineteilen damit nicht verbunden, sondern auf die südlich anschließende Ruine Isdere bezogen wurde (Abb. 2, südliche Stadtmauer).⁷ Die Oberflächenuntersuchungen von 1989 machen es jedoch deutlich, daß es zwischen der von Bachmann ergrabenen "Stadtmauer" bis zur 1989 aufgespürten südlichen eine kontinuierliche Scherbenbelegung aus mittelassyrischer Zeit gibt. Ebenso konnte 1989 der im Text genannte zweite Kanal nachgewiesen, jedoch aus Zeitgründen bisher nur der Kanalkopf am Tigris kartiert werden (Abb. 2, 2. Nebenkanal - vermuteter Verlauf).

Auf der Kartenskizze ist eine weitere, diagonal verlaufende Wallanlage zu sehen, die Bachmann als parthisch auffaßte (Abb. 1 und 2, Wälle bei Isdere). Dieser Wall ist heute nicht mehr erkennbar und ist offenbar der rezenten Bebauung zum Opfer gefallen. Ob diese Anlage nicht doch mittelassyrisch zu datieren ist, ist unklar.

Berlin aus den Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der State Organization of Antiquities and Cultural Heritage der Republik Iraq in Kar Tukulti Ninurta unternommenen Untersuchungen, SUMER 46, 1989-90, 86-97; R. Dittmann et al., Untersuchungen in Kar-Tukulti-Ninurta (Tulul al-'Aqar) 1986, Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 120, 1988, 97-138; R. Dittmann, Ausgrabungen der Freien Universität Berlin in Assur und Kar-Tukulti-Ninurta/Iraq in den Jahren 1986-89, Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 122, 1990, 157-171; R. Dittmann, Assur und Kar-Tukulti-Ninurta. Die Kampagnen 1986, 1988 und 1989, American Journal of Archaeology 96, 1992, 307-312 (Übersetzt von K. Nashef); K. Bastert/R. Dittmann, Anmerkungen zu einigen Schmuckelementen eines mittelassyrischen Tempels in Kar-Tukulti-Ninurta, Altorientalische Forschungen 22, 1995, 8-29.

6. P.J. Ergenzinger/H. Kühne, in H. Kühne (Hrsg.), Die rezente Umwelt von Tall Šeh Hamad und Daten zur Umweltrekonstruktion der assyrischen Stadt Dur-Katlimmu, Berichte der Ausgrabung Tall Šeh Hamad/Dur Katlimmu (BATSH) 1 (1991) 163-190.

7. Der hier kurvisch-lineare Verlauf der Stadtmauer konnte noch nicht vermessen werden, sondern zeichnet sich so ähnlich im Gelände ab (Beobachtung 1989).

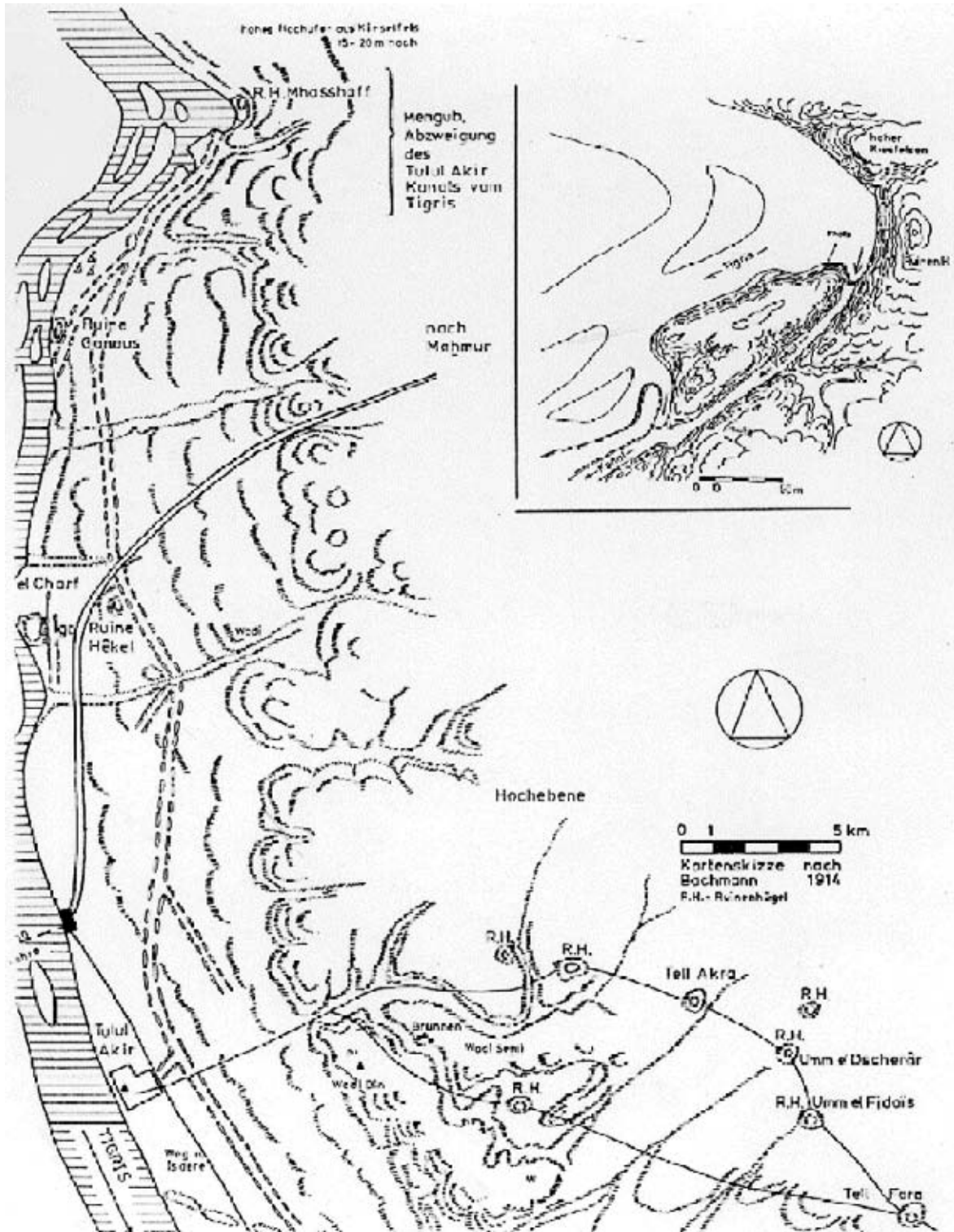


Abb. 1: Kartenskizze des Osttigrislandes von W. Bachmann, zum Druck durchgezeichnet vom Verfasser.

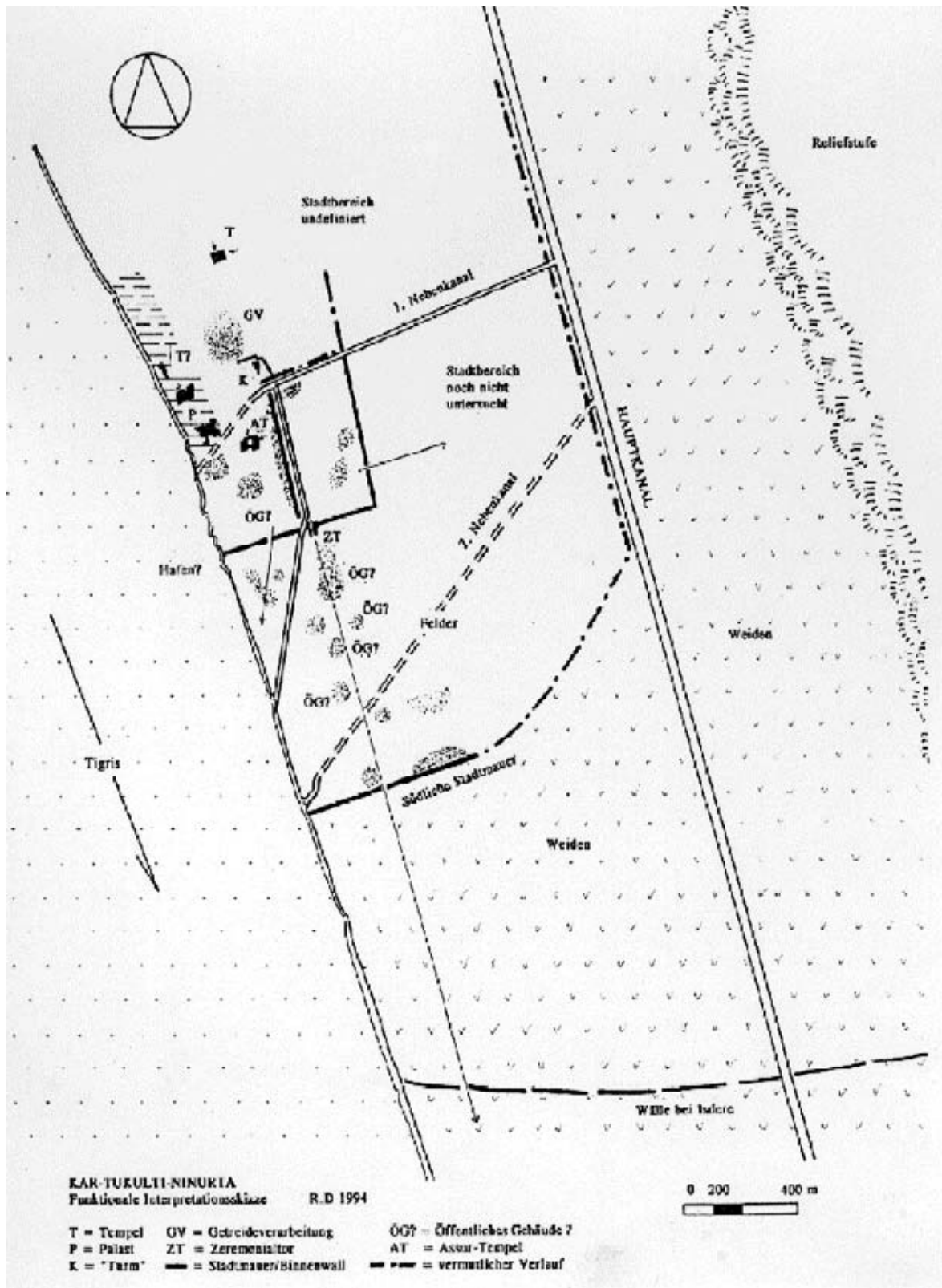


Abb. 2: Kar-Tukulti-Ninurta, funktionale Interpretationsskizze, n. Verfasser

Da sie aber den mittelassyrischen Kanal schneidet, bzw. über ihn hinausreicht, mag eine Datierung jünger als die mittelassyrische Zeit vielleicht nicht ausgeschlossen werden. Der ursprüngliche Ausgräber von Kar-Tukulti-Ninurta, W. Bachmann, bemerkt zu diesen Wällen folgendes in seinem Nachlaß:

"Die Sedde bei Isdere. Die Lage der Dämme siehe Karte [hier Abb. 1]. Höhe der Dämme [beträgt] ca 3-8 m. Nach Osten zu und in den mittleren Teilen [sind sie] am höchsten. Das eingeschlossene Terrain scheint aber ursprünglich ca 1,50-2 m tiefer als jetzt gelegen zu haben, wie der Querschnitt am Fluß zeigt [Abb. 3a-b]. Die Dämme bestehen aus einer Schüttung satten, gelben Lehm. Sie sind an den Seitenflächen mit großen Kieseln befestigt, die in Form von Stützdreiecken sich an den Lehmkern anlegen. Die Kiesel sind hier ebenfalls in gelben Lehm gebettet. Die Außenfläche der Dämme ist mit großen Kieseln in Netzform gepflastert und in die Netzfelder sind kleinere Kiesel eingedrückt. Diese Befestigung zieht sich im flachen Bogen bis tief unter das heutige Niveau der ganzen Senke. Ursprünglich war auch am Flußufer die Sedde geschlossen, man sieht an der Süddammlinie am Fluß noch Reste eines hier ziemlich scharf umbiegenden Dammes. Alles andere hat der Fluß abgetragen. Dort wo jetzt der Weg durch die Sedde im Süden durchführt, muß auch in früherer Zeit ein Durchlass gewesen sein. Es liegen hier Hellanquaden von mittlerer Größe die aus dem Dammstück ganz dicht am Flusse stammen. Die ganze Anlage scheint erst in nachassyrischer Zeit entstanden zu sein, da anliegende kleine Ruinen (wohl Wohnhäuser ursprünglich) alle in Gipsmörtel erbaut waren. Sicher ist das aber nicht. Vielleicht doch jungassyrische Anlage. Altassyrisch [d.h. eigentlich mittelassyrisch] nicht möglich, da die Sedde die Kanäle aus altassyrischer s.o.] Zeit kassiert hat."

Diese Kieselverzierung dürften sich nur auf der südlichen Wallanlage gefunden haben, denn an derjenigen, die wir als südliche Stadtmauer bezeichnet haben, waren keinerlei Spuren davon zu erkennen. Teile der südlichen Stadtmauer dienen heute einem Bewässerungsgraben als Untergrund.⁸ Neuassyrisch kann diese südliche Stadtmauer kaum datiert werden, da, wie erwähnt hier nur mittelassyrische Scherben bis an den Wall reichen.

In der "Wohnstadt" waren, neben Einheimischen (vor allem Beamten), eine Fülle von aus ihren Heimatländern deportierten Gefangenen der Feldzüge von Tukulti-Ninurta I. angesiedelt worden. Diese verschiedenen Bevölkerungsgruppen, deren patriarchalische Familienstruktur und ihr Sklavenbestand weitgehend unangetastet blieb, und die mit ihrem Vieh und sonstigem beweglichem Gut nach Assyrien übergesiedelt wurden, waren, der textlichen Überlieferung nach, in unterschiedliche administrative Verfügungsbereiche eingeteilt. Diesen standen jeweils bestimmte, namentlich überlieferte Verwaltungsbeamte vor.⁹ Es ist verlockend in den deutlichen Scherbenkonzentrationen in der südlichen Wohnstadt solche Verfügungsbereiche erkennen zu wollen (Abb. 2, gepunktete Bereiche).

8. Es ist nicht auszuschließen, daß diese Kieselverzierung bei Anlage des heutigen Bewässerungskanals zerstört wurde.

9. Zur Situation der Deportierten cf. H. Freydank, Zwei Verpflegungstexte aus Kar-Tukulti-Ninurta, *Altorientalische Forschungen* 1, 1974, 55-89; ders., Untersuchungen zur sozialen Struktur in mittelassyrischer Zeit, *Altorientalische Forschungen* 4, 1976, 111-130; ders., Zur Lage der deportierten Hurriter in Assyrien, *Altorientalische Forschungen* 7, 1980, 89-117.

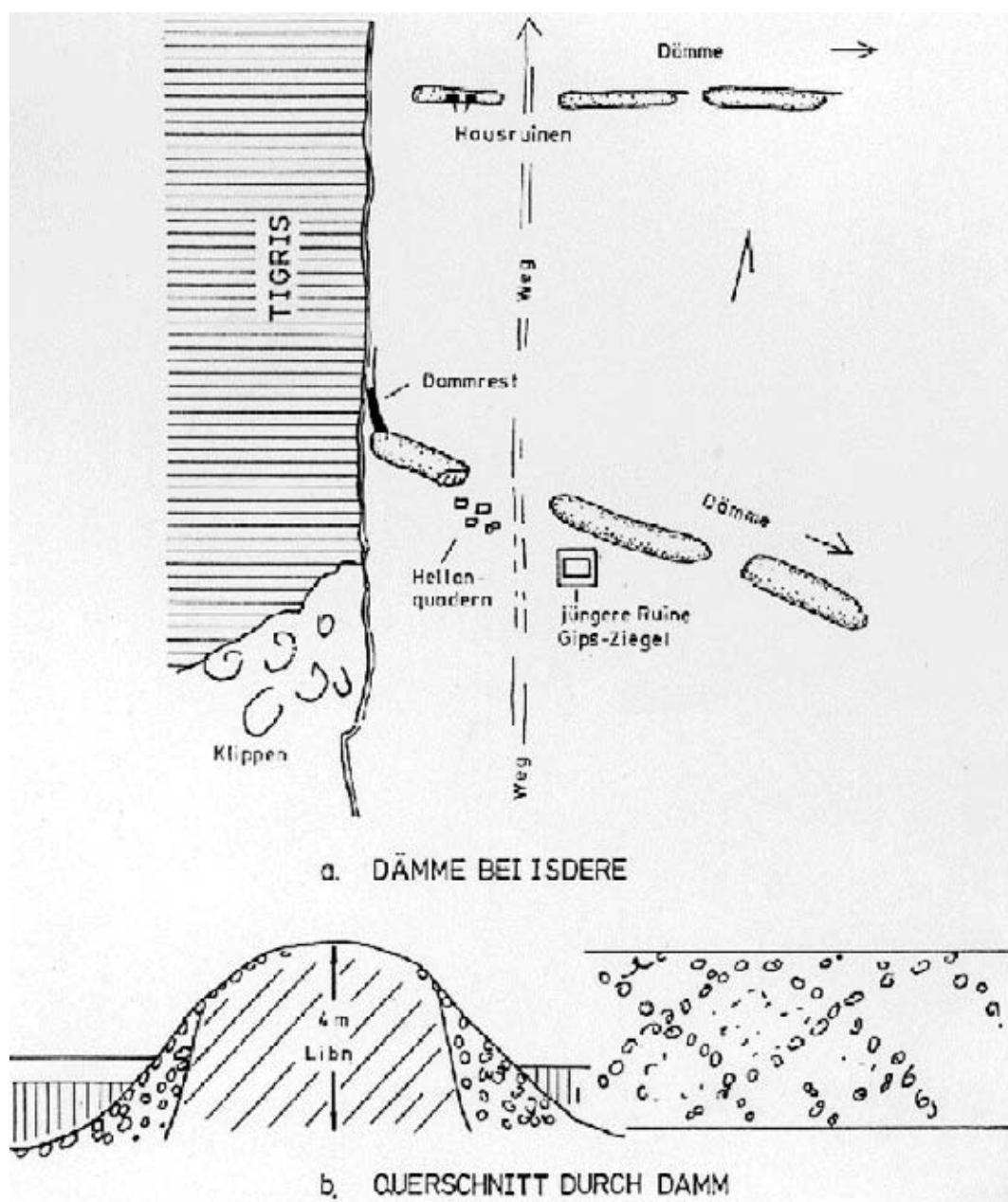


Abb. 3 a-b: Dämme bei Isdere; Querschnitt durch Damm. Skizze von W. Bachmann, zum Druck durchgezeichnet vom Verfasser.

Auch mögen hier durchaus hervorgehobene Bauten bestanden haben, wie der Befund vermuten läßt (Abb. 2, ÖG?).¹⁰

Die in den Texten erwähnten Saatfelder einiger deportierter Familien können sich auch durchaus außerhalb des eigentlichen Stadtmauerrings befunden haben, denn Regenfeldbau ist in diesem Bereich möglich. Ebenso dürften Fluren vor der Stadt auch als Weidegrund für das Vieh der

10. Besonders der Bereich unmittelbar südlich des Zeremonialtores des offiziellen Bereiches (Abb. 2, ÖG bei ZT) birgt mit einiger Gewißheit ein großes, wohl öffentliches Gebäude.

Deportierten genutzt worden sein. Die Deportierten dienten auch dem König, den schriftlichen Quellen nach wurde die Stadtmauer (oder zumindestens Teile davon) von hurritischen Deportierten gebaut, und diese und andere Gruppen, wie Kassiten, und Gefangene aus Nairi wurden dafür in Naturalien, in Form von täglichen Getreiderationen, entlohnt. Daneben wurde auch Wolle redistribuiert. Von den Ernteerträgen der Deportierten war die sogenannte *telitu*-Abgabe an die königlichen Speicher in Kar-Tukulti-Ninurta zu entrichten.

Den Texten nach gab es in Kar-Tukulti-Ninurta auch "Gefängnisse" in denen Mehl gemahlen wurde.¹¹ Östlich der Palastterrasse wurde bei den Oberflächenuntersuchungen von 1989 ein Bereich erfaßt, in dem Reibschalenfragmente häufig angetroffen wurden. Möglicherweise ist dieser Befund mit der textlichen Überlieferung zu verbinden (Abb. 2, GV).

Inwieweit die verschiedenen Gruppen an Deportierten auch räumlich voneinander getrennt wurden oder wer neben wem angesiedelt wurde, läßt sich aus den Quellen heraus nicht ermitteln.

1.2 Offizieller Bezirk der Anlage

Dieser ist durch eine Befestigungsanlage vom übrigen Stadtbezirk abgetrennt und selbst durch eine Binnenmauer weiter unterteilt. Vom Hauptkanal zweigt ein kleinerer Kanal von Osten in diesen Stadtteil ab, verläuft dann östlich der Binnenmauer, um direkt westlich neben dem Zeremonialtor den offiziellen Bezirk zu verlassen. Ein weiterer Strang dieses Kanals durchbricht die Binnenmauer in Richtung auf den Palast und verläuft möglicherweise zwischen der Palastterrasse und dem Assur-Tempel (Abb. 2, zwischen P und AT). Erschlossen wird dieser Stadtteil durch mehrere Tore: Der Westteil des offiziellen Bezirks hat ein noch unergrabenes eigenes Tor im Süden; dem entspricht für den Ostteil des Bezirkes das ergrabene Zeremonialtor (Abb. 2, ZT). Im Osten gibt es ein weiteres Tor und weitere sind zu vermuten.

Der Binnenwall knickt nördlich des sogenannten "Turmes K" (Abb. 2 und 4) nach Westen ab. Ob dieser Wall dann südlich der Zone, in der Getreide verarbeitet wurde, auf den Palast zuläuft ist noch undeutlich, wie überhaupt die Nordgrenze des offiziellen Bereichs und der Stadt überhaupt noch zu definieren ist. 1989 gelang es nicht, eine Begrenzung im Gelände zu erfassen. Wahrscheinlich ist diese rezenten Planierarbeiten zum Opfer gefallen.

Über den Ostteil des offiziellen Bereiches lassen sich keine Angaben machen. Dies umso mehr, als zwei rezente Dörfer, Tulul al-Aqir im Süden und Naif'eh im Norden, weite Teile dieses Bezirkes heute überlagern (Abb. 4). Gemessen an der Nähe zum Palast und den Tempeln dürften hier aber hohe Beamte und wohl auch Mannschaften lokalisiert werden. Solche Baulichkeiten sind auch westlich an den Binnenwall angelehnt zu vermuten.

11. H. Freydank, Zwei Verpflegungstexte aus Kar-Tukulti-Ninurta, *Altorientalische Forschungen* 1, 56, VAT 17 999, I, 1-6.

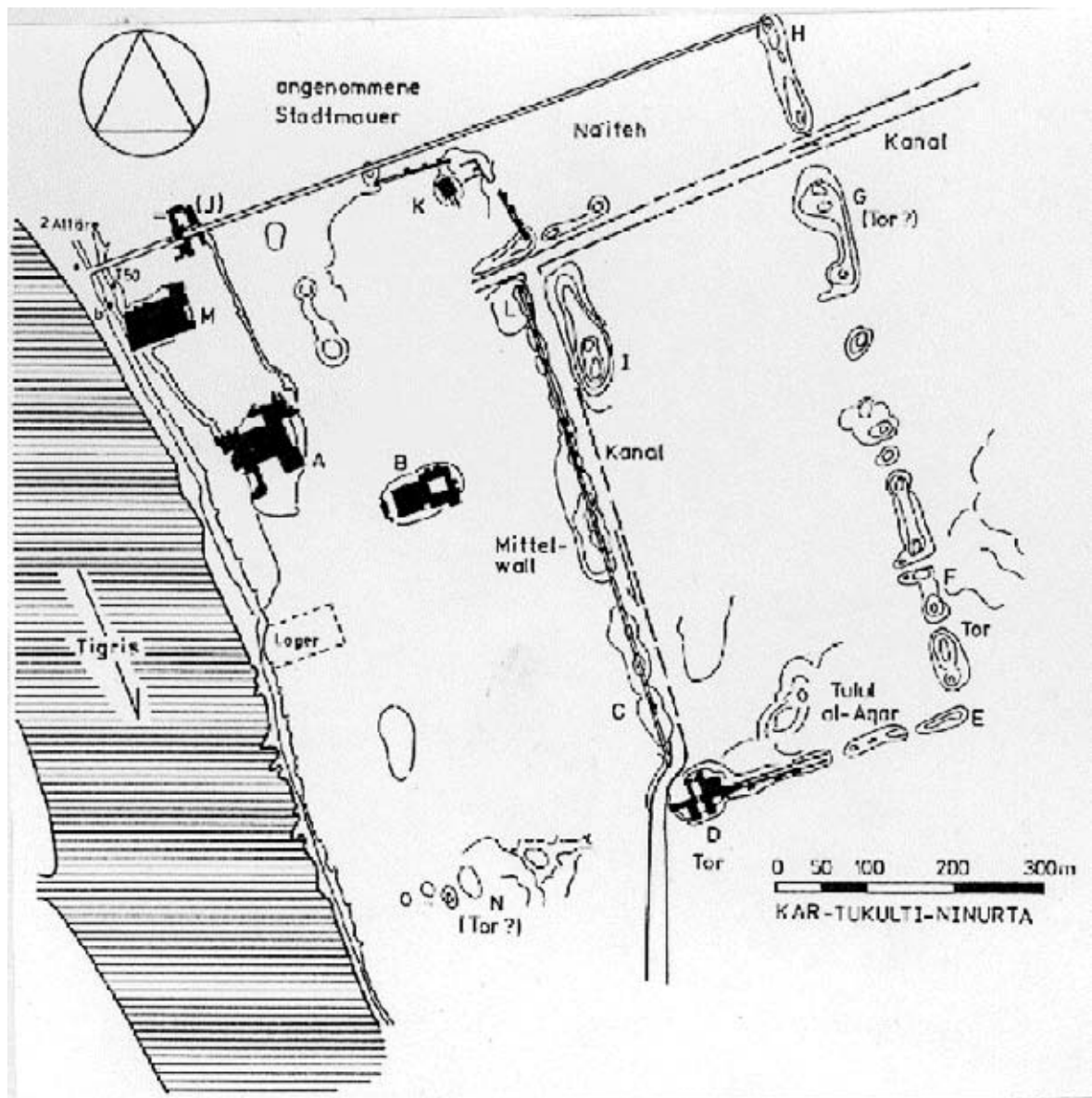


Abb. 4: Schematischer Plan des offiziellen Stadtteils von Kar-Tukulti-Ninurta, n. Verfasser

Der Westteil des offiziellen Bezirks ist dagegen durch seine Bauten klar definiert. Ob es jedoch eine direkte Verbindung zwischen dem Ost- und Westteil des offiziellen Bezirks, mit Ausnahme des Kanals, gegeben hat, ist unklar. Ein solcher Durchbruch könnte nordöstlich hinter dem Turm K bestanden haben (Abb. 4-5).¹² Direkt am Tigrisufer befindet sich die eigentliche Palastanlage (Abb. 2, P und Abb. 4, A+M). Diese besteht aus einer gewaltigen, ehemals gut 18 m hohen Terrasse im Süden der Anlage (Abb. 4, A und Abb. 6), mit südlich anschließenden Magazin-, Wirtschafts- und

¹² Hier widersprechen sich Bachmanns Unterlagen. Nach dem Endplanum, welches T. Eickhoff op. cit., 25 Abb. 5 vorgelegt hat, wäre nordöstlich hinter "Turm K" ein kleines Gebäude zu lokalisieren. Auf einer Skizze aus Bachmanns Tagebuch (Abb. 5) ist dagegen ein Tor in diesem Bereich nicht unwahrscheinlich.

Kult(?)einrichtungen, sowie einem noch unausgegrabenen größeren Komplex, südlich des vermeintlichen Kanalverlaufes.¹³ Auf dieser Terrasse befand sich einst der eigentliche Palast, der mit Wandmalereien reich geschmückt war.¹⁴ Allerdings ist dieser der Erosion vollständig zum Opfer gefallen.

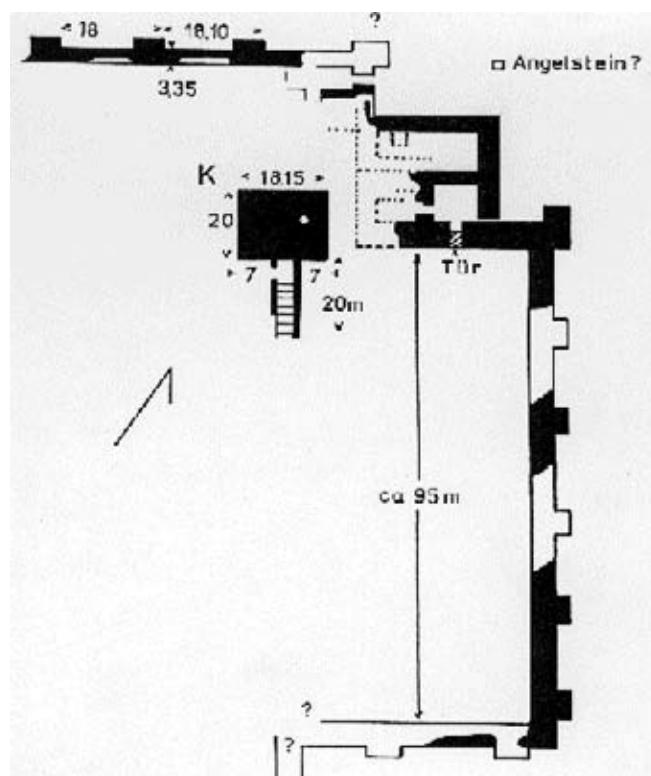


Abb. 5: "Turm K", Tagebuchskizze von W. Bachmann, zum Druck durchgezeichnet vom Verfasser

Nördlich schließt eine flache Schutterraße an, die sicher als ein Bereich von Raumzungen und Hofsystemen zu interpretieren ist. Der anschließende Kopfbau im Norden (Abb. 4, M), der sogenannte Nordpalast, erschließt die gesamte Anlage und hier findet sich auch ein größerer Repräsentationssaal. Dieses imposante Gebäude steht heute noch zu gut 7 m (Abb. 7) an.

13. Die Vermessungsarbeiten zum Höhenschichtenplan der Ruine lassen hier südlich des ergrabenen Befundes von Bachmann und dem vermuteten Kanalverlauf eine leichte Erhebung von ca 45 x 50 m Fläche und gut 1,5-2 m Höhe erkennen. Hierbei dürfte es sich um ein öffentliches Bauwerk handeln. Ähnliches ist auch etwas südöstlich davon zu vermuten, hier fanden sich u.a. Handkonsolenfragmente aus dem 9. vorchristlichen Jahrhundert: R. Dittmann et al., Untersuchungen in Kar-Tukulti-Ninurta (Tulal al- 'Aqar) 1986, MDOG 120, 1988, 120 Abb. 22.

14. W. Andrae, Farbige Keramik aus Assur (1923) 11f., Taf. 1-4.

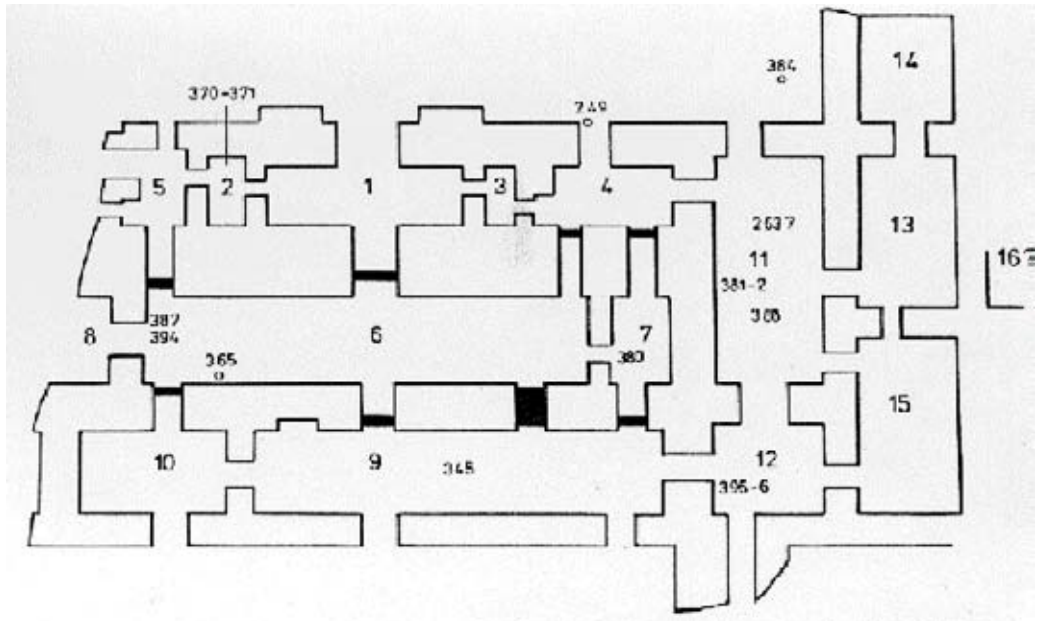


Abb. 7: Schematischer Plan des Nordpalastes, n.W. Bachmann, zum Druck durchgezeichnet vom Verfasser

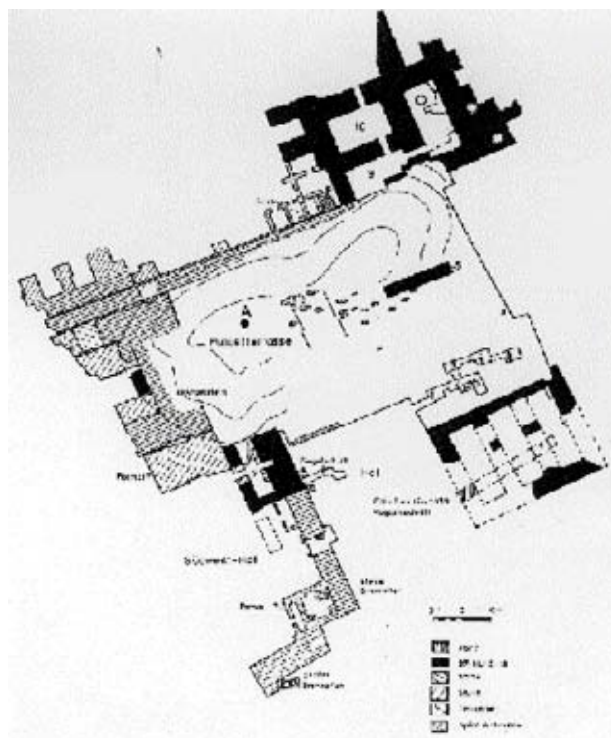


Abb. 6: Bauphase des Südpalastes, nach Vorlagen von W. Bachmann vom Verfasser erstellt

Bachmann interpretierte die beiden ergrabenen Palastteile als Sommer- (= Süd) und Winter-Palast (=Nord).¹⁵ Diese Erklärung ist verlockend, jedoch mögen auch andere Gründe für die unterschiedlichen Hervorhebungen der beiden Palastteile verantwortlich sein.

Südöstlich der Südpalastterrasse befindet sich der Aššur-Tempel mit der Ziqqurrat (Abb. 4, B und Abb. 8). Letztere dürfte ursprünglich maximal 30 m hoch gewesen sein. Geht man davon aus, daß auf der benachbarten Südpalastterrasse der eigentliche Palast ab 18 m über der Ebene einsetzte und dieser ein Stockwerk von ca 7 m Höhe hatte, so befand sich dieses erste Stockwerk schon mit seiner Oberkante bei 25 m. Ein zu vermutendes zweites Stockwerk würde dann ab dieser Höhe einsetzen und der König im Palast und der Nationalgott Aššur auf seinem Hochtempel auf der Ziqqurrat befänden sich ungefähr auf gleichem Niveau!

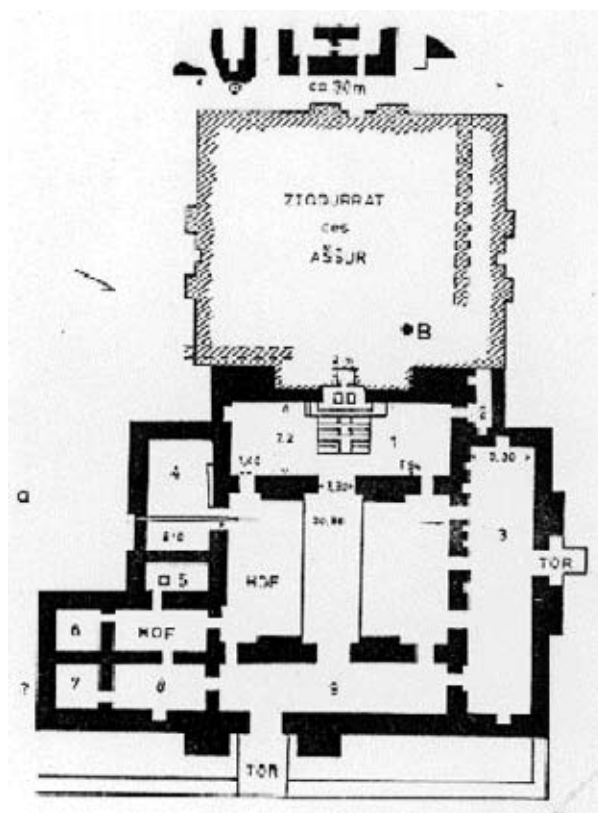


Abb. 8: Assur-Tempel und Ziqqurrat. Tagebuchskizze von W. Bachmann, zum Druck durchgezeichnet vom Verfasser

Eine gewisse Parallele erfährt dieser Befund im Bereich des Nordpalastteiles, denn auch diesem ist östlich eine Art Stufenturm zugeordnet, in Form von "Turm K", einer Art Mini-Ziqqurrat¹⁶ von 18

15. In einem Manuskript von Bachmann, mit dem Titel "Der Palast in Kar-Tukulti-Ninib [alte Lesung für Ninurta]" heißt es: "Der südliche Palastrakt mit einer mächtigen Terrasse könnte dann der Sommerpalast, der nördliche mit den auffallend starken Wänden, der Winterpalast gewesen sein".

16. Eickhoff op. cit., 24 Abb. 5-6 spricht, sich auf die Ausgräber berufend, von einem Areal mit einem Turm und einem Lager für die Besatzung, bringt also den "Turm" in einen fortifikatorischen Zusammenhang. Der Fund einer Fritterosette (T 391 "Auf Kuppe K, am Turm-Süd") spricht eher für einen kultischen Kontext!

m Seitenlänge, erschlossen von einer von Süden anliegenden Rampe (Abb. 5). Nördlich des Nordpalastes schließen weitere offizielle Bauten an. 1989 wurde dort ein monumentaler Bau angeschnitten (Abb. 2, T), dessen Schmuckelemente vielleicht darauf hinweisen, daß es sich hierbei um einen Kultbau handeln könnte.¹⁷ Gesicherte Tempel liegen jedoch nur mit dem schon erwähnten Aššur-Tempel und dem 1989 ergrabenen Tempel in Tell O (Abb. 9) vor.

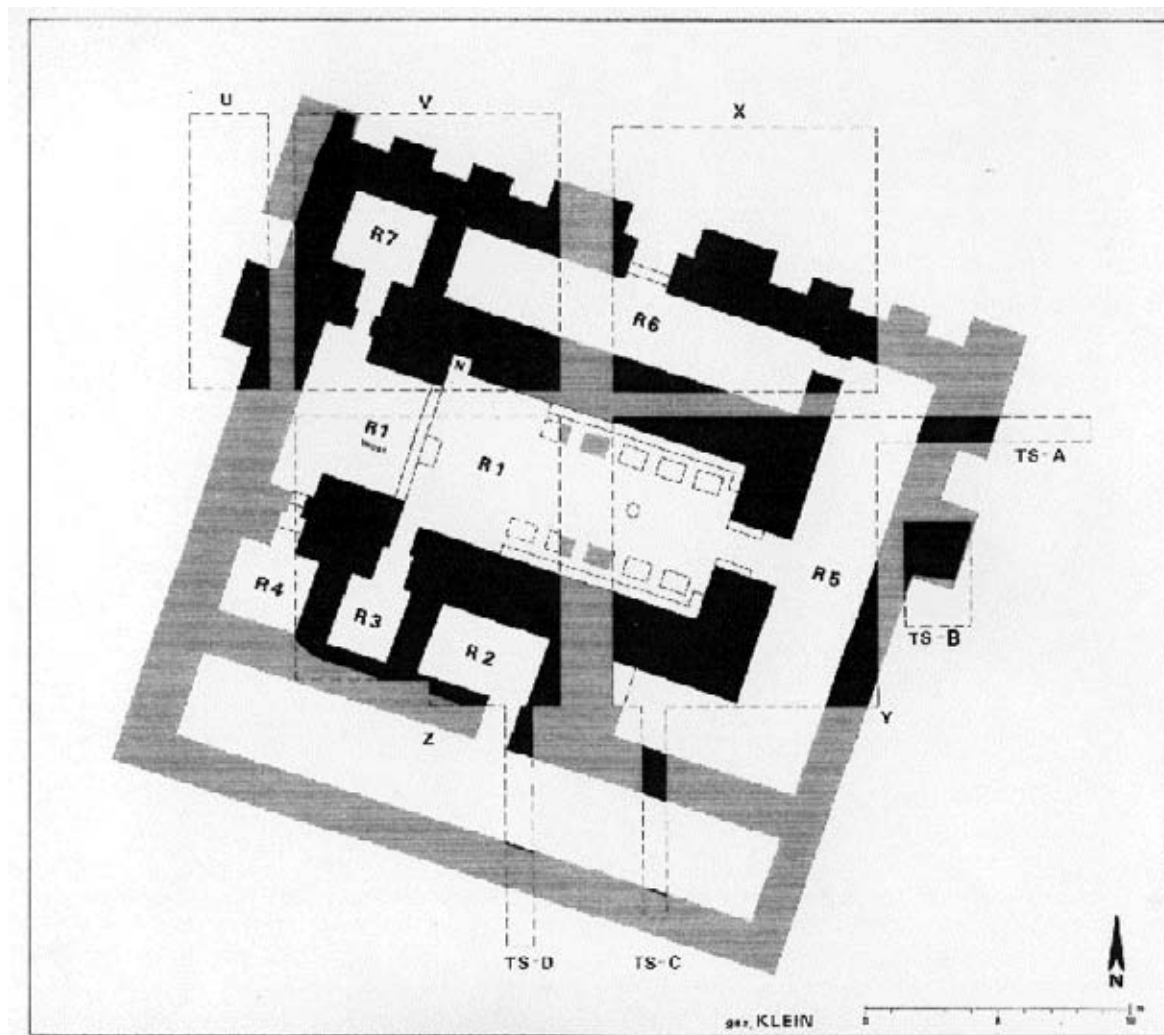


Abb. 9: Tempel in Tell O. Aufnahme: M. Springer, 1989; Zum Druck gezeichnet von R. Klein

2. Zeitliche Grenzen

Bachmann vermutet für den Aššur-Tempel mit der Ziqqurrat einen Peribolos. Inwieweit auch der Tempel in Tell O ehemals einen Zingel als Abgrenzung hatte, ist unklar. Beide Tempel haben Zugänge, die sie von N/NW her erschließen. Der Aššur-Tempel hat ferner einen Haupteingang von

¹⁷ K. Bastert/R. Dittmann, Anmerkungen zu einigen Schmuckelementen eines mittelassyrischen Tempels in Kar-Tukulti-Ninurta (Iraq), AoF 22, 1995, 8-29, Abb. 12.

Osten her. Ob solch eine Begehungsrichtung auch für den Tempel in Tell O angesetzt werden kann, ist anhand des schlechten Erhaltungszustandes nicht mehr zu entscheiden. Ebenso ist die hier verehrte Gottheit noch unidentifiziert. Gleiches gilt für den möglichen Tempelbereich unmittelbar nördlich des Nordpalastes. Diese sind verhältnismäßig klar zu definieren. Den Inschriften und dem archäologischen Befund nach hat Tukulti-Ninurta I. seine Stadt auf jungfräulichem Boden gegründet. Zumindest glaubte er dies, denn die Oberflächenuntersuchungen von 1989 haben für den Südtel der Anlage Scherbenfunde erbracht, die in die ältere altassyrische Zeit datiert werden können. Allerdings war diese Besiedlung längst wüst gefallen und ohne erkennbare Spuren, als der König sein Werk begann.

Strittig ist wann Tukulti-Ninurta I. mit dem Bau begann. In der Literatur wird allgemein ein Termin um die Mitte seiner Regierungszeit (11. Jahr ?), nach seinem Sieg und die Gefangennahme des Kassitenherrschers Kaštiliaš IV. angesetzt. Ein jüngst bekannt gemachtes Textfragment läßt aber vermuten, daß der Baubeginn schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft einsetzte.¹⁸ Dafür sprechen auch weitere Befunde: zum einen Lehmziegel mit dem Palaststempel seines Vaters Salmanasser I.,¹⁹ die sicher nicht allzulange nach dessen Tod verwendet wurden, sowie ein Rollsiegel aus Bergkristall,²⁰ gefunden im Tempel von Tell O, welches stilistisch entweder auf den Großvater des Tukulti Ninurta I., Adad-Nerari I. oder allerspätstens in die frühe Regierungszeit seines Vaters Salmanasser I. datiert. Sollte dieses Siegel einem Priester oder ähnlichem, der in Tell O tätig war, gehört haben, so müßte dieser Mann schon recht alt gewesen sein, als der Tempel gegründet wurde und dies kann dann nicht allzulange vom Regierungsantritt des Tukulti-Ninurta I. zeitlich entfernt gewesen sein. Zu nennen sind auch die diversen Bauphasen am Südpalast, die kaum ausschließlich in die letzten 26 Jahre seiner Herrschaft datieren dürften. In diesem Zusammenhang ist auch eine andere Beobachtung von Interesse: Ursprünglich befanden sich im Bereich der Südpalastterrasse ebenerdige Bauten, darunter ein, anhand seiner Rillenverzierten Fassade sicher zu identifizierender Kultbau, der dann zu einem späteren Zeitpunkt von der Aufschüttung der gewaltigen Terrasse kassiert wurde (Abb. 6, Schraffur der Lehmziegel von 35/14 cm). Wann dies geschah ist unklar, jedoch scheint diese bauliche Gigantomanie in bestem Einklang mit einem anderen Befund zu stehen, nämlich mit der schon an Größenwahn gemahnen Titulatur, die der König nach seinem Sieg über die Kassiten, die Gefangennahme des Kassitenherrschers und der vermeintlichen Deportation²¹ des babylonischen Nationalgottes Marduk nach Assyrien annahm:

"Tukulti-Ninurta, der König der Gesamtheit, der mächtige König, der König des Landes Assyrien, der König des Landes Sumer und (des Landes) der Akkader, der König der vier Weltteile, der Günstling des Aššur und des Šamaš (bin) ich - der gepriesene Machthaber, der König von Enlils Gunst, der mit dem Heile seines Stabes sein Land friedlich weidet, der oberste Sühnepriester, berufen von Anu, der in der *Zornesgewalt* seines Kriegertums die Machthaber, die Könige insgesamt niederzwingt, der rechtmäßige Hirte, nach dem Eas Herz Verlangen trägt, der über die vier Weltteile im Triumph seine Namen setzt, der erhabene Priester, der Liebling des Sin, der mit der

18. H. Freydank, Beiträge zur mittellassyrischen Chronologie und Geschichte, Schriften zur Geschichte und Kultur des Alten Orient 21 (1991) 50, VAT 19 546.

19. R. Dittmann et al., Untersuchungen in Kur-Tukulti-Ninurta (Tulal al-'Aqar) 1986, MDOG 120, 1988, 115ff., Abb. 17, nordwestlich des Nordpalastes gefunden.

20. R. Dittmann, Ausgrabungen der Freien Universität Berlin in Assur und Kar-Tukulti-Ninurta in den Jahren 1986-89, MDOG 122, 1990, 170 Abb. 12.

21. Ob Marduk wirklich deportiert wurde ist fraglich, cf. W. Mayer, Der babylonische Feldzug Tukulti-Ninurtas I. von Assyrien, Studi Epigrafici e Linguistici sul Vicino Oriente antico 5, 1988, 143-161, bes. 154-155.

Ordnungskraft des Zepters Menschen und Ortschaften in Ordnung hält, der tapfere Held, berührt von Adads Hand, der in den Regierungsjahren seiner Königsherrschaft die Fülle des Überflusses immer erneuert, der mächtige Mann, der Günstling des Ninurta, der mit dem Triumph seiner Machtfülle die Gesamtheit der Weltteile *umspannt*, der tatkräftige Starke, der Liebling der Ištar, der den Tribut der Länder von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang empfängt, der Sohn des Salmanasser, des Königs der Gesamtheit, des Königs von Assyrien, des Sohnes des Adadnarâri, ebenfalls König der Gesamtheit, Königs des Landes Assyrien....".²²

Diese Titulatur paßt bestens zur baulichen Häresie der Plazierung des Königs auf gleichem Niveau wie der Nationalgott Aššur!

Das Ende ist vorprogrammiert: In seinem 37. Regierungsjahr kommt es zur Revolte, nicht zuletzt, weil Tukulti-Ninurtas "Bauwahn" und Militäreskapaden das Land ausgeblutet hatten.²³ Sein Sohn (?) stürmt den Palast, schließt Tukulti-Ninurta I. darin ein und dieser kommt zu Tode. Denkbar ist, daß die Türblockaden im Bereich des Repräsentationsraumes im Nordpalast (Abb. 7. schwarze dicke Linien) auf diese Nachricht aus der babylonischen Chronik P verweisen.²⁴

Kar-Tukulti-Ninurta bleibt dann zwar bis zum Ende des Assyrerreiches besiedelt, jedoch ist die Siedlungsfläche stark reduziert und die Stadt hat ihre hervorgehobene Funktion eingebüßt. Spärlichste Siedlungsspuren aus dem islamischen Mittelalter verdienen noch Erwähnung. Die Ruine war dann später kaum besiedelt und diente vornehmlich als Weideland. Erst Mitte der sechziger Jahre, mit dem Einsatz von Dieselpumpen, konnte das Stadtgebiet über das Tigris-steilufer wieder bewässert und in größerem Umfang besiedelt werden. Die großartige Kanalanlage des mittelassyrischen Herrschers war längst verfallen und eine Wiederbelebung wahrscheinlich zu kostspielig.

Tukulti-Ninurta I. scheiterte, weil er die Grenzen, die die Götter den Herrschern setzen, überschritten hat. Eine vergebliche Mahnung auch für spätere Zeiten.

22. E. Weidner, Die Inschriften Tukulti-Ninurtas I. und seiner Nachfolger, Archiv für Orientforschung, Beiheft 12 (1959) 26, Text 16 I,1-26.

23. E. Weidner, Studien zur Zeitgeschichte Tukulti-Ninurtas I., Archiv für Orientforschung 13, 1939-41, 109-124, bes. 123.

24. Zur Glaubwürdigkeit von Chronik P cf. aber W. Mayer op. cit.

KARL VORLAUFER**INNERSTÄDTISCHE GRENZEN IN STÄDTEN TROPISCH AFRIKAS: TRIBALISMUS,
SEGREGATION UND INTEGRATION IM RAHMEN DES
URBANISIERUNGSPROZESSES****I. "Tribalismus" und Ethnizität in Afrika**

Tribalismus und ethnische Konflikte kennzeichnen Geschichte und Gegenwart Afrikas - blutige Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Ethnien erschüttern viele Staaten des Kontinents. Die Liste der Länder mit auch und vorrangig ethnisch bedingten Bürgerkriegen umfaßt u.a. Nigeria mit Biafra, Uganda, Burundi, Liberia, den Süd-Sudan und - ein heute bedrückendes Beispiel - Ruanda. Latente ethnische Konflikte, die häufig in Eruptionen und Gewalt einmünden, kennzeichnen zudem die innenpolitische Situation auch vieler anderer, oft nur scheinbar befriedeter Staaten Afrikas, denen es nur selten gelungen ist, die oft große Zahl von Völkern mit häufig eigenständiger Sprache und Kultur, unterschiedlichen Wirtschaftsinteressen und auch oft extrem unterschiedlicher wirtschaftlicher und politischer Macht zu einer Gesellschaft mit gemeinsamer Identität, zu einer Nation zusammenzuführen, obwohl im nachkolonialen Afrika fast alle Staaten dieses Ziel unter dem Motto "Nation Building" zu erreichen versuchten. Selbst Staaten mit einer anscheinend oder scheinbar sprachlich und sozio-kulturell homogenen Bevölkerung sind infolge von Interessengegensätzen und permanenter Konflikte zwischen verschiedenen, durch eine gewisse eigene Ethnizität gekennzeichneten Untergruppen, z.B. den Clans eines Volkes, kaum existenzfähig, wie die Beispiele Somalia und Ruanda eindrucksvoll veranschaulichen.

Diese ethnischen Konflikte werden häufig als koloniales Erbe definiert u.a. deshalb, weil

1. die aus der Kolonialzeit übernommenen Grenzen der unabhängigen Staaten einerseits Siedlungsräume verschiedener Völker zerschneiden und andererseits Ethnien zusammenfassen, die aufgrund ihrer linguistischen und sozio-kulturellen Eigenständigkeit und ihrer spezifischen ökonomischen Lage kaum ähnliche Interessen in einen gemeinsamen Staat einbringen können und
2. zumindest in weiten Räumen des vorkolonialen Schwarz-Afrika die Bevölkerung auf der Grundlage der Subsistenzproduktion segmentär gegliedert war, keine zentrale Organisationsstruktur und Herrschaft aufwies, sondern aus vielen kleinen lokalen Elementen bestand, das Bewußtsein einer über den lokalen Raum hinausgehenden Zugehörigkeit zu einer größeren Bevölkerungsgruppe, zu einer Ethnie oder zu einem Volk, selten und nur rudimentär bestand.

Vor allem in den britischen Kolonien führte die von den Kolonialherren praktizierte Herrschaftstechnik der "indirect rule" zur Entfaltung und Stärkung ethnischer bzw. tribalistischer Identität u.a., weil die Kolonialherren die Bevölkerung mit gleicher Sprache oft erstmals in Verwaltungsterritorien zusammenfaßten und diesen so entstandenen neuen Einheiten eine gewisse Selbstverwaltung und Verwaltungsspitzen, Chiefs und Paramounts Chiefs, zugestanden, obwohl derartige hierarchisch und zentralistisch strukturierte Gesellschaften vorher nicht oder nur rudimentär bestanden. In Verbindung mit dem Prinzip "teile und herrsche" und dem Konzept der "getrennten Entwicklung" für die sich nun herausbildenden unverwechselbaren, kulturell und sprachlich distinkten Stämme wurde der Prozeß der Herausbildung zahlreicher ethnischer Identitäten in den Kolonien gefördert (s. dazu LENTZ o.J.).

In den überwiegend agrarwirtschaftlich und zudem weithin subsistenzwirtschaftlich ausgerichteten

Gesellschaften waren Zuweisung und Aufrechterhaltung jeweils getrennter Siedlungsräume für die sich nun schnell herausbildenden Bevölkerungsgruppen als Ethnien oder Stämme zunächst noch möglich, zumal in einigen Ländern, insbesondere mit großen europäischen Siedlerkolonien, wie etwa in Kenya, Zimbabwe oder Sambia, den einzelnen Ethnien exklusive Siedlungsrechte in denen ihnen zugewiesenen Reservaten, den Reserves und Homelands, zugestanden wurden. Eine räumliche Durchmischung verschiedener, sprachlich und kulturell distinkter Bevölkerungsgruppen erfolgte im ländlichen Raum kaum. Lediglich in den, in das Weltwirtschaftssystem eingebundenen, durch exogene Faktoren dominierten, zunächst noch kleinen Siedlungsräumen, wie den Städten, den Bergbaurevieren, den Plantagenstandorten oder den großbetrieblich strukturierten Agrarräumen europäischer Siedler, bildeten sich durch die Zuwanderung der benötigten Arbeitskräfte aus verschiedenen Landesteilen ethnisch heterogene Bevölkerungsfraktionen.

Vor allem die überwiegend erst in der Kolonialzeit entstandenen Städte entfalteten sich zu großen und dynamischen Zentren der Zuwanderung - hier mußten nun häufig erstmals Angehörige verschiedener Sprach- und Religionsgruppen, Kulturen und Völker auf relativ engem Raum zusammenleben. Die Stadt konnte einmal die Funktion eines ethnischen Schmelztiegels übernehmen und so zum Kristallisationskern der von den unabhängigen Staaten fast stets erhofften "National Building" werden, in dem über eine Integration der verschiedenen Zuwanderergruppen eine urbane, multikulturelle oder pan-ethnische Gesellschaft entsteht. Zum anderen konnte die Stadt sich aber auch zum Mikrokosmos der durch ethnische Unterschiede und Gegensätze gekennzeichneten Staaten entfalten, wo sich diese Gegensätze bündeln, verschärfen und so in offene Konflikte einmünden können. Die im Staatsterritorium mehr oder weniger deutlich ausgeprägten materiellen und immateriellen Grenzen zwischen den Ethnien können somit einerseits in der Stadt aufgehoben, andererseits auch in die Zuwanderungszentren transferiert und evtl. sogar akzentuiert werden. Beide denkbaren Prozesse sind in der Tat mit der Verstädterung und Urbanisierung in weiten Räumen Afrikas verbunden, wobei es durchaus typisch ist, daß die beiden scheinbar inkompatiblen Prozesse, die Integration einerseits und die Segregation andererseits, selbst innerhalb einer Person gleichzeitig ablaufen, sich zu einer Einheit verschränken können.

Noch in der Kolonialzeit wurde von Wissenschaftlern und Kolonialbeamten (VORLAUFER 1973) erkannt, daß in den Städten der Migrant mit der Zuwanderung notwendigerweise zumindest partiell in ein neues, exogenes, auf Pan-Ethnizität angelegtes, d.h. städtisches Sozialsystem eingebunden wird, da er z.B. an seinem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz, evtl. auch in seiner Wohnsiedlung, mit Angehörigen anderer Ethnien zusammenkommt, deren Lebensstile, Werte und Normensysteme kennenlernt und zumindest in einem gewisse Maße akzeptieren muß. Mit der Übernahme einer Tätigkeit in einem städtischen Arbeitsbereich ist zudem nicht nur eine gewisse Akzeptanz der Lebensstile von Migranten anderer Ethnien, sondern auch die Übernahme neuer, mit der modernen Arbeitswelt verknüpfter Normen und Werte verbunden, die ethno-neutral sind. Gleichzeitig löst sich der Migrant mit der - auch bei der zunächst vorherrschenden vorübergehenden - Abwanderung aus der Heimat zumindest räumlich aus dem überkommenen Sozialsystem mit seinen oft rigiden sozialen Kontrollen und Verpflichtungen. Dieser Prozeß der zumindest partiellen Lösung von überkommenen Normen und der Übernahme neuer Werte wird als Detribalisierung bezeichnet. Dem steht eine weithin zu beobachtende Re- oder sogar Übertribalisierung (supertribalization bei SOUTHALL 1970) gegenüber: Das Hinüberwechseln des Migranten aus dem ländlichen, ethnisch und kulturell homogenen Raum mit seinen tradierten Netzen sozialer Sicherheit in die neue Lebenswelt, in eine relativ ungesicherte soziale Existenz in der Stadt ist für den Einzelnen mit schwierigen sozialen, wirtschaftlichen und physischen Anpassungsprozessen und großen Spannungen verbunden. Die Rückbesinnung auf die eigene Herkunft und Identität, die Aufrechterhaltung und Sicherung der Bindungen an die Heimat und an Angehörige des eigenen Volkes, des Clans, der

Großfamilie oder an ehemalige Mitbewohner des Heimatdorfes in der Stadt vermitteln soziale und psychische Stabilität. Oft vollzieht sich bei den neuen Stadtbewohnern sogar eine Wiederbelebung und Überbetonung in der Heimat bereits weniger beachteter tradierter Werte, ja häufig sogar die Etablierung und Herausbildung neuer, nur scheinbar traditioneller ethno-zentrierter Kulturmuster.

Im Kampf um die extrem knappen städtischen Ressourcen, wie Arbeitsplätze, Land, Wohnungen oder Ausbildung, ist es im Zuge der wachsenden Verelendung zunehmend größerer Bevölkerungsteile für den Einzelnen oft unumgänglich, sich auf die überkommenen und im ländlichen Raum (lange) bewährten Sozialbeziehungen zu besinnen, denn Solidaritätsleistungen und reziproke Beziehungen realisieren sich in Anbetracht verschärfter Verteilungskämpfe überwiegend zunächst noch auf Basis großfamiliärer, dann auf tribaler, ethnischer oder landsmännischer Herkunft. Dieser Prozeß wird dadurch verschärft, daß sich auch die strategischen Gruppen (EVERS, SCHIEL 1988) in der Stadt, die die von ihnen kontrollierten städtischen Ressourcen zur langfristigen Sicherung ihrer Positionen einsetzen, ethno-orientiert sind. Die politischen Instrumente der strategischen Gruppen, die politischen Parteien in den wenigen Mehrparteien-Staaten oder Fraktionen in den Staatsparteien, konstituieren sich noch vornehmlich nach ethnischen Kriterien.

Nur in wenigen Staaten zeigen sich Ansätze zur Herausbildung einer nationalen, pan-ethnischen herrschenden Klasse mit gemeinsamen Interessen und Organisationsstrukturen. BATES (1974) vertritt die Ansicht, daß derartige interethnische Beziehungen und Strukturen sich deshalb nicht haben entfalten können, weil die Eliten der einzelnen Ethnien von ihren weniger begüterten Verwandten und anderen Stammesangehörigen dazu gezwungen werden, von ihnen eroberte Güter umzuverteilen und den engeren und weiteren Verwandten Arbeit, Ausbildung, Wohnungen, Land und Einkommen zu verschaffen. Die Eliten ethnischer Gruppen mit einem privilegierten Zugang zu den knappen Gütern der modernen Zeit lösen bei anderen Ethnien zudem das Gefühl der Benachteiligung aus, das sie durch eine stärkere innere Gruppenbindung wiederum auf ethnischer Basis zu kompensieren versuchen, um sich so ebenfalls einen erleichterten Zugang zu den knappen Ressourcen zu erkämpfen.

Diese in vielen Staaten zunehmende Bedeutung der Ethnizität als Vehikel der Existenzsicherung wird auch dadurch beschleunigt, daß der Staat und die Staatsbürokratie als ethno-neutrale und leistungsfähige Instanzen weithin ausfallen (IHONVBERE 1994). Ethnische Gruppierungen auch in der Stadt dienen dem Zuwanderer als "Entry Points"; sie übernehmen weithin die in westlichen Gesellschaften vom Staat wahrgenommenen Aufgaben: Sie vermitteln Arbeit, Unterkunft, Ausbildung, sie tragen Stipendienprogramme, unterstützen in Not geratene Mitglieder und sie sind nicht zuletzt auch von den ethnischen Eliten politisch leicht zu mobilisieren (und zu instrumentalisieren).

Im Zuge dieser Prozesse kommt es nicht nur zu einer Weiterexistenz oder Wiederbelebung tradierter tribaler Strukturen in der Stadt, sondern nicht selten auch zu einer Neuformierung, zur Herausbildung gänzlich neuer quasi-tribaler Gruppierungen in der Stadt durch Angehörige zunächst unterschiedlicher Ethnien, die aber in der Stadt zahlenmäßig evtl. jeweils so schwach vertreten sind, daß sie alleine keine effiziente Einheit und Identität zur Durchsetzung der Interessen ihrer Angehörigen bilden können. Der häufig extreme Ethno-Zentrismus bei der Mehrheit der Stadtbevölkerung zwingt gerade Angehörige kleiner Ethnien so einerseits zur Überschreitung tribaler Grenzen, um gleichsam Verbündete bei Angehörigen anderer kleinerer Ethnien zu suchen, die eigene tribale Identität in einem zweifachen Sinne zumindest partiell aufzuheben, in eine neu konstituierte Ethnizität einfließen zu lassen. Andererseits muß diese Ethnizität infolge der ausgeprägten Minoritäten- und Diaspora-Situation in der Stadt um so dezidierter gelebt werden.

In diesem Beitrag¹⁾ möchte ich einige ethno-orientierte materielle und immaterielle Grenzen und Grenzüberschreitungen an Beispielen der Bevölkerung einiger sehr unterschiedlicher Städte Afrikas aufzeigen:

1. Die heute etwa 600.000 Einwohner zählende Stadt Kumasi in Ghana bestand bereits in vorkolonialer Zeit und war und ist Residenzsiedlung des Königs der Ashanti, eines der größten Völker Ghanas.

2. Auch das etwa 600.000 Einwohner zählende kenyanische Mombasa ist eine schon alte präkoloniale Stadt, sie ist jedoch - im Gegensatz zu Kumasi - keine endogene Gründung der Afrikaner. Araber und Perser errichteten vielmehr diese Küsten- und Hafenstadt im 9. Jhd. und beherrschten sie - unterbrochen nur durch die Herrschaft der Portugiesen von 1600 bis 1700 - bis zum Beginn der britischen Kolonialzeit 1890.

Sowohl die Binnenstadt Kumasi als auch die Küstenstadt Mombasa sind Sekundärstädte, d.h. in ihrer bevölkerungsmäßigen und funktionalen Bedeutung sind sie den jeweiligen Hauptstädten Accra bzw. Nairobi nachgeordnet.

3. Demgegenüber hat die ca. 1,6 Mio. Einwohner zählende Hauptstadt des Senegal, Dakar, als dominante Wirtschaftsmetropole eine überragende Primatstellung. Im Unterschied zu Mombasa und Kumasi ist Dakar zudem eine europäisch-koloniale Stadtgründung, nämlich der Franzosen 1856.

Diesen drei Groß- und Megastädten stehen die mittleren bis kleineren Städte Nakuru und Malindi in Kenya gegenüber. Während das heute etwa 150.000 Einwohner zählende Nakuru erst zu Beginn dieses Jahrhunderts von den Briten im sog. "Weißen Hochland", dem bis 1955/1961 für europäische Siedler reservierten Agrarraum, als zentraler Ort für eine marktorientierte Landwirtschaft gegründet wurde, ist das heute ca. 30.000 Einwohner zählende und als Fremdenverkehrszentrum bedeutende Malindi eine der zahlreichen von Arabern vor Jahrhunderten gegründeten Küstenstädte, das aber nie die Bedeutung Mombasas erlangen konnte und bis zum Beginn des Ferntourismus, etwa bis 1965, ein kleiner städtischer Flecken mit nur sehr geringer Wachstumsdynamik war.

Ich gehe von der These aus, daß aufgrund der unterschiedlichen Geschichte, Größe, Bedeutung, Wachstumsdynamik und Raumlage für die fünf Städte unterschiedliche Integrations- und Raummuster, unterschiedliche materielle und immaterielle Grenzverläufe zwischen den Ethnien typisch sind.

Eine zunehmende ethnische Heterogenität der Bevölkerung ist typisch für fast alle Städte Afrikas, da insbesondere die großen städtischen Zentren Ziele einer Zuwanderung aus allen Landesteilen sind, die Einzugsbereiche der Migrationen sich stetig erweitern. Obwohl Volumen und Intensität der Abwanderung aus den ländlichen Räumen nur eingeschränkt durch den Faktor der räumlichen Distanz zwischen Ab- und Zuwanderungsräumen determiniert werden (VORLAUFER 1984), sondern auch Aspekte der sozialen Distanz wichtig sind, ist es gleichwohl typisch, daß die im Nahbereich der jeweiligen Stadt lebende Ethnie, das heimische Volk, wenn nicht die Majorität, so doch die größte Minorität stellt.

Die ethnische Struktur der Städte spiegelt somit in der Regel nicht die entsprechende Gliederung der Gesamtbevölkerung des Landes wider: Die heimischen Ethnie ist infolge der geringen räumli-

1. . Dieser Beitrag basiert wesentlich auf den von der Stiftung Volkswagenwerk in den Jahren von 1987-94 geförderten Projekten "Urbanisierungsprozesse in schwarz-afrikanischen Städten" sowie "Urbanisierungsprozesse in Mittelstädten der Dritten Welt. Ein interkultureller Vergleich ausgewählter Städte in Kenya, Thailand und den Philippinen".

chen und in der Regel auch geringen sozialen und Informationsdistanz überproportional vertreten, und dies trifft auch auf einige evtl. von der Stadt weitentfernt siedelnde Völker zu, die aber z.B. aufgrund starker Push-Faktoren (z.B. Landmangel, Ressourcenzerstörung) in der Heimat einer relativ intensiven Landflucht unterliegen.

Diese Muster der ethnischen Struktur werden beispielhaft (Abb. 1) für kenyanische Städte belegt. So bilden z.B. die Kikuyu in Nairobi sowie die Mijikenda in Mombasa die jeweils weitaus stärkste Ethnie. Das Beispiel Nairobi zeigt aber, daß die relative Bedeutung der Kikuyu infolge der außerordentlichen und wachsenden Attraktivität der Wirtschaftsmetropole und Hauptstadt Nairobi als Zuwanderungszentrum auch für fremde Ethnien zurückgeht. Demgegenüber veranschaulicht das Beispiel Malindi, daß in einer Kleinstadt die heimische Ethnie eine deutlich größere Gruppe stellt und dies, obwohl Malindi als Fremdenverkehrszentrum eine wachsende Zuwanderung aus weitentfernten Räumen auch deshalb aufweist, weil die den überkommenen Lebensstilen stärker verhafteten Küstenvölker seltener als z.B. viele der im westlichen und zentralen Kenya siedelnden Ethnien bereit und auch fähig sind, eine Arbeit in einem "modernen" Sektor aufzunehmen. Hiermit korrespondiert, daß, in der vornehmlich auf einer Befragung der wirtschaftlich aktiven Haushaltsvorstände basierenden Abb. 2, die heimischen Mijikenda - im Unterschied zu den Ergebnissen der Volkszählung - nur eine kleine Minderheit stellen.

Die westkenyanischen Luo und Luhya oder auch die Kamba aus dem östlichen Zentralkenya nehmen demgegenüber schon seit Jahrzehnten auch an Fernwanderungen im hohen Maße teil; sie bilden daher in allen größeren Städten bedeutende Ethnien.

Ein interessanter Sonderfall ist Nakuru, das in den in der Kolonialzeit europäischen Siedlern vorbehaltenen White Highlands und im vorkolonialen Siedlungsraum der semi-nomadischen Masai entstanden ist. Kikuyu sind zwar noch z.Z. der Kolonialherrschaft in diesem Raum zunächst als Arbeiter für europäische Farmer eingewandert, und sie wurden aufgrund ihrer privilegierten politischen Position auch im nachkolonialen Kenya im Rahmen von Settlement Schemes in ländlichen Räumen des Distriktes Nakuru bevorzugt angesiedelt, als eine für die Stadt Nakuru heimische Ethnie können sie aber somit nur aufgrund ihrer zahlenmäßigen und politischen Dominanz seit etwa 35 Jahren angesehen werden (vgl. Schneider, 1994).

Um die Grundmuster der zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen verlaufenden Grenzen und die sich vollziehenden Grenzüberwindungen sichtbar zu machen, habe ich zunächst die Bevölkerung der Städte nach vier Hauptgruppen unterschieden, nämlich die in der Stadt geborenen Angehörigen

1. der heimischen Ethnie und
 2. der Fremdethnien
- sowie die zugewanderten Angehörigen
3. der heimischen Ethnie und
 4. der Fremdethnien, (Abb. 2).

Hierbei wird zunächst von den Thesen ausgegangen, daß die Grenzen pointiert zwischen den in der Stadt geborenen und den zugewanderten Angehörigen der heimischen Ethnie einerseits und den Angehörigen der Fremdethnien andererseits verlaufen.

Hiermit ist die zu überprüfende Hypothese verknüpft, daß diese Grenzen

- a) auch noch für einen großen Teil der Zuwanderer der zweiten und dritten Generation, für die bereits in der Stadt geborenen Angehörigen der Fremdethnien, relevant sind,

b) nur allmählich und nur von einer Minderheit, im Rahmen des Urbanisierungsprozesses, partiell überwunden werden, sowie

c) unter dem Druck sich verschärfender Verteilungskämpfe um knappe Ressourcen und - damit verbunden - häufig auch manifesten interethnischen Konflikten aber auch zumindest partiell eine große intergenerative Persistenz aufweisen.

Die hier zunächst ausgewiesenen beiden fremdethnischen Gruppen sind jedoch ethnisch keineswegs homogen, sondern gliedern sich in eine große Zahl von deutlich distinkten Ethnien, zwischen denen wiederum oft ebenso oder sogar partiell sogar noch schärfer gezogene Grenzen verlaufen als zu den Einheimischen. So stehen einige zugewanderte Ethnien kulturell und linguistisch den Einheimischen näher als den Angehörigen zahlreicher anderer Fremdethnien. Zum Beispiel weisen in Kenya die Kikuyu mit den ebenfalls bantusprechenden Meru oder Kamba aus dem zentralen Kenya oder mit den Kisii Westkenyas mehr Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten auf als mit den zur nilotischen Sprachfamilie zählenden Luo oder Kalenjin. In Ghana sind die Ashanti mit den ebenfalls zu den Akan zählenden Fante und Brong linguistisch und kulturell eng verwandt - die politischen Gegensätze und kriegerischen Konflikte schon in vorkolonialer Zeit haben aber trotz großer sprachlicher und kultureller Homogenität eine ethnische Identität aller Akan verhindert (GNIELINSKI 1986). Linguistisch sind die Akan-Völker zudem mit den auch in Togo siedelnden, ebenfalls zu den kwa-sprachigen Völkern zählenden Ewe näher verwandt als mit den gur-sprachigen Völkern des Nordens. Zu diesen als Northerners zusammengefaßten Völkern bestehen scharfe sprachliche und kulturelle Unterschiede. Die Northerners sind aber wiederum keine homogene Gruppe, im Gegenteil, die gegenwärtig auch blutig ausgetragenen, bürgerkriegsähnlichen Konflikte in Nordghana bestehen zwischen verschiedenen gur-sprachigen Völkern und werden mit Sicherheit durch die Migranten zumindest als latente Konflikte in die Städte auch des Südens, d.h. auch nach Kumasi übertragen.

Auch in Dakar stehen die heimischen Wolof linguistisch und kulturell den ebenfalls sprachlich zu den westatlantischen Völkern zählenden zugewanderten Serer und Lebu näher als z.B. den zur Ful-Sprachgruppen zählenden Tukulor oder besonders als zu den kulturell und politisch sehr eigenständigen, u.a., da auch im hohen Maße christianisierten Dyola aus dem Süden des Senegal, der gegenwärtig durch separatistische Bestrebungen in einem offenen Konflikt mit dem islamisch und von den Wolof geprägten dominanten Dakar steht. In Anbetracht der ethnischen Heterogenität auch der Migranten-Bevölkerung habe ich daher zumindest für einige ausgewählte Ethnien versucht, die möglicherweise zwischen ihnen verlaufenden

Grenzen sichtbar zu machen.

II. Die Muster, Ursachen und Ausmaß der räumlichen Segregation

Die auch augenfälligste Manifestation interethnischer Grenzen ist die Herausbildung ethnisch-homogener Stadtquartiere oder zumindest von Vierteln, in denen sich einzelne Ethnien überproportional konzentrieren. Die soziale Distanz zwischen den Ethnien materialisiert sich häufig in einer räumlichen Distanz zwischen ihnen. Diese für die afrikanischen Städte weithin typische Herausbildung derartiger Viertel (VORLAUFER 1973, 1985; HOFMANN 1994) wird im wesentlichen durch folgende Faktoren bedingt:

1. Migranten lassen sich zunächst bevorzugt in Wohnquartieren nieder, wo bereits Familienangehörige, Bekannte, ehemalige Mitbewohner aus dem Heimatdorf oder auch persönlich unbekannte Personen, aber aus der eigenen Ethnie leben. Hier erhält der Zuwanderer auf der Basis der in Afrika noch weithin praktizierten Solidaritätsleistungen häufig erste Unterkunft, hier wird ihm

der Zugang zum formellen und informellen Arbeitsmarkt erleichtert.

2. Das Zusammenleben mit einer großen Zahl von Angehörigen der gleichen Ethnie auf relativ engem Raum erleichtert die Abgrenzung von anderen Völkern mit häufig gänzlich unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Lebensstilen sowie die Pflege und evtl. Wiederbelebung tradierter Kulturmuster und damit die Sicherung der sozio-kulturellen Identität. Die mit dem Urbanisierungsprozeß für den Einzelnen verbundenen sozialen und psychischen Spannungen und Anpassungskonflikte werden gemildert.

3. Zudem gewährt das Zusammenleben in einer ethnisch-homogenen Bevölkerung Schutz vor Diskriminierung oder gar vor physischer Verfolgung.

Diese eine freiwillige Segregation begünstigenden Faktoren werden oft ergänzt durch oktroyierte Zwänge. In vielen Städten insbesondere Westafrikas wird Angehörigen bestimmter Ethnien, zumal wenn diese vornehmlich einer unteren Einkommensschicht angehören, die freie Wahl des Wohnstandortes verwehrt; durch vielfältige Diskriminierungsmechanismen wird die Abdrängung bestimmter Ethnien in ethnische Sonderquartiere realisiert. Typisch ist z.B., daß die über Grund und Boden verfügenden Landlords fast ausschließlich oder doch bevorzugt Bauland an Angehörige der eigenen Ethnie vergeben, auch deshalb, weil diese ihre politische Klientel bilden. Die Landlords gehören auch zur nationalen oder regionalen Bourgeoisie und zählen oft zu den Bevölkerungsteilen, die EVERS und SCHIEL (1988) als strategische Gruppen definiert haben. Diese strategischen Gruppen kontrollieren u.a. auch die städtischen Ressourcen; über die Steuerung der Ressourcenzuteilung wird das strategische Ziel einer langfristigen Sicherung der Privilegien zur Aneignung materieller und immaterieller Güter realisiert (siehe auch Vorlauffer 1994).

Dieser freiwilligen oder unfreiwilligen Segregation stehen Faktoren gegenüber, die tendenziell eine ethnische Heterogenisierung der Quartiere begünstigen. Die große Wohnungsnot zwingt die Afrikaner dazu, jede sich bietende günstige Wohnmöglichkeit unabhängig vom Standort wahrzunehmen. Dieser Prozeß der Heterogenisierung vormals ethnisch oder sogar rassistisch relativ homogener Quartiere ist besonders in den Hauptstädten der unabhängigen Staaten zu beobachten: Die vormals fast ausschließlich von der sozialen Oberschicht, den Angehörigen der Kolonialmächte, bewohnten und extrem privilegierten Viertel gehobenen Standards wurden nach der Unabhängigkeit häufig auch der bevorzugte Wohnstandort der neuen nationalen einheimischen Eliten und Bourgeoisie, die zwar in vielen Ländern auch noch durch die Dominanz einer Ethnie charakterisiert ist, aber zumindest partiell pan-ethnische Strukturen aufweist.

Die Abb. 3-7 belegen, daß sich in allen Städten, jedoch besonders eklatant in den Großstädten, die ethnischen Gruppen mit ihren Wohnstandorten nicht gleichmäßig über die Stadt verteilen, in den Stadtvierteln nicht proportional ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung vertreten sind. Allerdings: In den meisten Quartieren sind Angehörige aller vier ausgewiesenen Gruppen vertreten. Einige Viertel weisen jedoch eine relative ethnische Homogenität bzw. sogar die Charakteristika von ethnischen Sonderquartieren auf:

1. In Kumasi ist erwartungsgemäß das in allen Städten Westafrikas und stets (fast) ausschließlich von Fremdethnien bewohnte Zongo-Viertel schon lange bevorzugter Wohnstandort sowohl der in als auch der außerhalb von Kumasi geborenen Angehörige von Fremdethnien. Eine noch weitergehende ethnische Differenzierung zeigt zudem, daß Zongo fast nur von sog. Northerners, von Angehörigen der im Norden Ghanas (und in benachbarten Staaten der Sudan-Zone) siedelnden Völker bewohnt wird (s. dazu auch SCHILDKROUT 1978).

2. Demgegenüber stellen in den Vierteln Adum oder Asafo die heimischen Ashanti eine deutliche

Mehrheit, und auch die Angehörigen fremder Ethnien zählen überwiegend zu den mit den Ashanti näher verwandten Akan-Völkern.

3. Zudem lassen sich einige vor allem durch Zuwanderung geprägte Viertel aussondern. In Breman stellen zugewanderte Ashanti, in Ayigya zugewanderte Fremdethnien die große Mehrheit.

In Kumasi ist vor allem das traditionelle Landrecht das zentrale Steuerungsinstrument. Das gesamte Land gehört formell dem Ashanti-König, der bis heute über eine eigene Behörde die Verpachtung des Landes vornimmt. Nicht-Ashanti und insbesondere den Northerners ist nur die Inbesitznahme ihnen zugewiesener Areale möglich. Die Zuweisung erfolgt im hohen Maße ausschließlich nach ethnischen Kriterien.

In Mombasa sind die Segregationsmuster nicht so deutlich ausgeprägt, aber durchaus erkennbar. Da sich die Bevölkerung dieser Stadt im hohen Maße aus Zuwanderern aus weitentfernten Räumen zusammensetzt (VORLAUFER 1992), stellt die heimische Ethnie (Mijikenda) im Unterschied zu Kumasi in keinem Viertel die Mehrheit, wenngleich sie in den noch lange ländlich geprägten, heute äußeren Stadtvierteln, wie vor allem in Kisauni, eine große Minderheit bilden. Charakteristisch ist jedoch, daß viele Quartiere vorrangig Wohnstandorte fremdethnischer Migranten sind (z.B. Mikindani). Ein Viertel, das die spezifische Genese Mombasas als arabisch-persische Stadtgründung widerspiegelt, ist die vorkoloniale Old Town: Araber (bzw. Swaheli) stellen hier die große Mehrheit. Die Altstadt weist die deutlichsten Merkmale eines ethnischen Sonderviertels auf. Zwischen den islamischen Arabern/Swaheli einerseits und der großen Zahl der überwiegend christianisierten, aus dem zentralen und westlichen Kenya Zugewanderten verlaufen somit deutliche materielle, vor allem aber auch immaterielle Grenzen. Da die Araber aber überwiegend Nachkommen schon vor Jahrhunderten eingewanderter Vorfahren sind, können sie allerdings, wie es hier geschieht, kaum noch als Fremdethnie bezeichnet werden, zumal sie als Städtegründer an der ostafrikanischen Küste das klassische Element der in den Küstenstädten entstandenen und bis heute beheimateten arabisch-swahelischen Kultur bilden. Dieser Swahelikultur sind auch die schon lange islamisierten, an der Nordküste Kenyas siedelnden Bajun eng verbunden. Dementsprechend weist diese Ethnie auch die geringste räumliche Distanz zu den Arabern auf.

Um das Ausmaß der Segregation quantitativ zu erfassen, bietet sich die Errechnung sog. Segregations- und Dissimilaritätsindizes an. Die Segregationsindizes verdeutlichen das räumliche Maß der Trennung einer Gruppe von der Gesamtbevölkerung; die Dissimilaritätsindizes den Grad der räumlichen Trennung zwischen verschiedenen Teilgruppen der Bevölkerung. Ein Wert gleich 0 bedeutet, daß die beiden miteinander verglichenen Gruppen hinsichtlich ihrer prozentualen Verteilung über die einzelnen Stadtviertel vollkommen identisch sind; ein Wert gleich 100 besagt, daß sich die beiden Gruppen vollständig segregieren, in keinem Viertel gemeinsam vertreten sind.

Für Mombasa belegen die Dissimilaritäts- und Segregationsindizes (Tab. 1-4), daß sich die Araber, aber auch die Bajun, am stärksten von der Gesamtbevölkerung, aber auch von den anderen Ethnien segregieren, während die räumliche Distanz zwischen beiden Gruppen sehr gering ist. Zudem wird sichtbar, daß die beiden fremdethnischen Gruppen (Zuwanderer, Nicht-Zuwanderer), eine deutliche räumliche Distanz zur einheimischen Ethnie aufweisen. Bemerkenswert ist darüber hinaus, daß die zugewanderten Migranten weniger stark von der einheimischen Gruppe segregiert sind als die in der Stadt geborenen Angehörigen fremder Ethnien, d.h. bei den Angehörigen der 2. und 3. Generation der Zuwanderer erfolgt nicht, wie evtl. als Folge der Urbanisierung zu erwarten wäre, eine massive Überwindung innerstädtischer Grenzen bei der Wahl des Wohnstandortes. Dies kann auf eine sich verfestigende ethnische Identität hinweisen, ist aber auch erklärbar durch den Zeitpunkt der Zuwanderung. Die oft bereits vor Jahrzehnten nach Mombasa zugewanderten Vorfahren dieser fremdethnischen Gruppen bildeten auch in räumlicher Hinsicht das zentrale afrikanische Bevölke-

rungelement der Stadt, sie wohnten vornehmlich in den heute schon älteren städtischen Siedlungskernen auf Mombasa Island, während die einheimischen Mijikenda zunächst wenig verstädert waren und vornehmlich in den heutigen Randquartieren des verstäderten Raumes sowie auf dem Festland lebten. Diese Räume sind aber aufgrund ihrer noch gegebenen Aufnahmefähigkeit gegenwärtig auch wichtige Zielräume der jüngeren Zuwanderung. Dementsprechend konzentrieren sich auch hier, in enger räumlicher Nachbarschaft zu den hier seit jeher ansässigen Mijikenda, auch die erst jüngst zugewanderten Migranten.

Der Vergleich Mombasas mit Kumasi und Dakar (Tab. 5-10) zeigt als wesentliche Ergebnisse: Die Segregation der verschiedenen Gruppen ist in Dakar am geringsten, in Kumasi am stärksten ausgeprägt, während Mombasa in dieser Hinsicht eine mittlere Position einnimmt. In Dakar kann auch im Vergleich mit Mombasa nicht mehr davon gesprochen werden, daß sich eine mögliche soziale Distanz räumlich stärker materialisiert. Die Bevölkerung lebt in multi-ethnischen Vierteln. In Kumasi segregieren sich demgegenüber die heimischen Ashanti insgesamt deutlich von den anderen Gruppen. Eine extreme räumliche Absonderung weisen vor allem aber die Haussa auf, die aus den nördlich Kumasi gelegenen Regionen des Sudangürtels zugewandert sind. Die Haussa wohnen zudem bezeichnenderweise in enger räumlicher Nachbarschaft zu den aus Nordghana kommenden Dagomba.

Diese ausgeprägte Segregation in Kumasi wird, wie bereits angedeutet, wesentlich durch das traditionelle Landrecht ermöglicht. Die demgegenüber in Mombasa, abgesehen vom Sonderfall der Araber, vergleichsweise geringe Segregation der afrikanischen Gruppen voneinander resultiert daraus, daß hier ein hoher Anteil der Stadtbewohner in staatlichen bzw. kommunalen Wohnsiedlungen lebt und hier die Wohnungsvergabe - zumindest offiziell - nicht nach ethnischen Kriterien erfolgen soll. In Dakar hat - im Vergleich zu Kumasi - die heimische Elite, die Wolof, trotz ihrer herausgehobenen politischen Bedeutung, nicht eine ähnlich umfassende Verfügungsmöglichkeit über Land wie die Ashanti in ihrer traditionellen Königstadt. Das Landrecht und die politischen Rahmenbedingungen des Wohnungsmarktes sind somit weitere wichtige Determinanten, die das von Stadt zu Stadt sehr unterschiedliche Ausmaß der Segregation mitbestimmen können. Die geringste Segregation voneinander weisen die Gruppen in den relativ kleinen Städten Nakuru und Malindi auf: Die Überschaubarkeit des städtischen Raumes und die relativ geringe Bevölkerungszahl könnten hierfür Faktoren sein. Erst mit zunehmender Anonymität in der Großstadt wächst möglicherweise der Wunsch, in Nachbarschaft zu Angehörigen des eigenen Volkes zu leben.

Die hier für die Städte beispielhaft herausgestellten Segregationsmuster wurden auf der Grundlage der Ausweisung relativ großer Wohnquartiere transparent. Bei einer noch kleinräumigeren Differenzierung wurde jedoch sichtbar, daß die Segregation selbst innerhalb der einzelnen Viertel, ja häufig von Wohngebäude zu Wohngebäude, letztlich doch noch ausgeprägter ist als hier sichtbar werden konnte.

III. Interethnische Heiraten

Der Entschluß zu einer interethnischen Heirat kann als wohl radikalste Form der Überschreitung interethnischer Grenzen angesehen werden u.a. deshalb, weil soziale Kontrollen und Sanktionen durch Familienmitglieder das Heiratsverhalten sehr stark mitprägen und mit der Eheschließung und Familiengründung auch eine größere Verbindlichkeit und Dauerhaftigkeit dieser intertribalen Beziehungen verknüpft sind.

Abb. 8 bestätigt das erwartete Bild: Interethnische Heiraten sind in allen Städten insgesamt sehr selten. In Mombasa und Dakar sind insgesamt nur 10 % aller Ehen intertribal. Zunächst überraschend ist der hohe Anteil interethnischer Heiraten in Kumasi mit insgesamt ca. 25 %. Allerdings

realisieren sich diese Heiratsbeziehungen vornehmlich zwischen linguistisch, kulturell und auch religiös eng verwandten Völkern. So heiraten z.B. von den Northerners mit einem Ehepartner aus einer anderen Ethnie weniger als 10 % einen Partner, der einem im Süden Ghanas lebenden Volk, etwa den Ashanti, Fante oder Ewe, angehört. Bemerkenswert ist darüber hinaus jedoch, daß in Dakar und Kumasi die Fremdethnien und hier insbesondere die Migranten der 2. und 3. Generation, d.h. die bereits in der Stadt Geborenen, im höheren Maße als Angehörige der einheimischen Ethnien intertribale Ehen eingehen. Es ist anzunehmen, daß die fremdethnischen Migranten sich mit ihrer Abwanderung aus dem ländlichen Raum eher als die Angehörigen der heimischen Ethnien aus dem familiären und dörflichen Kontrollsystem lösen und leichter eine interethnische Heirat - oft gegen den Willen der Familie - eingehen können. Allerdings gilt auch hier: Zu über 90 % werden dann auch Partner aus Ethnien geheiratet, zu denen eine geringe soziale Distanz besteht. Die Korrelation der Zahl interethnischer Heiraten mit dem Zuwanderungsjahr zeigt zudem (VORLAUFER 1992), daß intertribale Ehen vor allem bei den Zuwanderern der letzten Jahre häufiger sind als bei den Migranten vorhergehender Jahrzehnte. Somit kann die vorsichtige These formuliert werden, daß zumindest in einigen Städten, für die beispielhaft Dakar und Kumasi stehen, für einen nicht unbedeutenden und zudem stetig wachsenden Teil der Bevölkerung die Stadt die Funktion eines ethnischen Schmelztiegels hat. Über diese intertribalen Ehen zwischen Partnern aus überwiegend engverwandten Völkern können sich aber wiederum neue und evtl. um so schärfere Grenzverläufe entwickeln, wie z.B. in Kumasi besonders ausgeprägt zwischen den Northerners einerseits und den Angehörigen aus dem Süden stammender Völker andererseits. Eine weitergehende ethnische Differenzierung und Analyse des Heiratsverhaltens in Dakar bestätigt zudem, daß in der senegalesischen Hauptstadt der Assimilationsprozeß auch nicht zuletzt deshalb weiter fortgeschritten ist, weil die Wolof und die mit ihnen naheverwandten Völker hier zwischen 70 und 80 % der Gesamtbevölkerung stellen und die soziale Distanz dieser Bevölkerungsmehrheit zu weiteren 20 % der Bevölkerung infolge der gemeinsamen Religion, des Islam, weniger relevant ist.

IV. Interethnische Freundschaften

Ich gehe von der These aus, daß interethnische Sozialbeziehungen mit einer im Vergleich zur Eheschließung geringeren Verbindlichkeit als Folge des Urbanisierungsprozesses zunehmen. Interethnische Grenzüberwindungen werden daher vergleichsweise häufiger bei der Wahl des "besten Freundes" realisiert. Diese Annahme wurde zwar insoweit bestätigt, als in allen Städten der beste Freund in der Regel schon immerhin etwa jedes vierten bzw. dritten Bewohners einer anderen Ethnie angehört. Das bedeutet aber auch, daß sich für die Mehrheit der Bevölkerung die Wahl des besten Freundes noch an ethnischen Grenzen orientiert. Bemerkenswert ist zudem, daß bei den Angehörigen von Fremdethnien und besonders ausgeprägt bei den Zuwanderern der 2. und 3. Generation, d.h. bei den bereits in der Stadt Geborenen, interethnische Freundschaften deutlich häufiger vorkommen als etwa bei der heimischen Ethnien. Es ist anzunehmen, daß die mit der Abwanderung aus dem ländlichen Raum notwendigerweise verknüpfte Lösung oder Lockerung intraethnischer Sozialbeziehungen auch in der Stadt neue Optionen für die Entwicklung neuer, auch interethnischer Freundschaften eröffnet. Die bereits in der Stadt geborenen Nachkommen der Migranten wachsen zudem mit zahlreichen Ethnien auf: Die Schule ist so eine wesentliche Agentur zur Überwindung der exzessivsten Formen des Ethnozentrismus. Zudem ist zu beobachten, daß bei den erst in den letzten Jahren Zugewanderten im Vergleich zu den schon länger in der Stadt lebenden fremdethnischen Migranten die Bedeutung ethnischer Freundschaften zunimmt, wenn auch bei diesen Gruppen noch die deutliche Mehrheit ethno-orientiert ist (Abb. 14). Die Feststellung einer zumindest tendenziellen Relativierung ethnozentrierter Kriterien bei der Wahl des besten Freundes muß jedoch dann eingeschränkt werden, wenn die soziale Distanz zwischen den

einzelnen Ethnien berücksichtigt wird. So realisieren sich interethnische Freundschaften überwiegend nur mit Angehörigen sprachlich und kulturell eng verwandter Völker - dies trifft pointiert z.B. auf Mombasa, allerdings wesentlich eingeschränkter auf Dakar zu (VORLAUFER 1992). In Mombasa konzentrieren sich interethnische Freundschaften (z.B. der Mijikenda) überwiegend auf Angehörige von Ethnien, die aufgrund linguistischer und sozio-kultureller Merkmale zu den Küsten-Bantu gezählt werden. Scharfe ethno-orientierte Grenzen bestehen in Kumasi (HOFMANN 1994). Ein Beispiel: Bei den ohnehin nur 1,4 % der Ashanti mit interethnischen Freundschaftsbeziehungen zählt der beste Freund fast stets zu einem anderen Akan-Volk und sehr selten zu den Northerners. In Dakar sind demgegenüber Freundschaften z.B. zwischen den Wolof und auch Angehörigen sprachlich gänzlich anderer Völker deutlich zahlreicher.

Wie schon die Analyse der räumlichen Segregation verdeutlicht hat, sind in Dakar die intertribalen Grenzen generell durchlässiger als in Mombasa, möglicherweise auch als Folge dessen, daß die große Bevölkerungsmajorität des Senegal islamisch ist, über die Religion zumindest bei einer großen Minderheit eine panethnische Identität konstituiert wird. Bezeichnend ist daher, daß von den Personen mit nur einem Koran-Schulabschluß ein relativ hoher Anteil interethnische Freundschaften pflegt (Tab. 11).

Zudem wurde die Erwartung bestätigt, daß mit steigender schulischer Qualifikation und auch beruflicher Tätigkeit tendenziell die Bereitschaft und Fähigkeit zunimmt, eine interethnische Freundschaft aufzubauen.

V. Religionzugehörigkeit und Grenzen

Diese Grenzüberschreitungen sind jedoch stets interkonfessionell, d.h. vor allem bei Christen ist nicht selten der beste Freunde Angehöriger einer anderen christlichen Konfession (Abb. 15). Freundschaften zwischen Moslems und Christen sind demgegenüber äußerst selten. In vielen Staaten und damit auch in Städten Afrikas sind die Grenzen zwischen den beiden großen Religionen extrem scharf, ja viele ethnische Konflikte werden überlagert von einem massiven Gegensatz zwischen Moslems und Christen. Dies trifft in unseren Beispielen besonders auf Ghana zu. Die christlichen Völker des Südens grenzen sich scharf von den islamischen Northerners ab (HOFMANN 1994). In Dakar ist dieser Aspekt für die übergroße Mehrheit der Bevölkerung insofern irrelevant, als Christen hier nur in einer sehr geringen Zahl vertreten sind. Lediglich die im äußersten Süden des Senegal lebenden Dyola sind stärker christianisiert bzw. Animisten - ihre an vielen Indikatoren ablesbare geringere Integration in der senegalesische Gesellschaft dürfte auch wesentlich durch ihre religiöse Sonderstellung bedingt sein.

In Kenya besteht zwar kein offener Gegensatz zwischen den vor allem im Inland lebenden Christen und den vornehmlich an der Küste siedelnden islamischen Ethnien, die sehr geringe Zahl der Freundschaften zwischen Angehörigen beider Gruppen belegt aber auch die hier scharfen religiösen Grenzen und deutet latente Konflikte an.

VI. Ethnisch-landsmannschaftlich orientierte Vereinigungen in der Stadt

Die Mitgliedschaft in einer landsmannschaftlich bzw. ethnisch orientierten Vereinigung vermittelt vor allem dem Zuwanderer soziale Stabilität; sie erleichtert die Wahrung tradierter Kulturmuster und trägt so zur ethnischen Identität auch im Prozeß eines radikalen sozialen Wandels bei; sie gewährt oft auch unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil. Ethnisch orientierte Vereinigungen entfalten sich so mit Beginn der Verstädterung in weiten Räumen Afrikas. Die Existenz derartiger

Vereinigungen kann als Indikator für die Weiterexistenz ethnozentrierter Werte, Strukturen und Grenzen in den Städten gewertet werden. Infolge des weitgehenden Ausfalls pan-ethnischer, z.B. staatlicher Instanzen zur Existenzsicherung gewinnen diese Organisationen in jüngster Zeit zudem wieder eine wachsende Bedeutung.

Die Interpretation der Abb. 16 verdeutlicht, daß diese Organisationen in den Städten gleichwohl eine unterschiedliche Bedeutung haben. In Mombasa sind die fremdethnischen Zuwanderer noch im hohen Maße, in Kumasi noch in beachtlicher Zahl landsmannschaftlich organisiert. Bei den Zuwanderern der 2. und 3. Generation sinkt der Organisationsgrad auch in diesen Städten bereits deutlich ab; auch bei den Angehörigen der heimischen Ethnie ist er vergleichsweise gering. Dies besagt, daß vor allem die Migranten der 1. Generation aus sozial und räumlich weit entfernten Regionen in der Stadt, in der Fremde, sich durch die Mitgliedschaft in einer ethnischen Vereinigung Halt, Unterstützung und Orientierung erhoffen. Im Zuge der Urbanisierung nimmt die Bedeutung dieser Organisationen merklich ab. An ihrer Stelle treten dann zunehmend zunächst panethnisch angelegte Organisationen, etwa religiösen, gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen oder beruflichen Charakters. In Dakar ist dieser Bedeutungsverlust ethnozentrierter Vereinigungen besonders weit fortgeschritten. Hier spielen die islamischen und politisch begründeten Bruderschaften sowie die sog. Dahiras eine große Rolle, deren ethnische Ausrichtung unbedeutend ist, wenngleich viele dieser Organisationen zu den ländlichen Herkunftsräumen ihrer Mitglieder enge Bindungen unterhalten, der ländliche Raum für sie auch eine wesentliche wirtschaftliche Basis ist, da die Bruderschaften z.B. im hohen Maße am Anbau auch weltmarktorientierter Agrarerzeugnisse (z.B. der Erdnuß) beteiligt sind.

VII. Sprache, ethnische Pluralität und Nationwerdung

Der von allen unabhängigen Staaten Afrikas geförderte Prozeß, aus der oft großen Zahl der Ethnien eine Nation mit gemeinsamen Wirgefühlen zu entwickeln, wird durch die Vielzahl der oft sehr unterschiedlichen Sprachen und Dialekte der einzelnen Völker außerordentlich erschwert. Die Sprache der ehemaligen Kolonialherren ist zwar in fast allen Staaten eine offizielle Sprache, die auch an Schulen vorrangig gelehrt wird, jedoch beschränkt sich Englisch, Französisch oder Portugiesisch als tägliche Umgangssprache auf eine überwiegend nur schmale, westlich geprägte Elite und Oberschicht. Fast alle Staaten bemühen sich zudem seit langem um die Entwicklung einer heimischen Sprache zur nationalen Verkehrs- und offiziellen Staatssprache - nicht zuletzt auch, um Reste des kolonialen Erbes zu überwinden.

Da sich ethnische Identität auch in Afrika im hohen Maße, wenngleich keineswegs ausschließlich, an Sprachgrenzen orientiert, stellt sich die Frage, ob und inwieweit sich bei den linguistisch zunächst unterschiedlichen Völkern eine interethnische Sprache, eine Verkehrssprache, eine lingua franca als Umgangssprache ausbreitet, die auch zuhause gesprochen wird und möglicherweise die Muttersprache wenn nicht ersetzt, so doch stark zurückdrängt.

Im östlichen Afrika und damit auch in Kenya ist Swaheli die große Verkehrssprache und u.a. in Kenya auch Amtssprache, die als Muttersprache aber nur von einem Teil lediglich der Küstenbevölkerung gesprochen wird.

Abb. 17 belegt für Mombasa, daß sich das Swaheli selbst in dieser zunächst durch die sog. Swahelikultur und -sprache geprägten Küstenstadt noch bei weitem nicht als Haussprache bei der Mehrheit der Stadtbevölkerung durchgesetzt hat. Selbst bei der heimischen Ethnie, den Mijikenda, die einen dem Swaheli engverwandten Bantu-Dialekt sprechen, ist das Swaheli nicht durchgängig verbreitet. Bei den anderen großen, aus dem Binnenland zugewanderten Ethnien liegt der Anteil

der swahelisprechenden Haushalte stets unter 20, in der Regel weit unter 10 %. Auch bei der 2. und 3. Generation der Migranten hat sich bei der Mehrheit die Verkehrssprache noch nicht als tägliche Umgangssprache durchgesetzt, obwohl bei diesen Personen eine deutliche Swahelisierung festzustellen ist. Diese Tendenz einer - wenn auch nur allmählichen - Ausbreitung des Swaheli als Verkehrssprache wird bei Betrachtung der Städte Malindi und vor allem Nakuru deutlicher. In dieser letztgenannten, weit entfernt vom ursprünglichen Swaheli-Sprachraum gelegenen Binnenstadt wird bereits bei der Hälfte der Bevölkerung Swaheli auch zuhause gesprochen. Diese im Vergleich zu Mombasa deutlich höheren Werte dürften im wesentlichen daraus resultieren, daß in Malindi und Nakuru nur im aktiven Wirtschaftsleben stehende Haushaltsvorstände, vor allem aus dem sog. modernen Sektor, sowie 1991/92, in Mombasa aber auch andere Haushaltsvorstände und zudem vier Jahre früher befragt wurden. D.h., bei den jüngeren, wirtschaftlich aktiveren Bevölkerungsteilen setzt sich das Swaheli zunehmend durch. Nicht auszuschließen ist aber auch, daß in Mombasa die Zuwanderer aus dem Hochland zur Sicherung ihrer in der Küstenregion besonders gefährdeten Identität die Pflege ihrer Muttersprache als bewußte oder unbewußte Maßnahme der Identitätssicherung betrachten.

Andere Rahmenbedingungen bestimmen Möglichkeiten und Grenzen der Ausbreitung der Sprache der jeweils heimischen Ethnie bei anderen Völkern in Kumasi und Dakar (Abb. 18). Twi, ein u.a. von den Ashanti (und den Fante sowie den Brong) gesprochener Dialekt der Akan-Sprachen ist in Ghana nicht Staatssprache. Die große interethnische Verkehrssprache Westafrikas ist - dem Swaheli vergleichbar - Haussa. In Kumasi sprechen zwar ca. 40 % der fremdethnischen Migranten Twi als Umgangssprache, hierbei handelt es sich jedoch überwiegend um Angehörige der ebenfalls twisprachigen Fante, Brong, Akuapem, Akyem, Kwahu und Wasa. Bei den, ebenso wie die Akan-Völker, zu den kwasprachigen Völkern zählenden Ewe ist die Übernahme des Twi demgegenüber deutlich eingeschränkter, bei den Northerners entfällt sie fast gänzlich.

In Dakar ist demgegenüber die Wolofisierung, die Übernahme einer gemeinsamen Sprache auch als Haussprache durch die Mehrheit der Stadtbevölkerung bereits deutlich stärker fortgeschritten als z.B. die Verbreitung des Swaheli in Mombasa. Selbst bei den eine gänzlich andere Sprache sprechenden Mandingo oder Tukolor breitet sich das Wolof aus - nicht zuletzt auch deshalb, weil die Wolof als bei weitem größtes Volk des Senegal und auf der Basis ihrer politischen Herrschaft in allen Landesteilen eine massive Wolofisierung betreiben - auch dies ist ein wesentlicher Faktor des Dyola-Separatismus. Die Oktroyierung einer Sprache kann demnach zur Quelle neuer Konflikte und Abgrenzungen werden.

Somit kann die These formuliert werden, daß in Dakar im Vergleich zu Mombasa und Kumasi eine stärkere sprachliche Homogenisierung erfolgt und damit ein wesentliches Element ethnischer Identität in seiner Bedeutung zumindest relativiert wird. Eine Beseitigung von Grenzen und Konflikten zwischen den Ethnien muß damit nicht zwangsläufig verbunden sein: Die Tutsi und Hutu in Ruanda z.B. sprechen eine gemeinsame Bantu-Sprache und sind zudem fast ausschließlich Anhänger der christlichen Religion - die blutigen Konflikte zwischen ihnen konnten jedoch nicht verhindert werden. Gerade das Beispiel Ruanda zeigt, daß Grenzen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen und auch Ethnizität nach sehr unterschiedlichen Kriterien gezogen und definiert werden können. Die Überwindung und Beseitigung von Grenzen auch in den Städten infolge des Verstädterungs- und Urbanisierungsprozesses müssen nicht notwendigerweise mit der Entfaltung einer befriedeten multi-ethnischen und -kulturellen Gesellschaft einhergehen, sondern können auch zur Konstituierung weiterer neuer Grenzen, partikularer Identitäten, Konflikte und Antagonismen beitragen.

Literatur

- BATES, R.H. (1974): Ethnic competition and modernization in contemporary Africa. In: Comparative Political Studies 6, S. 457-484.
- DRÄGER, S. (1992): Ausmaß und Muster innerstädtischer Wohnstandortwechsel von Migranten in Mombasa - eine empirische Untersuchung am Beispiel unterschiedlicher Sozialgruppen. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 36, S. 61-76.
- EVERS, H.D./SCHIEL, T. (1988): Strategische Gruppen. Vergleichende Studien zu Staat, Bürokratie und Klassenbildung in der Dritten Welt. Berlin.
- GNIELINSKI, S.v. (1986): Ghana: Tropisches Entwicklungsland an der Oberguinaküste. (= Wissenschaftliche Länderkunden 27), Darmstadt.
- HOFMANN, E. (1992): Veränderungen in den Zugangsmöglichkeiten zu Boden und Wohnraum und ihre Auswirkungen auf die Migrationsstrukturen in Kumasi/Ghana. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 36, S. 49-60.
- HOFMANN, E. (1994): Moderne Migrationsstrukturen in Kumasi/Ghana. Eine empirische Studie über den Zusammenhang zwischen Wanderungsverhalten und Zugang zu städtischen Ressourcen. (= Düsseldorfer Geographische Schriften 33), Düsseldorf.
- IHONVBERE, J.O. (1994): The 'irrelevant' state, ethnicity, and the quest for nationhood in Africa. In: Ethnic and Racial Studies 17, S. 42-60.
- LENTZ, C. (o.J.): "Tribalismus" und Ethnizität in Afrika: Ein Forschungsüberblick. (= Sozialanthropologische Arbeitspapiere 57, FU Berlin, Inst. für Ethnologie), Berlin.
- SCHILDKROUT, E. (1978): People of the Zongo. The transformation of ethnic identity in Ghana. Cambridge.
- SCHNEIDER, H. (1994): Aspekte der Existenzsicherung städtischer Haushalte in der kenianischen Mittelstadt Nakuru. In: Afrika hilft sich selbst, hrsg. v. A.-M. Brandstetter et al., Münster - Hamburg, S. 356-370.
- SOUTHALL, A.W. (1970): "The illusion of tribe". In: Gutkind, P.W. (Ed.): The Passing of Tribal Man. Leiden, Brill, S. 28-50.
- VORLAUFER, K. (1973): Dar Es Salaam. Bevölkerung und Raum einer afrikanischen Großstadt unter dem Einfluß von Urbanisierungs- und Mobilitätsprozessen. (= Hamburger Beiträge zur Afrika-Kunde 15), Hamburg.
- VORLAUFER, K. (1984): Wanderungen zwischen ländlichen Peripherie- und großstädtischen Zentralräumen in Afrika. Eine migrationstheoretische und empirische Studie am Beispiel Nairobi. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 28, S. 229-261.
- VORLAUFER, K. (1985): Ethnozentrismus, Tribalismus und Urbanisierung in Kenya. Das Wanderungs- und Segregationsverhalten ethnischer Gruppen am Beispiel Nairobi. In: Studien zur regionalen Wirtschaftsgeographie (= Frankfurter Wirtschafts- und Sozialgeographische Schriften 47), Frankfurt/M., S. 107-157.
- VORLAUFER, K. (1992): Urbanisierung und Stadt-Land-Beziehungen von Migranten in Primat- und Sekundärstädten Afrikas: Dakar/Senegal und Mombasa/Kenya. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 36, S. 77-108.

VORLAUFER, K. (1994): Lebenssicherung in ungesicherter Existenz: Migranten in Kuma-si/Ghana. In: Afrika hilft sich selbst, hrsg. v. A.-M. Brandstetter et al., Münster - Hamburg, S. 342-355.

Tabellen:

Tab. 1: Die Segregationsindizes für die Haushaltsvorstände einheimischer und fremder Ethnien in den fünf Städten

	Mombasa	Kumasi	Dakar	Nakuru	Malindi
in der Stadt Geborene der heimischen Ethnie	40.11	48.95	33.86	20.02	6.30
der Fremdethnien	50.11	49.34	20.13	41.46	41.75
außerhalb der Stadt Geborene der heimischen Ethnie	40.32	37.73	19.81	18.76	8.48
der Fremdethnien	39.93	34.53	16.25	7.41	16.36

Tab. 2: Die Dissimilationsindizes für die Haushaltsvorstände der Mijikenda (einheimisch) und der Fremdethnie in Mombasa

	Gruppe 1	Gruppe 2	Gruppe 3	Gruppe 4
Gruppe 1	0.0	60.1	11.4	45.7
Gruppe 2		0.0	61.1	50.6
Gruppe 3			0.0	42.5
Gruppe 4				0.0

Gruppe 1 = in der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Mijikenda)
 Gruppe 2 = in der Stadt Geborene der Fremdethnien
 Gruppe 3 = außerhalb der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Mijikenda)
 Gruppe 4 = außerhalb der Stadt Geborene der Fremdethnien

Tab. 3: Die Segregationsindizes für die Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Mombasa

Mijikenda	44.64
Kikuyu	37.98
Kamba	38.36
Luhya	33.67
Taita	31.99
Bajun	55.22
Luo	47.35
Araber	63.06

Tab. 4: Die Dissimilaritätsindizes der Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Mombasa

	Mijikenda	Kikuyu	Kamba	Luhya	Taita	Bajun	Luo	Araber
Mijikenda	0.0	40.0	44.3	48.0	36.8	63.3	58.7	65.0
Kikuyu		0.0	22.4	36.3	41.1	72.9	49.3	76.1
Kamba			0.0	19.4	25.3	79.2	33.6	79.5
Luhya				0.0	22.8	78.4	19.9	83.8
Taita					0.0	75.2	37.2	80.7
Bajun						0.0	87.4	12.6
Luo							0.0	87.2
Araber								0.0

Tab. 5: Die Dissimilaritätsindizes für die Haushaltsvorstände der Ashanti (einheimisch) und der Fremdethnien in Kumasi

	Gruppe 1	Gruppe 2	Gruppe 3	Gruppe 4
Gruppe 1	0.0	61.3	40.4	53.7
Gruppe 2		0.0	58.7	43.4
Gruppe 3			0.0	46.1
Gruppe 4				0.0

Gruppe 1 = in der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Ashanti)
 Gruppe 2 = in der Stadt Geborene der Fremdethnien
 Gruppe 3 = außerhalb der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Ashanti)
 Gruppe 4 = außerhalb der Stadt Geborene der Fremdethnien

Tab. 6: Die Segregationsindizes für die Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Kumasi

Ashanti	50.29
Fante	31.57
Ewe	47.01
Dagomba	61.37
Hausa	84.55

Tab. 7: Die Dissimilaritätsindizes der Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Kumasi

	Ashanti	Fante	Ewe	Dagomba	Hausa
Ashanti	0.0	28.8	56.0	79.9	95.0
Fante		0.0	30.2	74.0	93.1
Ewe			0.0	74.7	93.2
Dagomba				0.0	21.4
Hausa					0.0

Tab. 8: Die Dissimilaritätsindizes für die Haushaltsvorstände der Wolof (einheimisch) und der Fremdethnien in Dakar

	Gruppe 1	Gruppe 2	Gruppe 3	Gruppe 4
Gruppe 1	0.0	29.5	35.5	34.5
Gruppe 2		0.0	18.2	15.4
Gruppe 3			0.0	7.1
Gruppe 4				0.0

 Gruppe 1 = in der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Wolof)
 Gruppe 2 = in der Stadt Geborene der Fremdethnien
 Gruppe 3 = außerhalb der Stadt Geborene der heimischen Ethnie (Wolof)
 Gruppe 4 = außerhalb der Stadt Geborene der Fremdethnien

Tab. 9: Die Segregationsindizes für die Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Dakar

Wolof	15.33
Bambara	20.26
Diola	28.64
Malenke	29.66
Toucouleur	18.52

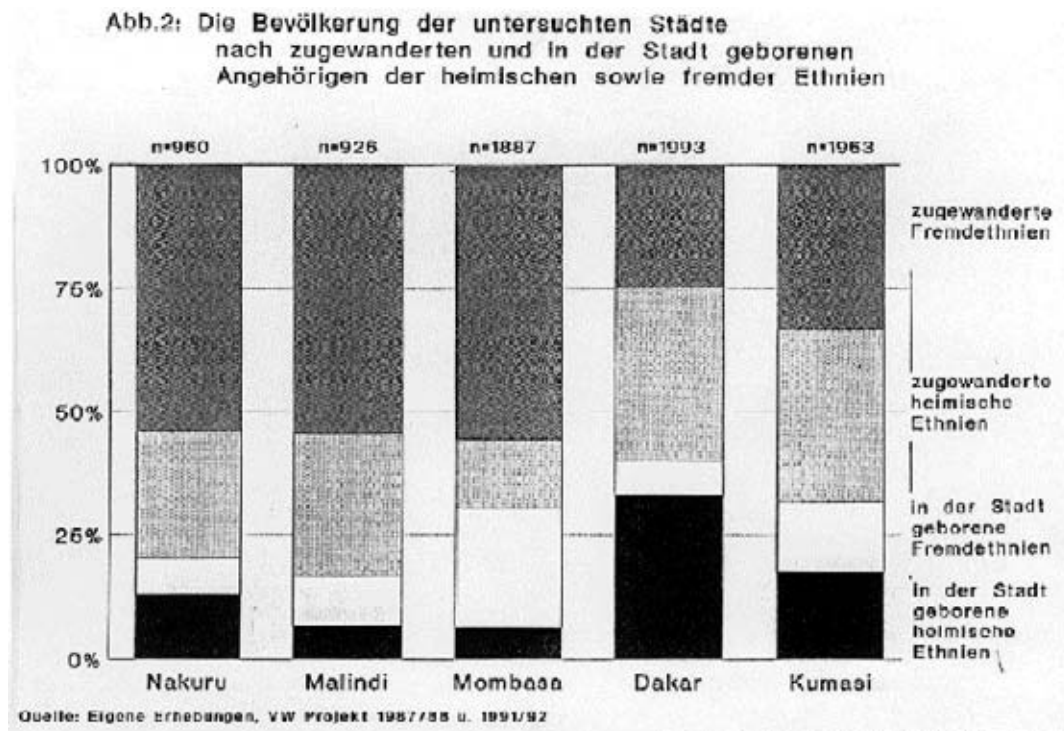
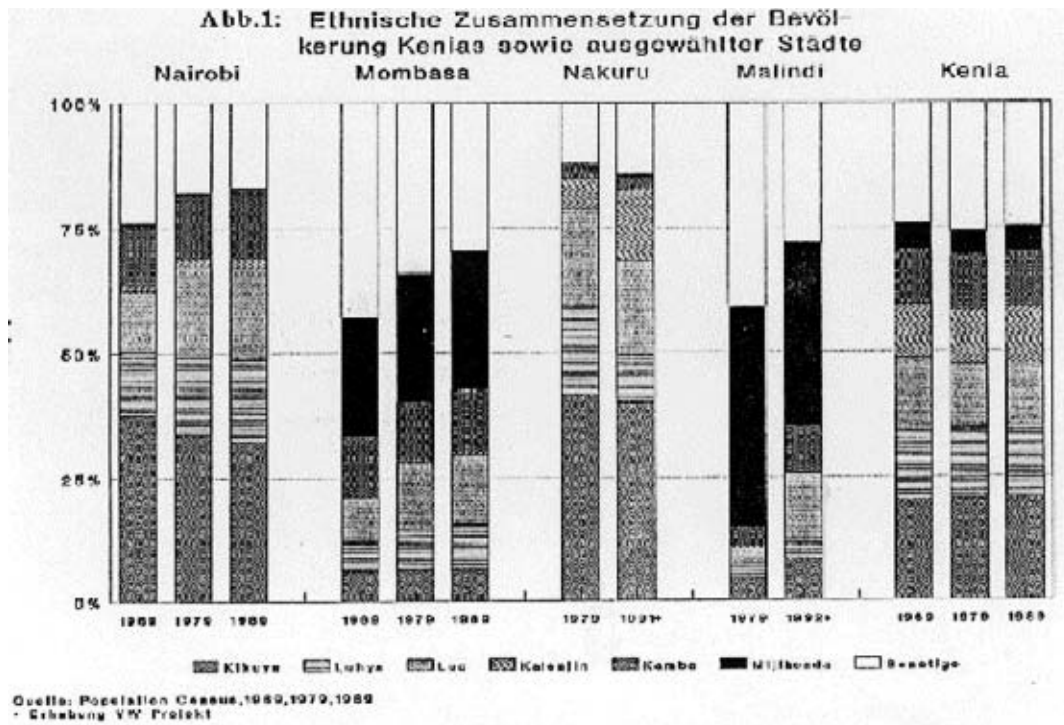
Tab. 10: Die Dissimilaritätsindizes der Haushaltsvorstände ausgewählter Ethnien in Dakar

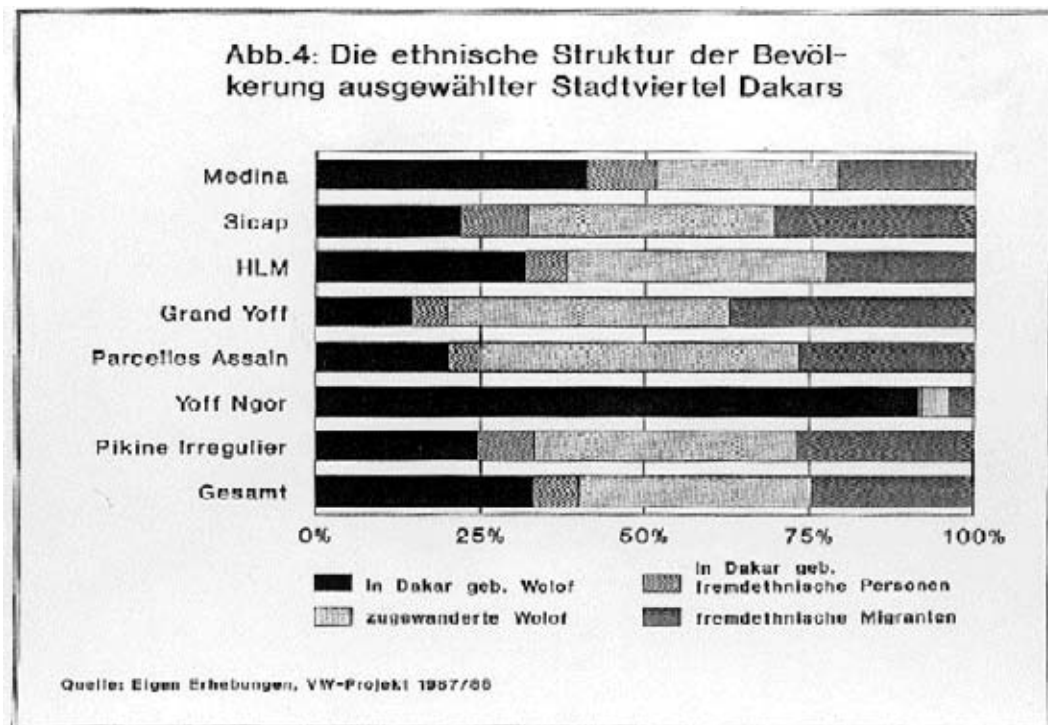
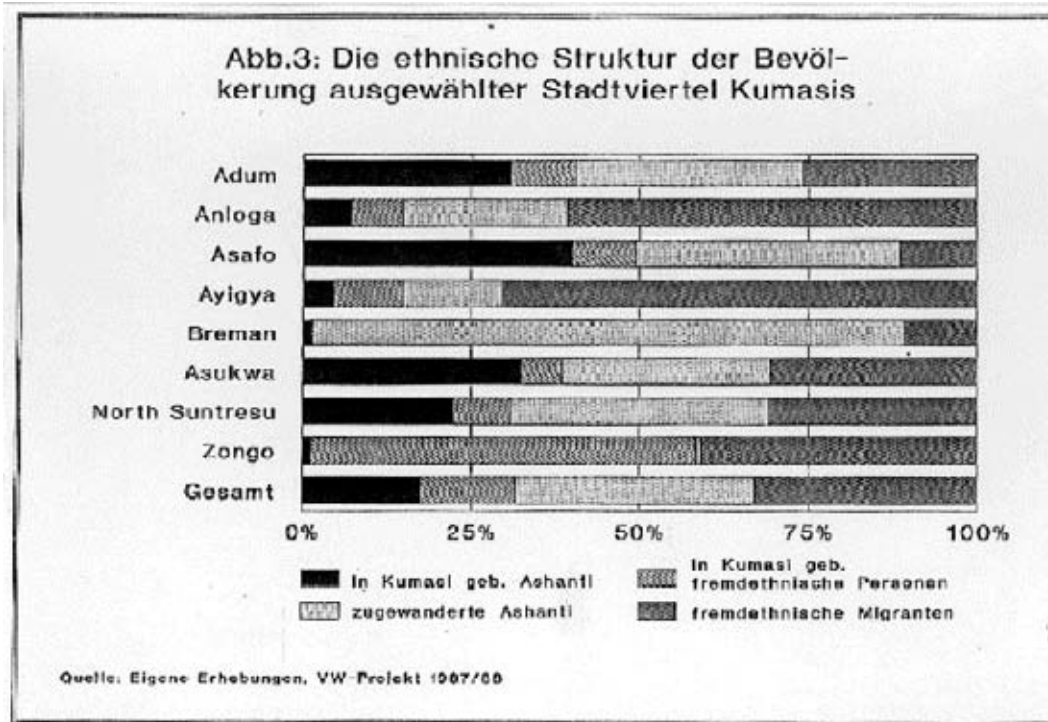
	Wolof	Bambara	Diola	Malenke	Toucouleur
Wolof	0.0	22.5	30.6	32.0	18.7
Bambara		0.0	25.1	26.8	26.5
Diola			0.0	24.0	31.6
Malenke				0.0	35.2
Toucouleur					0.0

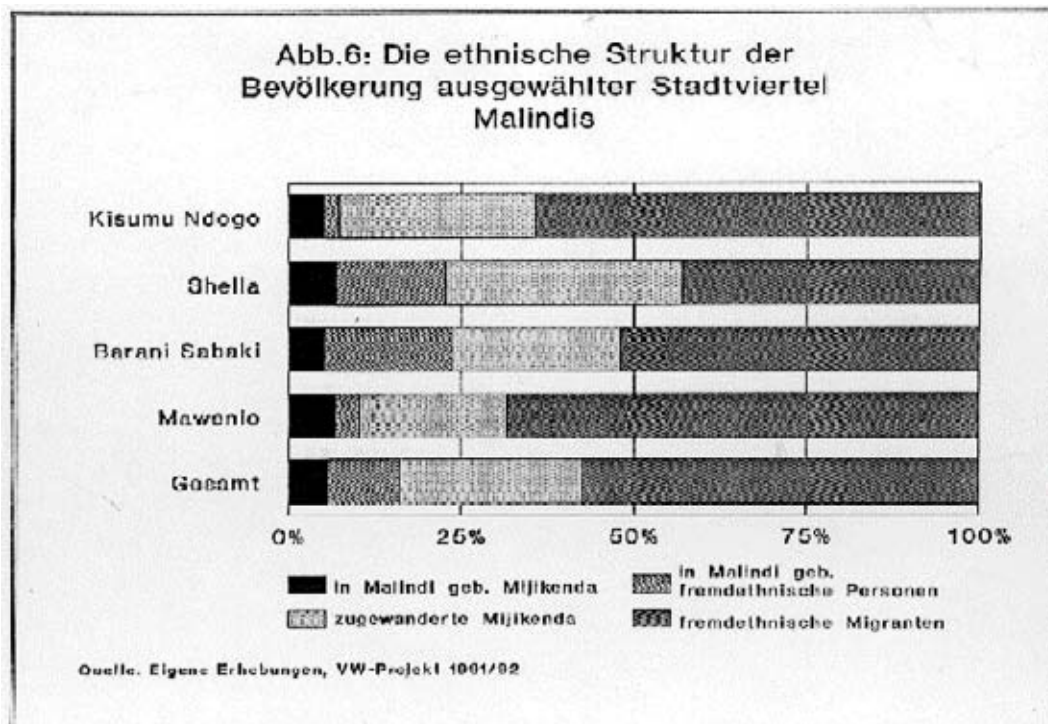
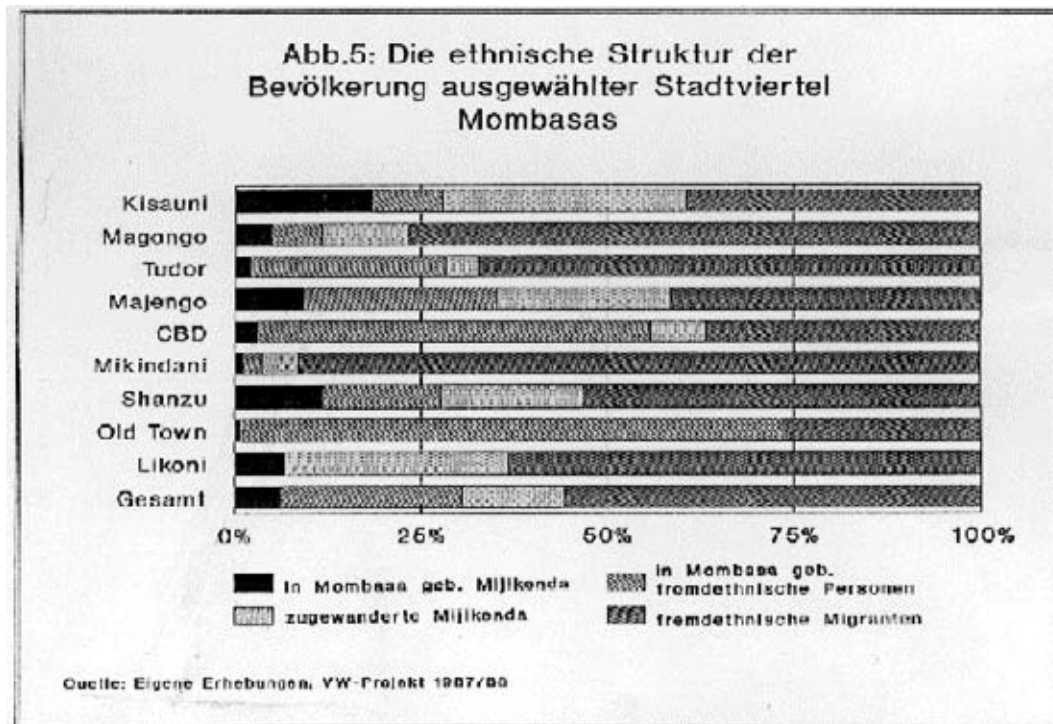
Tab. 11: Schulausbildung (höchster Abschluß) und die ethnische Zugehörigkeit des "besten Freundes" der Haushaltsvorstände (in %)

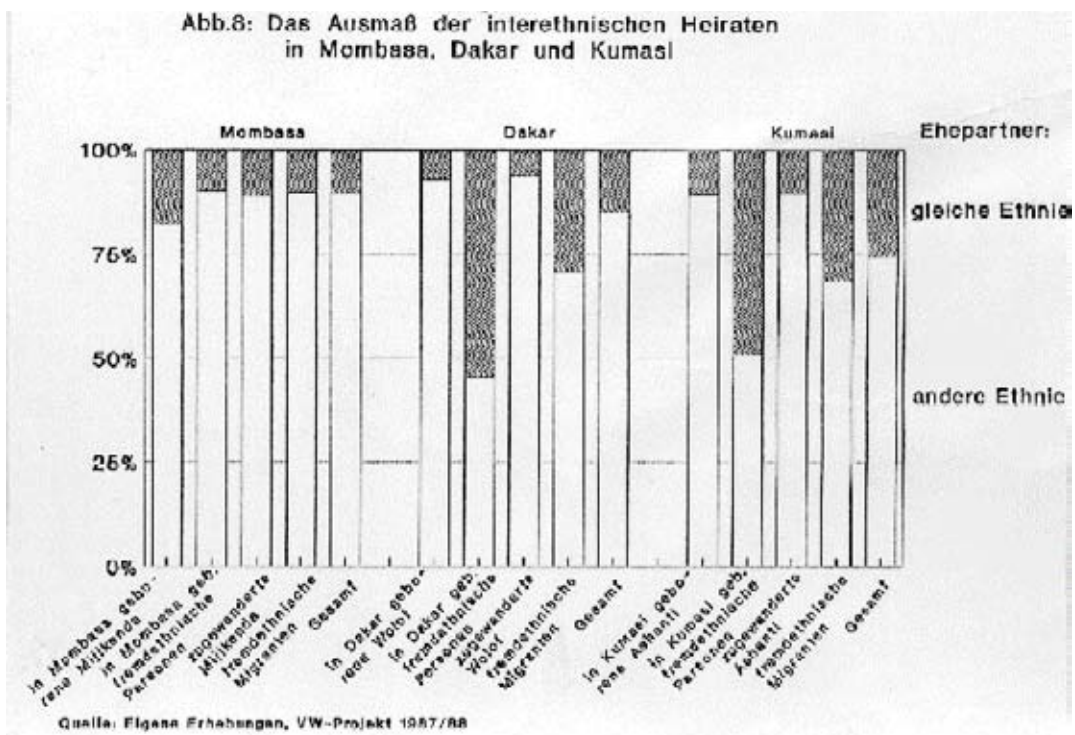
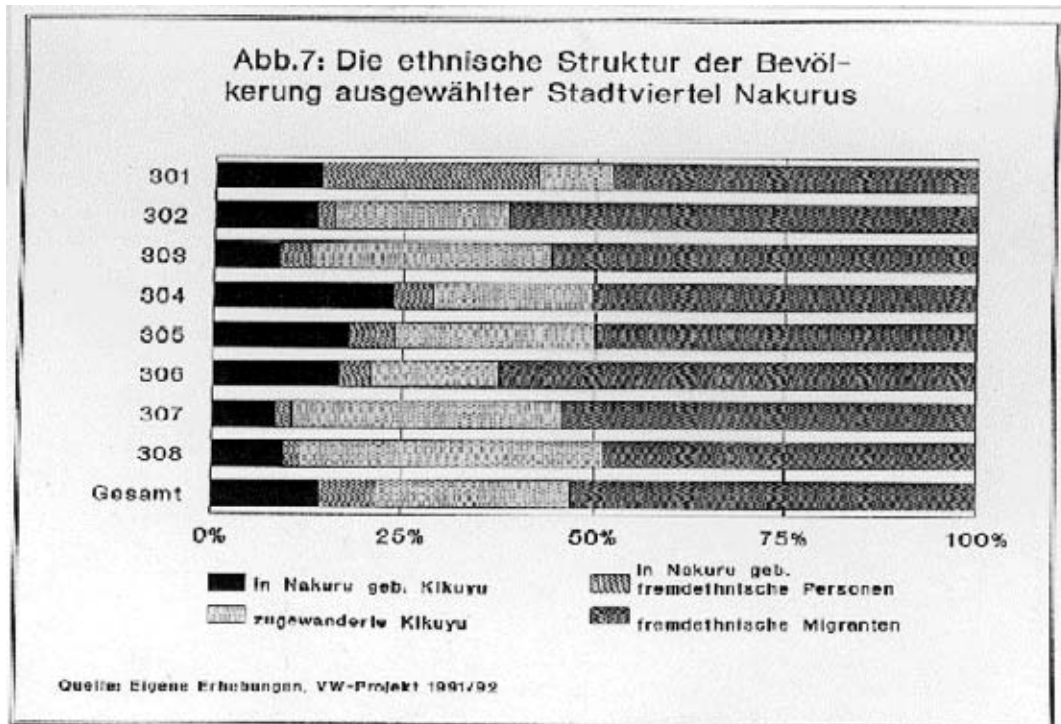
	Dakar		Kumasi ethnische Zugehörigkeit		Mombasa	
	gleich	ungleich	gleich	ungleich	gleich	ungleich
keine Schule	84,6	15,4	76,0	24,0	74,1	25,9
Koranschule	65,4	34,6	51,9	48,1	87,2	12,8
Grundschule	73,1	26,9	69,2	30,8	78,1	21,9
Mittelschule	62,0	38,0	73,3	26,7	76,0	24,0
Oberschule	60,7	39,3	61,0	39,0	78,6	31,4
Universität	54,7	45,3	58,6	41,4	77,0 ¹⁾	23,0 ¹⁾
Gesamt	68,4	31,6	67,7	32,3	73,6	26,4

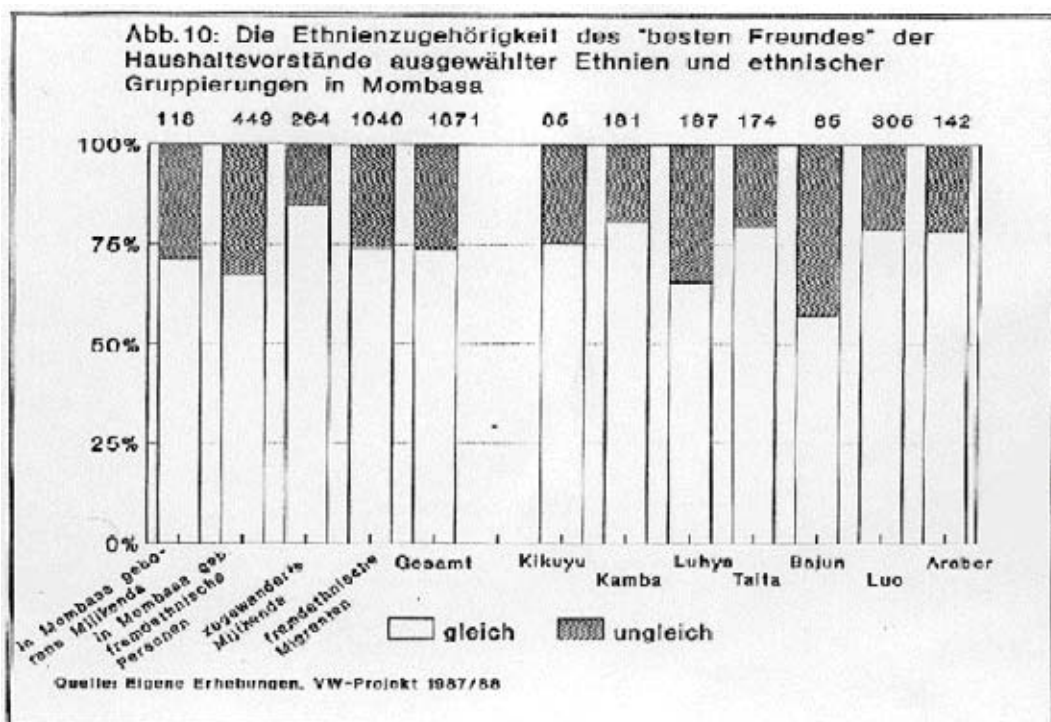
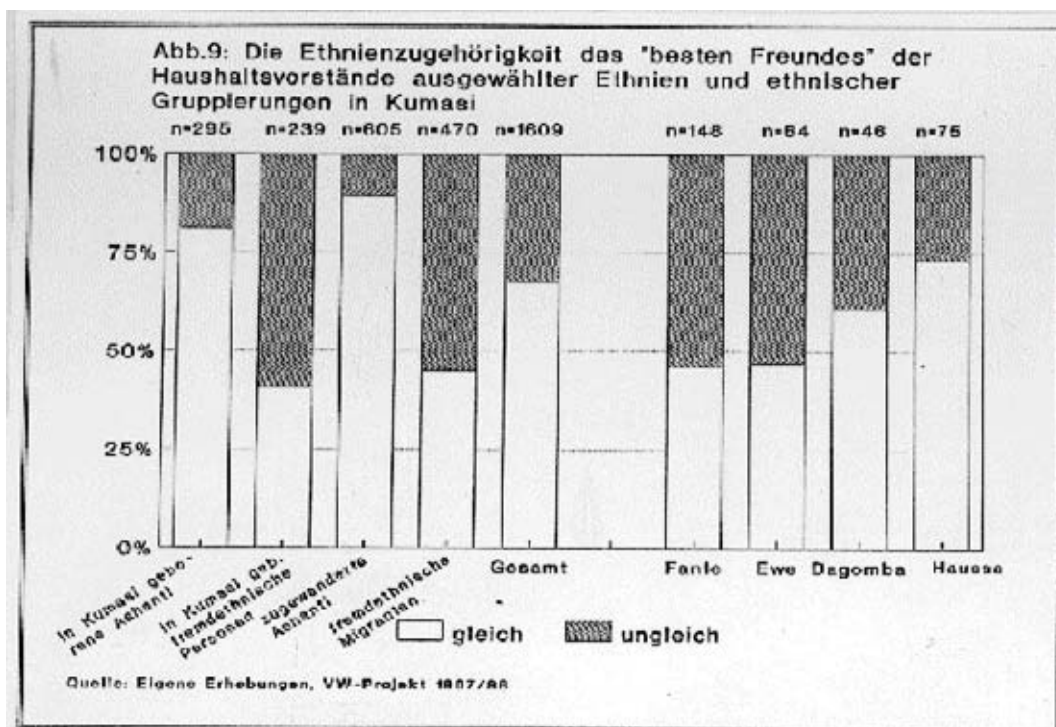
¹⁾Nur eingeschränkt aussagefähig, da zu geringe Grundgesamtheit (13)

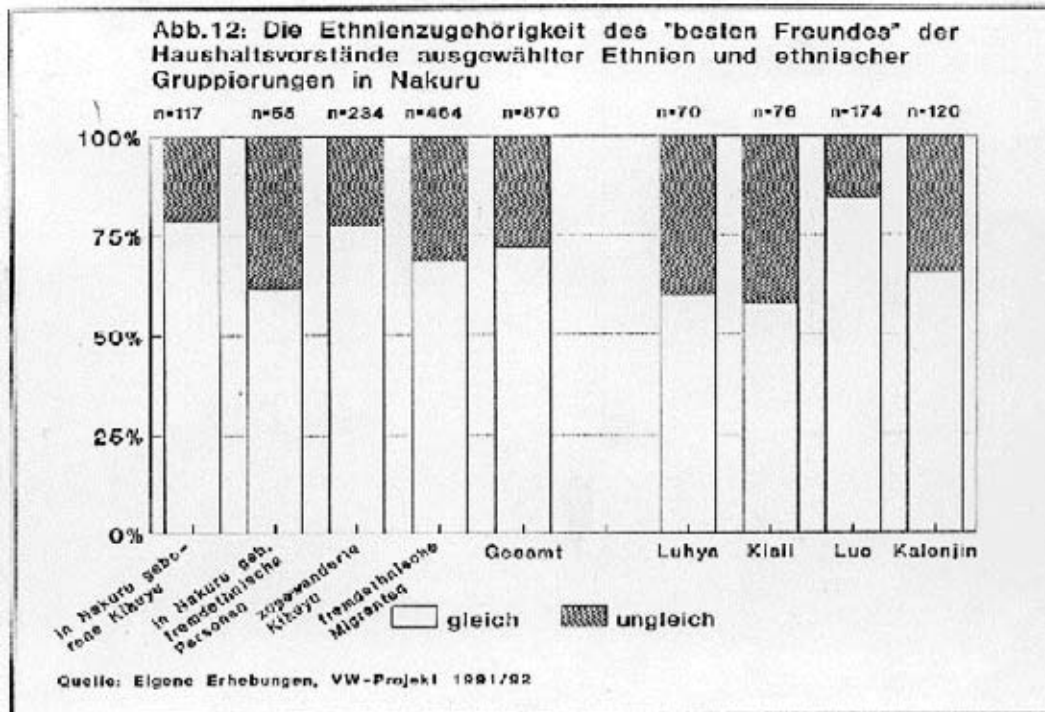
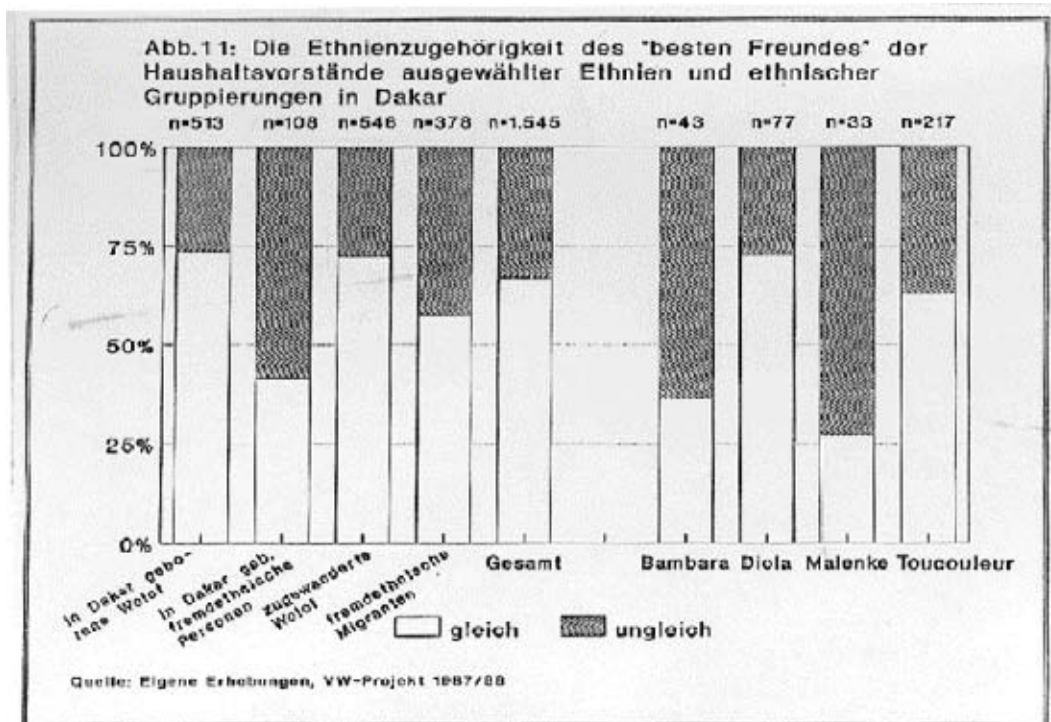


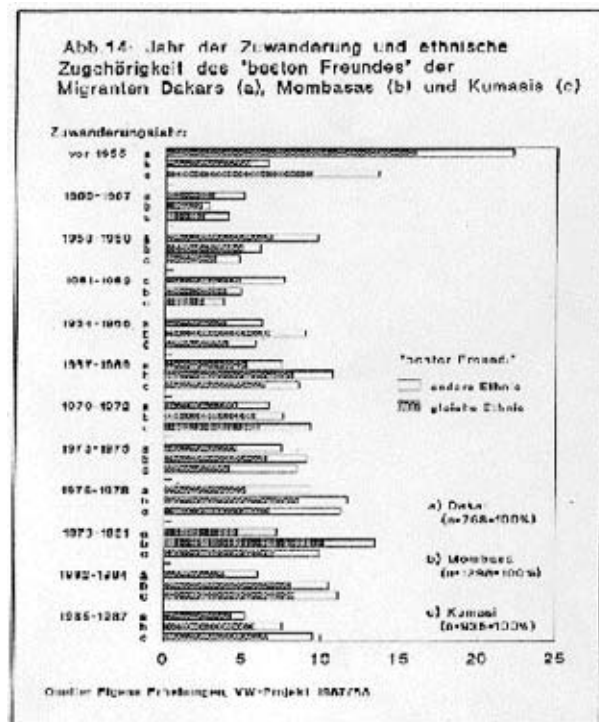
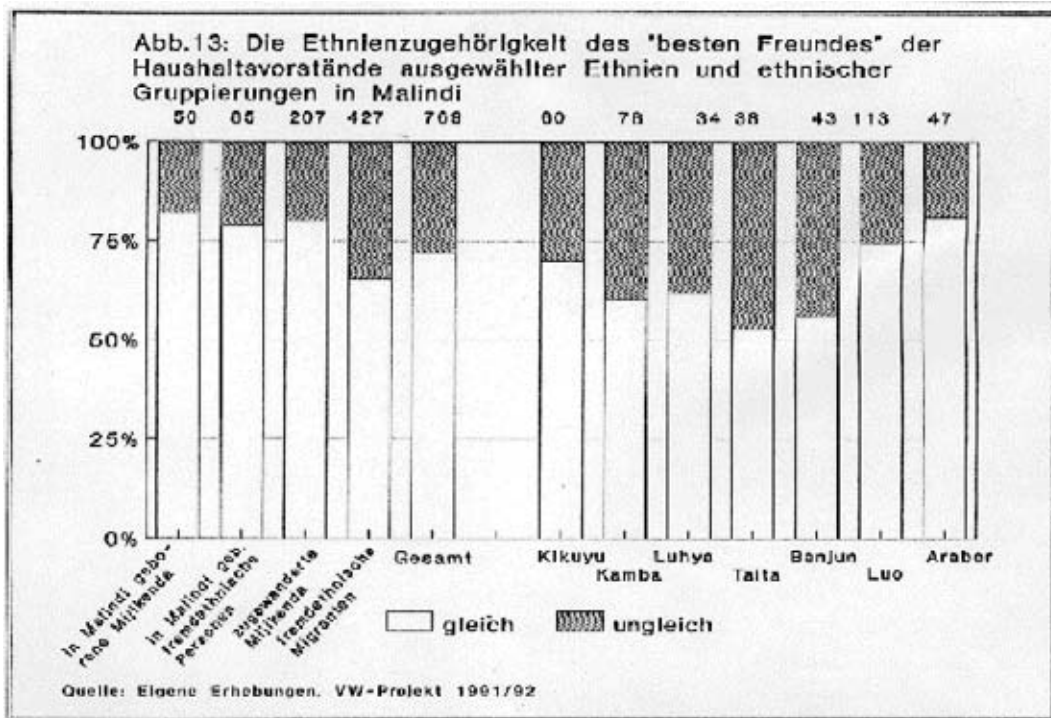


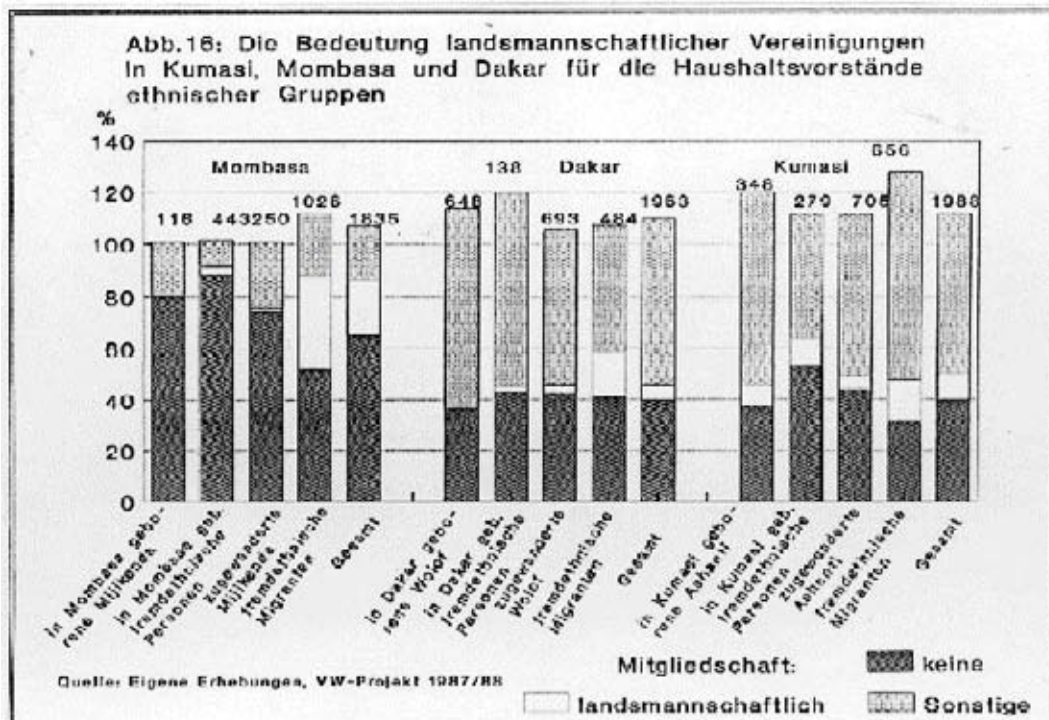
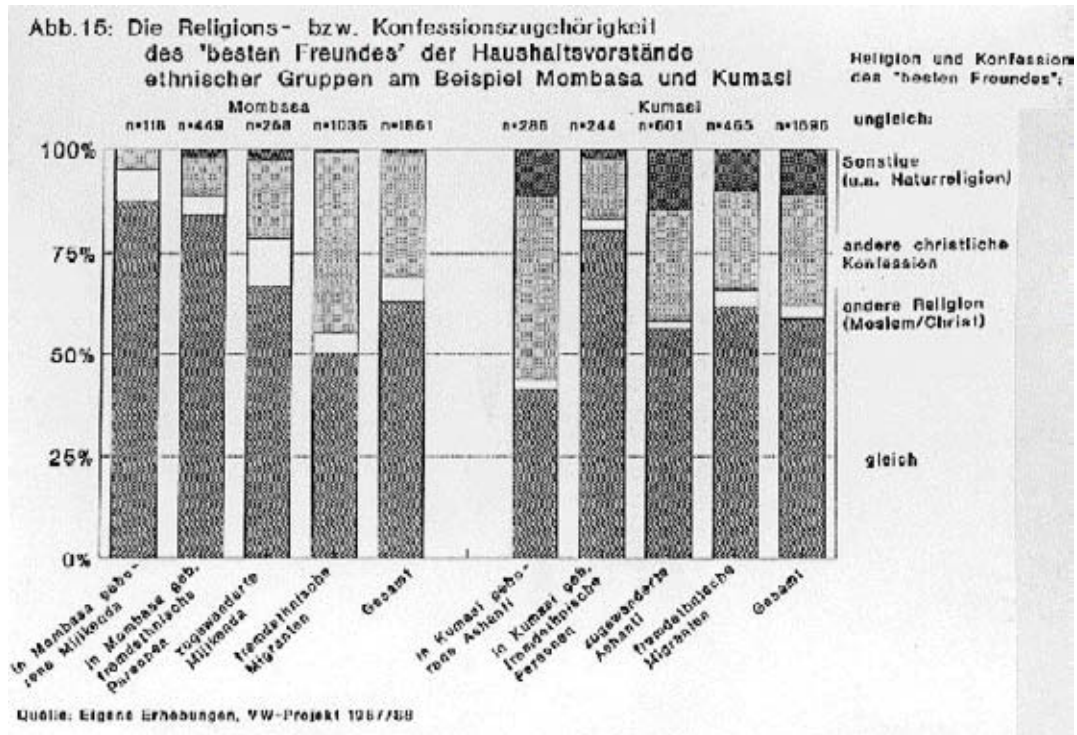


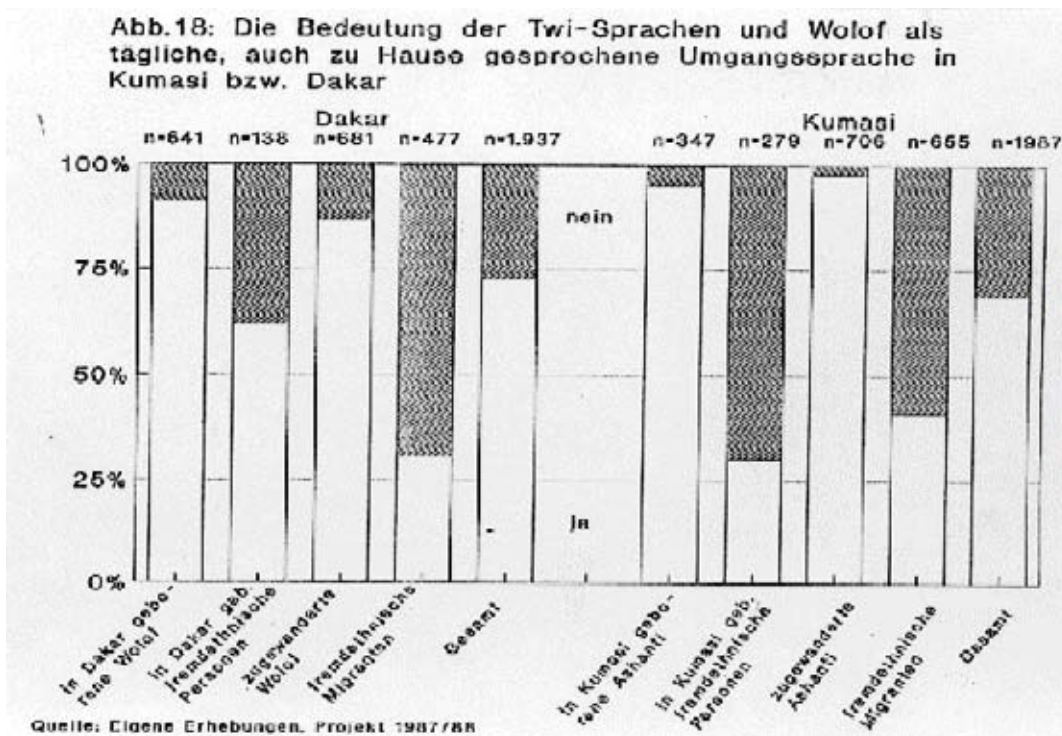
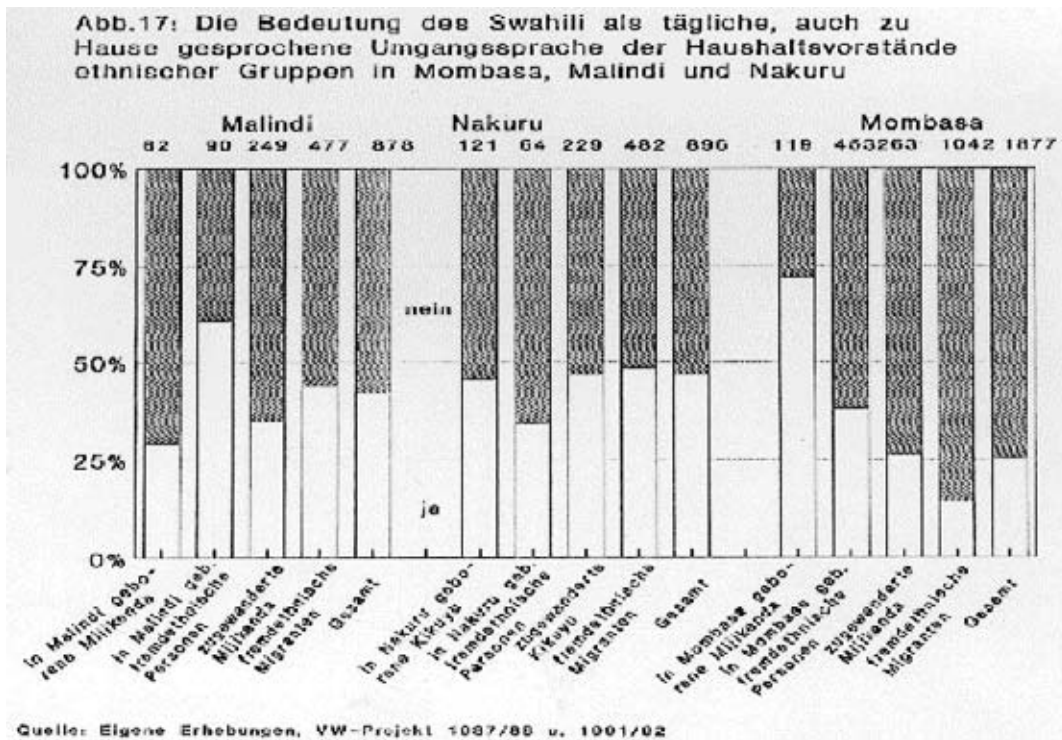












HENNER VON HESBERG**REALE UND IMMATERIELLE GRENZEN ROMS UND RÖMISCHER STÄDTE**

Gemeinwesen werden in bedeutsamer Weise durch ihre Grenzen definiert. Die Stellung des Einzelnen in der Gemeinschaft und zugleich auch die Gliederung der Bevölkerung und die Funktion des allgemein zugänglichen Raumes wird dadurch bestimmt. Die Qualität dieser Grenzen, die sich in ihrer sinnlichen Erfahrbarkeit ebenso äußert wie in ihrer Respektierung auf Grund bestimmter Regelungen oder auch in einem verinnerlichten Umgang ihrer Vorgaben, kann dabei sehr unterschiedlich ausfallen. Unsichtbare Grenzen üben bisweilen größere Wirkung aus als sichtbare. Denn eine starke Mauer ist oft nur Ausdruck von Unsicherheit, und gerade in dieser Hinsicht lehrt die Geschichte, daß solche Mauern meist nur bedingt Schutz gewährten. Eine Typologie von Grenzen, die sich an deren äußerem Aussehen orientierte, hätte an dieser Stelle kaum einen Sinn.

Für die Antike bildet die Stadt eine zentrale Lebenseinheit. Das gilt auch für das römische Weltreich, obwohl hier in größerem Umfang als zuvor territoriale Grenzziehungen hinzukommen.² Nicht allein äußere Grenzen definieren die Stadt, ebenso wichtig sind ihr Territorium und die innere Gliederung. Darunter sollte man verschiedene Aspekte auseinanderhalten: Indizien für die Grenzen selbst, z.B. Mauern, Grenzsteine, Gräben, Schranken u.dgl. mehr und die Objekte, die begrenzt werden sollen, privater gegen öffentlichen Besitz oder nur Lebensraum, profane gegen sakrale Zonen und viele andere Sektoren im antiken Lebensbereich. Es ist nun kaum möglich, alle die Grenzziehungen in ihren unterschiedlichen Funktionen an dieser Stelle ausreichend zu behandeln, denn die Art und Aufgabe wechselt im Laufe der Zeiten - immerhin handelt es sich um ca. 1000 Jahre - und von Ort zu Ort. In den östlichen, griechisch geprägten Provinzen fußte man auf anderen kulturellen Traditionen als in Italien oder den westlichen Provinzen.

Wichtiger ist es wohl, die Funktion solcher Grenzen anzusprechen. Sie schließen ab und strukturieren zugleich eine Gemeinschaft. Auf dieser Basis besitzen sie einen wichtigen kommunikativen Wert, denn sie definieren den von ihnen begrenzten Bereich nach innen und nach außen. Unter der Fülle der aus dem römischen Reich bekannten Erscheinungen sei deshalb ein zentraler Aspekt, nämlich die Umgrenzung des eigentlichen Stadtareals, herausgegriffen. Schon die mythische Überlieferung läßt die Verhältnisse im unklaren. Bei der Stadtgründung Roms hatte Romulus die Grenze mit der Pflugschar festgelegt und auch durch Aufheben des Pfluges die Lage der Tore bestimmt.³ In einer Version der Sagen sprang sein Zwillingsbruder über diese Linie, mißachtete damit die Regelung und wurde deshalb getötet.

Nicht erst die Mauer oder eine entsprechende Bewehrung galt als Grenze, sondern die imaginäre, mit dem *sulcus primigenius* festgelegte Linie.⁴ Was zunächst nur wie eine Markierung für die

2. H. Galsterer danke ich für klärende Hinweise. Es werden die in den Publikationen des Deutschen Archäologischen Instituts üblichen Abkürzungen verwandt. J. Vogt, Raumauffassung und Raumordnung in der römischen Politik, in: Das Neue Bild der Antike II (1942) 100ff. RAC XII (1983) 1095ff. s.v. Grenze (K.H. Ziegler). Umfassend: P. Catalano, Aspetti spaziali del sistema giuridico-religioso romano, mundus, templum, urbs, ager, Latium, Italia, ANRW II 16, 1 (1978) 440ff. Vgl. auch die Beiträge im 4. Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 1990 (1994).

3. Roscher IV (1909-15) 166ff. s.v. Romulus (J.B. Carter). H. Strasburger, Zur Sage von der Gründung Roms, SBHeidelberg (1968). A. Grandazzi, MEFRA 105, 2, 1993, 494ff. (zu Roma Quadrata).

4. Oxford Latin Dict. 1864 s.v. Sulcus, u.a. Varro, L.L. 5, 143. Ovid, Fast 4,825. Paul. Diac., Fest. p. 236 M. C.O. Thulin, Die Ritualbücher, Die etruskische Disziplin III (1909) 3ff. (zu den Quellen und zum Ritus). R.E.A. Palmer, The Archaic Community of the Romans (1970) 182ff.

Bauleute wirkt, erweist sich als religiös sanktionierte, tabubehaftete Grenzlinie. Die Grenze des Stadtgebietes hat für jedermann heilig zu sein, so konnte man die Botschaft des Mythos verstehen, und diese Botschaft wurde mit ihren Konsequenzen die gesamte römische Antike über in der Praktizierung desselben Rituals wachgehalten. In jeder römischen Koloniestadt legte der Gründungsbeamte auf dieselbe altväterliche Weise die Grenzen der Siedlungsfläche fest, und der Akt war es wert, in Bildern - vorwiegend auf Münzen - bisweilen auch auf Reliefs (Abb. 1)⁵ - vergegenwärtigt zu werden. Erst bei der Gründung von Konstantinopel wählte Konstantin einen anderen Ritus.⁶



Abb. 1: Aquileja, Relief mit Darstellung des *sulcus primigenius* (Foto Alinari 47109)

Betrachtet man daneben die Mauerringe römischer Städte, bietet sich ein recht vielfältiges Bild. Schon Rom selbst war offenbar lange Zeit ohne einen kontinuierlich durchlaufenden Mauerring ausgekommen. Die Überlieferung in den literarischen Quellen zur Mauer des Romulus oder der des Servius wird jedenfalls nur eingeschränkt durch entsprechende archäologische Quellen gestützt. Vielmehr vermitteln die Reste den Eindruck, einzelne Areale seien durch Verteidigungswerke gesichert gewesen, die Berghänge durch Mauern aus Tuff und die Ebenen durch Erdwälle. Dabei sind möglicherweise einzelne Höhen zu Festungen ausgebaut worden, während andere frei blieben. Erst nach dem Galliersturm mit der Belagerung des Kapitols - bei diesen Ereignissen finden keine Mauerringe Erwähnung - wird die sog. servianische Mauer errichtet, deren Reste noch heute an vielen Stellen zu sehen sind.⁷ Dabei dürfte das Fehlen archäologischer Indizien der Realität ent-

5. V.M. Scrinari, *Catalogo delle sculture Romane*, Museo Archeologico di Aquileia (1972) 193 Nr. 600. G. Brands, *AA* 1991, 586ff. Zu den Münzen u. Anm. 12.

6. *RE* IV (1901) 963f. s.v. Constantinopolis (Oberhammer). A. Alföldi, *On the Foundation of Constantinople*, *JRS* 37, 1947, 10-16.

7. G. Säfllund, *Le mura di Roma Repubblicana* (1932). E. Gjerstad, *Early Rome* IV 2 (1966) 349ff. L. Quilici, in *La Grande Roma dei Tarquini*, *Ausst. Rom* 1990 (1990) 29ff.

sprechen, denn auch die Städte Etruriens bleiben bis in das 4. Jh. v.Chr. hinein wie Rom ohne monumentalen Ring.⁸

Dieser Diskrepanz zwischen immateriellen, im Ritual verankerten äußeren Grenzen und der Bewehrung der Städte durch einen Mauerring sollen die folgenden Bemerkungen gelten, im Anschluß seien noch Grenzlinien im Inneren der Städte erörtert.

Unter den immateriellen Grenzen der römischen Stadt wird man zwei Erscheinungen trennen müssen. Die eine ist der *sulcus primigenius*, den wir schon aus den Erzählungen um Romulus kennengelernt haben. Das früheste Zeugnis läßt sich auf Cato d.Ä. zurückführen, der in seinen *Origines* schreibt, ein Stadtgründer müsse mit einem Gespann aus Stier und Kuh den Pflug so führen, daß die Erdschollen nach innen fallen. Nur an den Toren solle man den Pflug aufheben (Serv. zu Verg., *Aen.* 5, 755). Andere Quellen erweitern das Bild um etymologische Kombinationen und leiten die Bezeichnung *urbs* von *orbis* (die mit dem Pflug gezogene Kreislinie) oder *urvum* (Pflugschar) ab (ebd. I 12). Sie erklären auch genauer die Sitte, die Tore aus der Furche auszusparen, denn so könne man an diesen Stellen Dinge, die zwar notwendig, aber nicht rein sind, durch sie ein- und ausführen. Als Beispiel werden die Verstorbenen genannt (Plut, *Rom.* 1; ders. *Moralia* 270f.). Dem Mythos nach gehört das Ritual in die Anfänge der Stadtwerdung Roms und ist damit untrennbar verbunden.

Die andere immaterielle Grenze Roms ist das *pomerium*. Hierbei handelt es sich um eine Linie, die durch einzelne Grenzsteine (*cippi*) markiert wird und diese wohl in gerader Linienführung verbindet. So jedenfalls sieht es in der Kaiserzeit aus, aus der Zeit der Republik fehlen analoge Funde. Überhaupt fällt es schwer, die Anfänge dieser Einrichtung einigermaßen exakt zu bestimmen. Die Überlieferung bei den antiken Schriftstellern macht deutlich, daß die Einrichtung des *pomerium* mit der etruskisch-römischen Auguralpraxis zusammenhing. Von ihrem Beobachtungsplatz, dem *auguraculum*, aus legten die Auguren unter Beachtung der umliegenden Natur und der Himmelsgestirne das Achsenkreuz ihres Feldes mit *cardo* und *decumanus* fest. Ferner wurden auch die Grenzen bestimmt und mit entsprechenden Steinen markiert.⁹ Diese Festlegung gehörte zu den üblichen Aufgaben der Priester, freilich ist die Einrichtung des *pomerium* durch sie nicht ausdrücklich bezeugt, sondern nur daß die Auguren eine Vielzahl von Erklärungen des Wortes gegeben haben und eine enge Verbindung zur Mauer sahen.

Die Entstehungszeit in der Fixierung der Grenzlinie läßt sich vielleicht noch näher bestimmen, wenn man deren Funktion mit in die Überlegungen einbezieht. Innerhalb des *pomerium* durfte niemand bestattet werden, dort fanden keine *comitia centuriata*, d.h. Versammlungen der militärischen Formationen, statt, und überhaupt bleibt das Militär außen vor, weshalb auch Inhaber des *imperium* das *pomerium* nicht übertreten dürfen. Nur in Sonderfällen, z.B. bei Verleihung des Triumphes, könnten spezielle Regelungen getroffen werden. Ganz offensichtlich also diente das *pomerium* dazu, Welten voneinander zu trennen, den Bereich des Draußen mit Tod und Krieg und des Drinnen, von dem man diese Dinge möglichst fernhielt. Offenbar gab es auch konkrete Vorstellungen darüber, welche Gottheiten besser draußen blieben, aber nach den antiken Quellen waren diese Bestimmungen nicht unbedingt mit dem *pomerium* verbunden. So überliefert Vitruv (I 7, 1), daß die etruskischen Haruspices in ihren Ritualbüchern festgelegt hätten, die Tempel von Venus,

8. P. Fontaine bereitet eine größere Studie zum Thema vor, vorläufig AA 1994, 75ff., ders. MEFRA 106, 1994 (im Druck).

9. G. Gatti, Il pomerio di Roma imperiale, BuLLCom 1943, 166ff. R. Schilling, Le temple de Vénus Capitoline e la tradition pomériale, RevPhil 23, 1949, 27ff. M. Torelli, Un templum augurale d'età repubblicana an Bantia, RendStudMiscLinc 8, 21 (1967) 1ff. (zur Auguralpraxis). A. Magdelain, L'inauguration de l'urbs et l'imperium, MEFRA 89, 1977, 10ff. A. Prodocimi, La stella del templum augurale e la stella dei gromatici, ParPass 46, 1991, 37ff.

Mars und Vulcan sollten außerhalb der Stadtmauern bleiben, um Unzucht, bewaffnete Konflikte und Feuersbrünste von den Bürgern fernzuhalten. Diese Regelung fand keine Beachtung, offenbar konnte man aber entsprechende Vorstellungen leicht reaktivieren, z.B. wenn man in augusteischer Zeit unliebsame ägyptische Kulte aus dem Stadtgebiet verbannen wollte (Cass. Dio. 40, 47, 4; 53, 2, 4).

Die Eigenart der Bestimmungen weist nun auf eine Regelung vor allem im Innern des Stadt- bzw. Siedlungsareals. Solche Bestimmungen konnten gut im Zusammenhang mit der Gründung Roms zunehmend Gewicht erhalten haben. Bei diesem Vorgang wurden ja verschiedene kleinere Siedlungen zusammengeschlossen, eine auf dem Kapitolsberg, die andere auf dem Palatin, und weitere mögen sich anderswo befunden haben. In diesem Vorgang der Stadtwerdung wurden die Nekropolen dazwischen, z.B. die unter dem späteren Forum Romanum gelegene, aufgegeben, das sumpfige Gelände dort durch den Bau der Cloaca Maxima trockengelegt und das Gebiet insgesamt durch das *pomerium* eingefaßt.¹⁰ Generell läßt sich der Vorgang mit der Gründung anderer Städte, z.B. Athens, vergleichen. An Hand der Nekropolen ist zu verfolgen, wie im Anfang des 7. Jhs. v.Chr. das Areal der späteren Stadt von Begräbnisplätzen frei wird. Die zuvor versprengten einzelnen Siedlungsstellen wachsen dadurch zu einer geschlossenen Fläche - ob nun durch einen bewußt durchgeführten Akt, den Synoikismos, der Theseus zugeschrieben wurde, erzielt oder nicht - zusammen.¹¹

Für Rom dürfte der Vorgang nach Aussage der Beigaben in den Gräbern etwa in denselben Zeitraum (7. Jh. v.Chr.) anzusetzen sein. Die strengen, mit Tabuvorschriften belegten Gesetze sicherten die Integrität des Siedlungsareals. Niemand sollte mehr seine Ahnen in der Siedlung bestatten. Bewaffnete sollten vor allem auch bei politischen Entscheidungen außen vor bleiben und die Kulte im Einvernehmen aller Bewohner geregelt werden. Es ist aus dieser Logik heraus gut denkbar, daß derartige Tabus emotional mit strengen Ritualen abgesichert wurden; zugleich wird in der Einhaltung der Vorschriften das Gemeinschaftsgefühl gestärkt. Der Bedeutung dieser Einrichtung sollte dabei mehr Gewicht verliehen werden als den Bindungen an die Familie, was die Geschichte um Romulus und Remus lehrt.

Beide Einrichtungen nun, *pomerium* und *sulcus primigenius*, sind zwar miteinander verbunden, aber aus der antiken Überlieferung wird nicht recht deutlich, auf welche Weise. Livius (I 44, 3ff.) berichtet, der König Servius Tullius habe Rom um Quirinal und Viminal erweitert. Rings um die Stadt ließ er an der Wende vom 6. zum 5. Jh. v.Chr. einen Befestigungsring anlegen, den man in dem System der oben erwähnten Verteidigungswerke erkennen darf. So schob er das *pomerium* vor. Wieder folgt bei Livius ein etymologischer Exkurs, in dem die Meinung jener, *pomerium* leite sich von *postmoerium* ab, zurückgewiesen wird. Eigentlich müsse es nämlich *circamoerium* heißen, denn diesen Streifen zu beiden Seiten der Mauer hätten einst die Etrusker bei Gründung ihrer Städte exakt festgelegt und geweiht. Innen durften keine Häuser bis an die Mauer gebaut werden und außen nicht die Ländereien. Diesen Raum nannten die Römer *pomerium*, weil er hinter der Mauer als auch weil die Mauer dahinter war. Immer wenn sich die Stadt ausdehnte, wurden diese geheiligten Grenzen entsprechend der geplanten Ausdehnung der Mauer vorverlegt. Nach einer anderen Überlieferung bei Plutarch (Rom. 11, 4) gehört als Äquivalent zum *pomerium* der *mundus*, eine Grube auf dem Forum, in die alle Erstlingsfrüchte und -tiere hineingelegt wurden. Zum Abschluß brachte jeder eine Handvoll Erde aus seinem Herkunftsort und warf sie darauf.

10. F. Zevi, in La Grande Roma a.O. (Anm. 6) 47ff.

11. A.M. Snodgrass, The Dark Age of Greece (1971) 147ff. D.C. Kurtz - J. Boardman, Thanatos - Tod und Jenseits bei den Griechen (1985) 46ff. Abb. 3 a-c. I. Morris, Burial and City State (1989) 171ff. K.W. Welwei, Athen (1992) 66f. Zu Grenzen in Attika: H. Lohmann, in Stuttgarter Kolloquium zur Historischen Geographie des Altertums 4, 1990 (1994) 251ff.

Darauf umschrieb man um den *mundus* wie um das Zentrum in einem großen konzentrischen Kreis (*orbis*) die Stadtgrenze (*urbs*). Möglicherweise sollte die Präzision der Grenzlinien des *pomerium* die lockere Führung der Verteidigungswerke korrigieren. Die Grenzsteine bestimmten dabei exakt die Lage von Drinnen und Draußen.

Der *sulcus primigenius* bezeichnete dagegen vor allem den Verlauf der Stadtmauer und indirekt auch die Lage der Tore, das *pomerium* war zwar mit der Mauer zu verbinden, es bildete aber in viel stärkerem Maße eine Art magische Grenzlinie der Stadt. So fassen es eine Reihe lateinischer Schriftsteller auf. Varro z.B. (L.L. 5, 143) schreibt zum *pomerium*, es bilde die Grenze für die städtischen Auspizien, und es würde um Aricia wie auch um Rom durch *cippi* - eben nicht die Stadtmauer - gekennzeichnet. Die Städte (*oppida*) hießen deswegen vom Kreis (*orbis*) her *urbes*, und die Kolonien wären früher auch *urbes* genannt worden, weil sie ebenso wie Rom gegründet wurden. In Capua steht auf den *cippi*, sie stünden dort, wo auf kaiserlichen Befehl der Pflug gezogen sei (CIL X 3825). Auch die späteren Erweiterungen Roms lassen eine enge Verbindung oder gar Gleichsetzung von *pomerium* und *sulcus primigenius* zu. Tacitus (ann. XII, 23) überliefert für Claudius, er habe das *pomerium* erweitert nach der alten Sitte, die es denen, die das Reich vergrößerten, auch erlaube, die Grenzen (*pomerium*) der Stadt vorzuschieben. Außer L. Sulla und Augustus hätte es aber zwischen den Königen und Claudius niemand unternommen. Dann beschreibt der Autor den Verlauf des ersten *pomerium*. Die Furche zur Bezeichnung der Stadt (*sulcus designandi oppidi coeptus*) habe beim Rindermarkt angefangen, von da an wurden in bestimmten Zwischenräumen *cippi* aufgerichtet. Die Schilderung endet mit der Bemerkung, daß die von Claudius festgesetzten Grenzen (*termini*) - da in den öffentlichen Urkunden verzeichnet - leicht zu erfahren seien.

Was die Begriffe genau bedeuteten und wie sie sich voneinander abgrenzten, ist schwer zu ergründen. Schon die Zeitgenossen scheinen ihre Schwierigkeiten damit gehabt zu haben. Durch eine stete Absicherung der Regeln auch durch pseudorationale Erklärungen hatte sich die ursprüngliche Vorstellung wohl verunklärt. Andererseits belegen diese Bemühungen die große Bedeutung dieser Grenzziehungen auch noch in späterer Zeit.

Insgesamt ist festzuhalten, daß die äußeren Stadtgrenzen in den Gründungsakten der Städte Mittel- und später ganz Italiens strikt festgelegt wurden. Zwar ist uns die Anlage der Pomeriusgrenze nur für Rom, Capua und Ariccia direkt bezeugt, aber es gibt gute Gründe, solche Einrichtungen auch anderswo, z.B. in Pompeji, anzusetzen.¹² Die Sitte, die Grenze und den Verlauf der Mauer mit dem *sulcus primigenius* festzulegen, ist viel besser für eine große Anzahl von Koloniestädten bildlich belegt und reicht bis in das 3. Jh. n.Chr. hinein.¹³

Man könnte diese Dinge als belanglose Begleiterscheinungen im Vorgang der Stadtgründungen und -erweiterungen abtun, als religiösen Rahmen ohne Bedeutung, wenn sich in ihnen nicht ein grundsätzlicher Unterschied etwa zu den griechischen Städten anzeigte. Dieser Unterschied liegt pointiert gesagt in den konstitutiven Elementen der jeweiligen Städte, denn die griechische Polis definiert sich vor allem durch die Summe ihrer Bürger. Wenn die Umstände es erforderten, konnten sie von einem auf den anderen Tag ihren Hausrat zusammenpacken und an einer ganz anderen Stelle ihre Stadt neu gründen, wie es z.B. für Phokaea überliefert ist (Herod. II 178). Es finden sich auch Städte ohne eigentlichen Siedlungskern, bei denen die Bewohner weit verstreut im Areal der

12. H. Nissen, Pompejanische Studien (1877) 478ff. V. Kockel, Die Grabbauten vor dem Herkulaner Tor in Pompeji (1983) 11ff.

13. U. Kraft, Zur Münzprägung des Augustus (1969) 11ff. (Nicopolis). Kommentar zu Pausanias 7 u. 8 - Achaëa u. Arkadika (griech. 1980) 84 Abb. 32 (Patras). W. Trillmich, in Augustus und die verlorene Republik, Ausst. Berlin (1988) 508 Nr. 325. G. Brands a.O. (Anm. 4).

Polis wohnen.¹⁴ Der Synoikismos bedeutete dabei vor allem eine Bündelung der Kräfte, die Möglichkeit zur Konzentration des politischen Lebens; eigentlich notwendig war er nicht und wurde deshalb in vielen Gebieten erst verhältnismäßig spät in hellenistischer Zeit vollzogen.¹⁵ Eine weitere Konsequenz dieser strukturellen Eigenheit griechischer Städte sind z.T. riesige Mauerringe, die in hellenistischer Zeit bis zu 1.500 Stadien (ca. 270 km) lang gewesen sein sollen.¹⁶ Die Bürger hatten in diesem Areal große Bewegungsfreiheit, und die Mauer schloß die Gemeinschaft nicht eigentlich zusammen. Riten bei der Festlegung des Mauerverlaufs sind nicht überliefert, denn die berühmte Episode bei der Anlage der Mauer Alexandrias wird nur bei Curtius Rufus (IV 8,6) als makedonischer Ritus verstanden. Angeblich wurden die Linien mit Mehl oder Getreidekörnern markiert, die Vögel aufpickten. Dies sah man als glücksbringendes Vorzeichen an. Die übrigen Autoren, vor allem Strabon (17, 1, 6, p. 792), Arrian (III 2), Plutarch (Alex. 26,5) und selbst noch Ammianus Marcellinus (22, 16, 7) nennen übereinstimmend den Mangel an Kalk für die Markierung der Grundrisse als Grund, daß man nach einem Ersatz Umschau gehalten habe. Die Situation wird dabei nur unterschiedlich ausgemalt. Der Hinweis auf einen spezifischen Ritus ist deshalb wohl nicht ernst zu nehmen, zumal es auch sonst keinerlei weitere Nachrichten dazu gibt.

Die Gründungen von Stadtgrenzen vollziehen sich folglich im römischen Bereich ganz anders als im griechischen, sie sind mit einem aufwendigen Ritus verbunden, und diese Art hält sich über lange Zeit. Selbst also wenn die Zeremonien auf etruskische Vorbilder zurückgehen, muß man diese Dauer in der Anwendung der Riten erklären. Bevor man aber alle Erklärungen diskutiert, soll die Wirkung und Funktion der Pomeriumgrenzen am Beispiel Rom erläutert werden (Abb. 2).

14. M. Coppa, *Storia dell'Urbanistica I* (1981) 121ff. E. Greco - M. Torelli, *Storia dell'Urbanistica, Il mondo Greco* (1983) 299ff.

15. RE A IV (1932) 1435ff. s.v. Synoikismos (Kahrstedt).

16. Antiocheia in Baktrien: V. Tscherikower, *Die hellenistischen Städtegründungen von Alexander d.Gr. bis auf die Römerzeit*, 19. Suppl. *Philologus* (1927) 105.

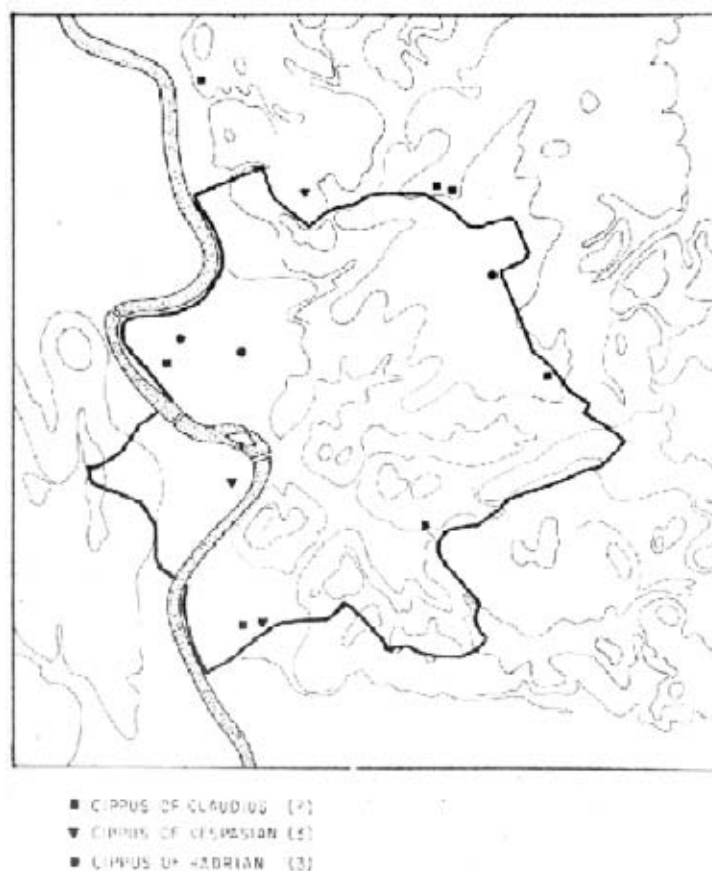


Abb. 2: Rom, Pomeriumgrenzen; Quadrate entsprechen claudischen, Dreiecke vespasianischen und Kreise hadrianischen Cippen. (nach Richardson, s. Anm. 16)

Damit hängt unmittelbar die Anlage der Mauern zusammen. Wie erwähnt wurde der erste massive Mauerring nach dem Galliersturm im 4. Jh. v.Chr. errichtet. Sein Verlauf deckt sich weitgehend mit dem des republikanischen *pomerium*, wie es Tacitus beschreibt, allerdings doch auch mit einigen Besonderheiten. Denn Aventin und Kapitol wurden von der Mauer eingeschlossen, aber nicht vom *pomerium*. Aulus Gellius (13, 14), der es für den Aventin berichtet, schließt wieder umfangreiche Spekulationen über die Ursachen an, u.a. die Erklärung des Messalla, der Hügel sei durch das Augurium des Remus vom Unglück beladen gewesen. In unserem Zusammenhang interessiert nur die Notiz, der Hügel sei dicht besiedelt gewesen, aber selbst Caesar und noch Augustus habe vermieden, ihn in das *pomerium* einzubeziehen.

Der Mauerverlauf dürfte primär von fortifikatorischen Überlegungen geleitet worden sein. Die Front zum Tiber z.B. blieb sehr kurz, und im übrigen folgt sie der Außenkante der sechs Hügel, die den Palatin im Zentrum umgeben. Auch die spätere, im 3. Jh. unter Aurelian errichtete Mauer wird nach solchen Gesichtspunkten angelegt. Der Verlauf des *pomerium* folgte anderen Gesetzmäßigkeiten. Sulla z.B. erweiterte es zwar, faßte aber den dichtbesiedelten Aventin nicht mit ein. Augustus dehnte das *pomerium* aus und ordnete die Stadt im Innern neu. Claudius, Vespasian, Titus und

Hadrian legten ebenfalls neue Grenzen an,¹⁷ die Funktion aber bleibt völlig unklar, auch wenn es Vermutungen gab, sie seien von religiös bedingten Motiven geleitet worden.¹⁸

Das Stadtbild jedenfalls wurde dadurch nicht besser begreifbar. Denn der in augusteischer Zeit lebende Autor Dionys von Halikarnass (4, 13, 3 f.) beschreibt es mit folgenden Worten: "alle bewohnten Plätze um die Städte - es sind viele und ausgedehnte - blieben schutzlos und ohne Mauern... Wenn jemand danach die Größe Roms bemessen wollte, würde er in die Irre geführt werden und hätte keinen sicheren Anhaltspunkt, an dem er erkenne, wie weit sich die Stadt erstreckte und wo sie aufhörte, Stadt zu sein. So eng ist die Stadt mit dem Land verbunden, und so sehr gibt sie dem Betrachter den Eindruck, sie erstrecke sich ins Unendliche. Sollte aber einer den Wunsch verspüren, die Größe an der Stadtmauer zu messen, deren Spuren trotz moderner Überbauung sich noch an vielen Stellen erhalten haben, würde er feststellen, daß sie kaum ausgedehnter sei als die von Athen". Das *pomerium* kann im Erlebnis der Stadt kaum Bedeutung gehabt haben, selbst wenn es sich um einen größeren Streifen Landes gehandelt hätte.¹⁹ Später nach Errichtung der Aurelianischen Mauer gewann diese offenbar die Bedeutung eines *pomerium*,²⁰ obwohl sie keineswegs sakral so ausgewiesen war und innerhalb des von ihr umschlossenen Areals hörten die Bestattungen auf.

Was bleibt, ist in bezug auf die Eindeutigkeit der Grenzen ein merkwürdig desolates Bild. Grenzen wurden penibel genau unter Beachtung diverser religiöser Vorschriften gezogen, aber für das Leben in der Stadt hatten sie nur eingeschränkt Bedeutung. Sie regulierten einzelne Vorgänge, z.B. die Lage der Nekropolen und den Aufenthalt militärischer Abteilungen, das Erlebnis der Stadt prägten sie spätestens seit der Zeit der Republik kaum noch.

Obwohl römische Theoretiker wie Hyginus (de limit, Lachen. 1, 180, 1) selbst darauf hinweisen, daß eine Stadt am schönsten wie ein Lager mit vier Toren eingerichtet sei, weil dann die Wege von draußen zum Markt für alle Bewohner gleich seien, hat sich diese Art keineswegs allgemein durchgesetzt. Vielmehr ist eine Freiheit im Umgang mit Grenzen und ihrer Fixierung auch in der Anlage von Mauerringen spürbar. Sie und die mächtigen Tore gelten als spezifisch römische Errungenschaft. Angesichts der mächtigen Bauten von Aosta und anderer Orte wird gerne vergessen, daß sie in ihrer praktischen und fortifikatorischen Funktion seit augusteischer Zeit offenbar untergeordnete Bedeutung besaßen. Nicht nur in Italien wurden einzelne Mauerringe gar nicht erst zu Ende geführt wie in Augusta Bagiennorum (Ligurien)²¹ oder mit Villen derart überbaut, daß sie eigentlich nur noch als Substruktionen dienten wie in den Vesuvstädten,²² sondern auch in den Provinzen und in Städten an den Reichsgrenzen. In Augusta Raurica z.B. wurden Tore und anschließend Kurtinen errichtet,²³ ein durchlaufender geschlossener Ring aber fehlte. In Emporio - Ampurias in Spanien oder später in Timgad wurden die Mauern spätestens im 2. Jh. durch Häuser

17. O. Richter, Topographie der Stadt Rom (1901) 64ff. L. Richardson, A New Topographical Dictionary of Ancient Rome (1992) 293ff. s.v. pomerium, Abb. 67.

18. H. Jordan, Topographie der Stadt Rom im Altertum I 1 (1878) 284f.

19. G. Lugli, Fontes ad topographiam veteris urbis Romae pertinentes I (1952) 129ff.

20. L. Cassanelli u.a., Le mura di Roma (1974) 35ff. Aufschlußreich ist der Befund in der Grabanlage an der Viale Manzoni, in dem nach der Errichtung der Aurelianischen Mauer keine Bestattungen mehr vorgenommen wurden, Nash, Rom II 311.

21. C. Carducci, Benevagienna - Scavi e scoperte, NSc 1950, 203ff. Plan. G.A. Mansuelli, Urbanistica e architettura della Cisalpina romana (1971) 121.

22. F. Noack - K. Lehmann-Hartleben, Baugeschichtliche Untersuchungen am Stadtrand von Pompeji (1976) 174ff. P. Zanker, Pompeji, 9 TrWPr (1987) 23f.

23. R. Laur-Belart, Führer durch Augusta Raurica ⁵(1988) 39ff.

ver- bzw. überdeckt.²⁴

Dennoch müssen Stadtmauern in der Vorstellung von Stadt eine wichtige Rolle gespielt haben. Die Einheit Roms wird nach Vergil (georg. III 535) durch den Mauerring hergestellt, der angeblich gleich von Anfang an die sieben Hügel umfaßt. Bilder von Städten zeigen das deutlich, z.B. ein Relief aus dem Fuciner See bei Avezzano (Abb. 3)²⁵, oder auch die prächtigen Tore, die erst in der frühen Kaiserzeit in Italien errichtet werden. Verona bietet die vielleicht schönsten Beispiele.²⁶

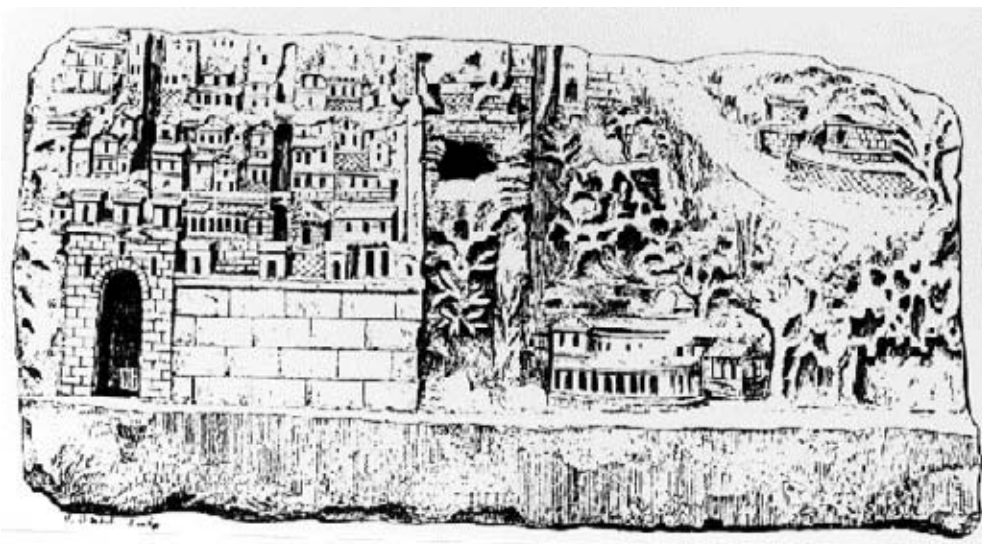


Abb. 3: Avezzano, Relief mit Wiedergabe einer Stadt (Foto Alinari 47035)

Diese Arten der Grenzziehung um die Städte herum hat offensichtlich kaum mehr praktische Bedeutung gehabt. Vielleicht konnte man dadurch besser Räuberbanden abwehren und leichter Zölle erheben. So aufwendiger Riten und Bauten hätte es aber kaum bedurft. Vielmehr schuf der Verweis auf die Grenzen wohl eher ein spezifisches Gemeinschaftsgefühl. Die Proklamation und Vorstellung von Grenze war wichtiger als ihre dingliche Gegenwart. Allerdings konnte ein Wandel der politisch-militärischen Situation die Vorstellung von Grenzen schlagartig ändern. Mit den Übergriffen von Barbaren auf das Reich errichtete man z.T. gewaltige Befestigungen um die Städte. Die Mauer des Aurelian ist nur ein besonders markantes Beispiel.²⁷ Überall im Reich wurden bisweilen in großer Hast am Ende des 3. Jhs. n.Chr. und zu Beginn des 4. Jhs. solche Mauern errichtet²⁸ oder - wie Deutz vor Köln²⁹ - zusätzliche Festungen mit dichter Folge von Türmen.

Hieran wird spürbar, wie sehr man in der mittleren Kaiserzeit auf die Befestigungen und sicheren Grenzen des Reiches vertraut hat. Aelius Aristides rühmt in seiner Rede auf Rom (39ff.), Mauern

24. E. Ripoll Perellò, Ampurias (1979) 66ff. Plan 4ff. Erstaunlicherweise wurde die unter Hadrian angelegte Neustadt von Italica wieder mit einem Mauerring umgeben, A. Garcia y Bellido, Colonia Aelia Augusta Italica (1979) 74ff. S. die Beiträge von J. Luzón Nogue und A. Blanco Freijero in P. Leon (Hrsg.), Italica (1982) 75ff. Die Mauer hatte also vor allem repräsentativen Wert. E. Boeswillwald - R. Cagnat - A. Ballu, Timgad (1905) 320ff. J. Lassus, Visite a Timgad (1969) 71ff. Abb. 39 Plan.

25. AD III Taf. 38. A. Geffroy, RA 36,2, 1878 Taf. 14.

26. Verf., in Die Regierungszeit des Kaisers Claudius - Umbruch oder Episode, Freiburg 1991 (1994) 245ff.

27. L. Cassanelli u.a., Le mura di Roma (1974) 34ff.

28. Verona: L. Franzoni, Verona - testimonianze archeologiche (1965) 76 Nr. 76. Abb. 56.

29. G. Precht, KölnJbVFrühGesch 13, 1972-73, 124f. M. Carroll-Spillecke, KölnJbVFrühGesch 25, 1994 (im Druck).

seien um das Reich, nicht um die Stadt herumgeführt. "Über den äußersten Ring des Erdkreises legt ihr ganz ähnlich wie bei der Umwallung einer Stadt noch eine zweite Grenzlinie an, die beweglicher und leichter zu bewachen ist ... Niemals vorher waren Mauern so stabil gebaut (R. Klein)". In der panegyrischen Formulierung des Rhetors aus dem 2. Jh. n.Chr. war das Reich insgesamt durch die Limesbefestigungen gegen die barbarische Welt außen herum geschützt. Im Inneren des Reiches kamen gewiß andere Aspekte hinzu. Die Verwaltungsgrenzen der Städte und des Territoriums waren in Katasterplänen und Grundbüchern fixiert.³⁰ Die Grenzen der Areale waren im Gelände vor allem im rechtwinklig geführten Wegenetz und wahrscheinlich auch an *cippi* erlebbar. Städtischer Grund muß dabei erkennbar von privatem getrennt gewesen sein. Dazu dienten wahrscheinlich wiederum *cippi*, die Grundstücke wurden aber auch großräumig durch Hecken und Mauern herausgehoben.³¹ Villen z.B. oder Grabareale konnten auf dieselbe Weise abgegrenzt werden, wobei man sich in Einzelfällen auffälliger Zusätze bediente wie der verkleinerten Stadttürme in den Villen aus der Umgebung von Cosa.³² Hierbei verändern sich freilich auch die Qualitäten von Grenzen. Denn mit einem Rückzug in die Lebenssphäre der Privatheit, wie es in der Kaiserzeit spürbar ist, gewinnen Aspekte der Abschirmung dieser Sphäre an Bedeutung. Der Zugang oder der Einblick wird deutlich erschwert.

Die Trennung des öffentlichen Raumes von privatem dürfte innerhalb der Städte die schärfsten Grenzen hervorgebracht haben. Diese Grenzen werden streng kontrolliert und von Beamten oder selbst Kaisern revidiert.³³ Die Häuser waren eindeutig abgesetzt und von hohen Mauern umschlossen.³⁴ Das gilt freilich in gleicher Weise für öffentliche Anlagen wie Thermen, Marktgebäude und für Tempelbezirke.³⁵ Dabei konnten innerhalb der Areale im öffentlichen Besitz zusätzliche Begrenzungen hinzukommen. So wurden z.B. die Fora in der frühen Kaiserzeit fast durchweg gegen den Wagenverkehr gesperrt, und Wasserleitungen und Flußläufe durch einen breiten Landstreifen zu beiden Seiten geschützt, in dem nicht gebaut werden durfte³⁶. Heiligtümer besaßen ihre eigenen, sakral sanktionierten Grenzen. Wiederum gibt es dabei zeitlich und räumlich bedingte Veränderungen.

Rom selbst war ja angeblich schon durch Servius Tullius in vier *regiones* aufgeteilt worden, nach denen die *tribus* hießen und die die sog. Argeerkapellen als religiöse Mittelpunkte besaßen. Augustus erweiterte in den Jahren 12-7 v.Chr. die Zahl auf 14, wobei die Viertel vor allem wohl Verwaltungseinheiten darstellten, denen entsprechende *cohortes vigilium* (Feuerwehreinheiten) zugeordnet waren.

Rom hat in der Zeit der Republik als extrem unübersichtlich und deswegen auch als unschön

30. Zum Limes: B. Isaac, *The Limits of the Empire* (1990). Das beste Beispiel für Kataster bietet Orange: A. Piganiol, *Les documents cadastraux de la colonie d'Orange*, 16. Suppl. Gallia (1962). F. Salviat, *RANarb* 18, 1985, 277ff. Vgl. O. Behrends - L. Capogrossi (Hrsg.) *Die römische Feldmeßkunst - Interdisziplinäre Beiträge zu ihrer Bedeutung für die Zivilisationsgeschichte Roms* (1992).

31. CIL 1² 639-45 (*Cippi*) RE XIII (1926) 674. 680ff. s.v. *Limitatio* (Fabricius). Verf., in *Bauplanung und Bauplanung der Antike*, Koll. Berlin 1983 (o.J.) 120ff. (Grundrißpläne mit Grenzangaben).

32. A. Carandini (Hrsg.) *Settefinestre - una villa schiavistica nell'Etruria Romana*² (1985) 121ff.

33. Pompeji: CIL X 1018. A. Varone, in *Pompeji wiederentdeckt*, Ausst. Hamburg 1993 (1993) 224 Nr. 160. Ephesos: D. Knibbe - H. Engelmann - B. Iplikcioglu, *ÖJh* 59, 1983, Beibl. 223 Nr. 59 a und b. Vgl. Ch. Börker u.a., *Die Inschriften von Ephesos II* (1979) 235 Nr. 566.

34. *Vitr.* 6,5.

35. Ein prominentes Beispiel stellen die Brandmauern des Augustusforum dar: H. Bauer, in *Roma - archeologia nel Centro I* (1985) 229ff. Abb. 3ff.

36. H. Jordan, *Topographie der Stadt Rom im Altertum* 1, 1 (1978) 427ff. Helbig III^d (1969) Nr. 2439-2448 (Tiberbegrenzung). W. Eck, in *Die Wasserversorgung antiker Städte* 2 (1987) 58ff.

gegolten³⁷. Caesar soll deshalb seine Errichtung an anderer Stelle geplant haben (Cic., Ad Att. 13, 33, 1.). Mit der neuen Binnengliederung schafft man keine Zusammenhänge und die Möglichkeit neuer Beziehungsgeflechte innerhalb der Stadt. In gleicher Weise hat es auch Agrippa während seiner Aedilität 34/33 v.Chr. mit der Anlage von ca. 700 Brunnen erstrebt.³⁸ Auf diese Weise entstehen einander überlagernde Kommunikationssysteme der innerurbanen Gemeinschaftlichkeit. Diese Eingriffe bleiben nicht ohne Folgen, denn die *vici* gewinnen offenbar nach der Teilung zunehmend den Charakter zusammengehöriger Viertel, die im 2. Jh. n.Chr. eigene Namen annehmen, z.B. Trans Tiberim (Trastevere). Die Regionenverzeichnisse der konstantinischen Zeit geben eine genaue Auflistung ihrer Gebäude, was zusätzlich für eine verwaltungsmäßig vorgenommene Unterteilung spricht.³⁹ Die Regionenteilung wurde später auf Konstantinopel übertragen. Hinzu kamen in Rom noch die *vici*, ebenfalls unter Augustus eingerichtet, deren Zahl sich in flavischer Zeit auf 307 belief. Sie waren vor ihm religiös motiviert und sollten den Kaiserkult pflegen. Ob sich die Grenzen von *vici* und *regiones* im Stadtbild an Trennlinien bemerkbar machten, bleibt eher unwahrscheinlich.

Ebenso fehlen alle Zeichen für eine soziale Abgrenzung nach Stadtvierteln. Selbst in einem der übelsten Viertel Roms, den Subura, haben Caesar und Mitglieder des Senats wie der Konsul L. Arruntius Stella gewohnt.⁴⁰ Oft rückten ja Neusiedler oder Veteranen in bestehende Bürgerstädte ein, so 272 v.Chr. in Paestum oder 89 v.Chr. in Pompeji.⁴¹ Es gibt nicht die geringsten Hinweise darauf, daß als Folge eines der beiden Bevölkerungsteile sich in ein Ghetto zurückzog. Waren Städte durch Mauern unterteilt wie das in Spanien gelegene Emporio,⁴² handelt es sich wohl auch um rechtlich getrennte Gebiete. Dies läßt sich auch bei Berufs- und Religionsgemeinschaften nicht beobachten. Nur das Militär blieb ganz an das Lager gebunden, in Rom sehr deutlich im Prätorianerlager und in den kleinen Lagern der *vigiles* und der *equites singulares* zu sehen.⁴³

Römische Städte waren im Inneren durchlässig und wirkten integrierend. Dies prägte auch das Stadtbild. Denn innerhalb des öffentlichen Raumes existierten nur eingeschränkt Grenzen. Vielmehr gab man sich offen. Die Grenzen dienten der Orientierung und Ordnung. Mit ihrer Hilfe erlebte man die Bedeutung der umschlossenen Räume. Je nach Gestaltung der Grenzen konnte dabei die Bedeutung hervorgehoben oder gemindert werden, in der Kombination verschiedener individuell gestalteter Grenzziehungen wie z.B. bei der Anlage der Städte konnte auch ein ganzes Bedeutungsfeld evoziert werden. Der Gründungsakt im *sulcus primigenius*, die sakrale Unantastbarkeit im *pomerium* und der Schutz der Bürger und ihres Gemeinwesens in der Mauer. Im Unterschied zur griechischen Praxis und auch zu modernen Erscheinungen liegt in der Veranschau-

37. Verf., in *Munus non Ingratum*, Vitruvkkolloquium Leiden (1989) 134ff.

38. Plin, n.h. 36, 21. J.-M. Roddaz, *Marcus Agrippa* (1984) 150f.

39. H. Jordan, *Topographie der Stadt Rom II* (1871) 539ff.

40. Caesar: Suet., *Caes.* 46. L. Arruntius Stella: *Mart.* 12, 3, 9.

41. In Paestum wird damit die Anlage des Forums verbunden, M. Mello, *Paestum Romana* (1974) 137ff. E. Greco - D. Theodoresen, *Forum Nord, Poseidonia - Paestum III* (1987) 11ff. in *Pompeji verschiedene Gebäude*, V. Kockel, in *Römische Gräberstraßen*, AbhMünchen (1987) 182f.

42. E. Ripolee Perelló, *Ampurias* (1979) 9ff. Plan.

43. E.M. Steinby (Hrsg.), *Lexicon Topographicum Urbis Romae A-C* (1993) 247ff.

lichung der Grenzziehungen und dem differenzierten Spektrum verschiedener Formen die Eigenart von Grenzen im Imperium Romanum.

REINHARD SENFF**GRUPPEN UND GRENZEN IN DER GRIECHISCHEN STADT**

Die Bevölkerung jeder griechischen Polis erweist sich nach den literarischen und epigraphischen Quellen als ein dichtes Netz gesellschaftlicher, politischer und religiöser Gruppen, die in ihrem Umfang von den Mitgliedern eines einzelnen Oikos über größere Verbände wie Phylen oder Phratrien bis hin zum Demos reichen, in seiner umfassendsten Wortbedeutung der freien Gesamtbevölkerung auf dem Polisterritorium. Der Versuch, auch nur die wichtigsten Gruppen zu charakterisieren, würde bei weitem den hier zur Verfügung stehenden Raum sprengen.¹ Ich möchte mich daher im folgenden darauf beschränken, einige Schlaglichter auf die für unser Thema in der archäologischen Forschung besonders wichtigen und ergiebigen Materialkomplexe und die damit verbundenen Fragestellungen zu werfen.

Versucht man auf der Grundlage der materiellen Hinterlassenschaft griechischer Städte oder Staatsgebilde Aussagen über die Gruppen zu machen, aus denen sich ihre Bevölkerung zusammensetzt, die Abgrenzung gegeneinander oder die Überwindung der Grenzen, so wird sich das Resultat in Vielem nicht mit dem decken, was aus der Interpretation schriftlicher Quellen entsteht.² Viele Fragen können mit dem Bestand der erhaltenen Denkmäler nicht beantwortet werden. Dies hat hauptsächlich zwei Gründe. Zum einen hängt die Möglichkeit, Antworten auf bestimmte Fragen zu erhalten, natürlich von dem - oft zufälligen - Erhaltungszustand ab. Zum anderen engen die Grenzen der Gattungen, innerhalb derer die Gegenstände ursprünglich geschaffen worden sind, die möglichen Fragen weiter ein. Daraus ergeben sich Blickwinkel und Erkenntnisgrenzen der Archäologie.

Eines der auffälligsten Resultate ist, daß die archäologischen Dokumente zusammengenommen ein auf den Kopf gestelltes demographisches Bild antiker Städte zeichnen, wenn wir die quantitative Verteilung der Bevölkerung auf bestimmte Gruppen nach literarischen oder epigraphischen Anhaltspunkten zu Grunde legen.

Während die ausgegrabenen Häuser, öffentlichen Bauten und Grabanlagen zahlreiche, auch differenzierte Informationen zu archaischen Adelsfamilien oder den Bürgern der klassischen Demokratien liefern, müssen Aussagen zu Metöken oder Sklaven, die zahlenmäßig sicher einen größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung hatten, sehr pauschal bleiben, weil hier kaum Material für eine archäologische Untersuchung vorhanden ist. Die uns erhaltenen Kunstobjekte oder Bauten wurden meist von einer geringen Zahl Begüterter, die zu ihrer Herstellung die erforderlichen Mittel besaß, in Auftrag gegeben. Auf die Angehörigen der unteren Gesellschaftsschichten kann dagegen meist nur indirekt geschlossen werden, da sie nicht in gleicher Weise wie die Adligen und die Vollbürger Immobilien besaßen oder mit anderen anspruchsvollen Monumenten in Erscheinung treten konnten.

Wichtigste Informationsquelle sind in unserem Zusammenhang Bauwerke öffentlicher und privater

1. Einen knappen Überblick mit weiterführender Lit. bei Schmitt-Pantel 1990, bes. 205 ff. Bei der Komplexität der hier erwähnten Fragekomplexe ist es nicht möglich, die reiche Sekundärliteratur ausführlich zu zitieren. Ich beschränke mich daher auf die wichtigsten Werke der neueren Literatur, in denen weiterführende Hinweise zu finden sind.

2. Die Problematik der verwendeten Begriffe Stadt, Polis, Staat kann in diesem Zusammenhang nicht näher erörtert werden. Vgl. dazu bes. Kolb 1984, 12 ff.; ders. 1994, 181 ff.; Sakellariou 1984; Gawantka 1985; Audring 1989; Lewis 1990; 245; 260 ff.

3. Zu diesen Bevölkerungsgruppen vgl. Garlan, 1983; Davies, 1983, 109 ff.; Traill 1975; Whitehead 1979.

Art oder Monumente wie Statuen und Inschriften. Für die "Stadtkulturgeschichte" im weiteren Sinn sind aber auch Gegenstände von Interesse, die nicht unmittelbar im Weichbild der Stadt oder ihrem Umland in Erscheinung traten, dafür aber wichtige Elemente des Stadtlebens festhalten, die anderweitig nicht oder nicht so detailliert überliefert sind. Beispielsweise berichten die Bilder griechischer Vasen viel über das Symposion, einen der Kristallisationspunkte der griechischen (Männer)kultur und wohl eines der tragenden Elemente "urbaner" Lebensweise.⁴ Reliefs wie der Parthenonfries enthalten wichtige Informationen über den Festzug anlässlich der großen Panathenäen, dessen Verlauf vom Pompeion bis zur Akropolis einen wesentlichen Teil Athens geprägt hat. Die Deutung dieser Bilder bereitet allerdings oft Schwierigkeiten, da mythische Ereignisse häufig an die Stelle historischer oder gesellschaftlicher Vorgänge treten. Der Mythos ist zwar nicht gesellschaftsunabhängig entstanden und hinter ihm können sich konkrete historische Konstellationen verbergen, nur ist es nicht immer leicht, diese hinter den Chiffren aufzuspüren.⁵ Wichtigster Grundbestandteil der griechischen Polis ist zu allen Zeiten die Familie, der einzelne Oikos, wobei das Wort gleichermaßen die Blutsverwandten und die im weiteren Kreis dazugehörigen freien und unfreien Mitbewohner des Hauses, als auch das Gebäude selbst in seiner physischen Beschaffenheit bezeichnet. ⁶In den homerischen Epen, besonders aber bei Hesiod spielt der Oikos eine wichtige Rolle, und noch in späteren staatstheoretischen Schriften, wie der Politik des Aristoteles, wird vom einzelnen Haushalt in politischer Hinsicht als Grundeinheit der Polis ausgegangen.⁷ Aus der Perspektive des mittelständischen Bauern empfiehlt Hesiod die Konzentration auf den eigenen Oikos und seine Vergrößerung, gemäß der Überzeugung, "im Hause ist es besser; denn was vor der Tür ist, bringt Schaden" (Erga 365). Das Beste ist die größtmögliche Autarkie des einzelnen Hausstandes, die seiner Meinung nur durch eigene Arbeit erreicht werden kann. Die soziale Stellung des Einzelnen ist ganz vom Besitz des Hauses und dem damit verbundenen landwirtschaftlichen Betrieb abhängig, und der Verlust zieht den völligen gesellschaftlichen Abstieg nach sich. Hier scheint es keine Auffangmöglichkeiten in übergeordneten Sippenverbänden oder anderen gesellschaftlichen Gruppen zu geben. Auch in größeren Siedlungen, dem Dorf Askra oder der nächsten Polis erkennt Hesiod keine wertvollen gesellschaftlichen Beziehungen. Hesiod dürfte hier allerdings ein extremes Unabhängigkeitsideal vertreten, denn schon im 7. Jh.v.Chr. sind uns namentlich in den Kolonien zahlreiche Beispiele von Stadtgebilden bekannt, deren interne Raumgliederung ohne ein hohes Maß an gesellschaftlichem Konsens kaum vorstellbar ist. Gleichgroße Hausparzellen und Landlose setzen politische Absprachen und regulierende Mechanismen voraus, wie das Phänomen der griechischen Kolonisation überhaupt ein großes Maß an Kommunikation und Mobilität in der frühen griechischen Gesellschaft beweist.⁸

Die vom Denkmälerbestand her nächstliegende Frage ist die nach der topographischen Aufteilung des Stadtgebietes und der Verbindung von Gebäuden mit bestimmten Bevölkerungsgruppen. Sucht man gleichsam stratigraphisch in den ältesten Schichten der Städte nach Zeugnissen für die frühen Phasen der geometrischen und archaischen Epochen, so muß man generell feststellen, daß es bisher nicht möglich ist, in dieser Zeit die Bevölkerungsgruppen nach bestimmten Wohnverhältnissen eindeutig und großflächig zu klassifizieren. Vom Grabungsbefund her läßt sich in der Regel noch nicht sagen, wo die reichen oder ärmeren Bevölkerungsteile einer Stadt wohnten, oder wie sie wohnten.⁹ Von den Wohnsitzen der Tyrannen oder Oligarchen einer Stadt fehlen leider auch da alle

4. Zum Symposion und seiner Bedeutung vgl. Gossel-Raeck 1990 m. Lit., Osborne 1983.

5. Zu dieser Frage ausführlicher Hölscher 1973; Knell 1990.

6. Spahn 1980, 539 ff.

7. Aristoteles, Politik 1252 b 10; 1253 b 1 ff. Vgl. Kolb 1994.

8. Zur griechischen Kolonisation in diesem Zusammenhang vgl. Purcell 1990. Zu kolonialen Stadtanlagen Hoepfner/Schwandner 1994, 1 ff. mit weiterer Lit.

9. Einen Überblick über die am besten bekannten Orte unter diesem Aspekt gibt Drerup 1979.

Spuren, wo uns literarische Quellen über das Vorhandensein ihrer Wohnungen informieren.¹⁰ Geht man vom Grundriß ausgegrabener Gebäude aus, so können lediglich in einzelnen Fällen in besonders großen Bauten die Residenzen der Aristokraten vermutet werden.¹¹ Aber hier ist auch nicht immer klar, ob es sich um Adelsitze oder kollektive Repräsentationsbauten früher Polisgemeinschaften handelt, die architektonische Elemente des aristokratischen Megarons übernehmen.¹² Es ist allerdings ziemlich sicher, daß zumindest die städtischen Wohnungen auch der höheren Gesellschaftsschichten nicht besonders aufwendig waren, und auf keinen Fall dem Anspruch genügten, den größere Stadthäuser späterer Epochen, etwa auf Delos oder in Pompeji verkörpern.¹³ Der Großteil der Bevölkerung wohnte in bescheidenen Häusern, die anfangs meist nur aus einem einzigen, für alle Zwecke benutzten Raum bestanden und erst nach und nach mehrere oft um einen Hof gruppierte Räume umfaßten.¹⁴ Die Verdichtung der innerstädtischen Bebauung führte in der Folge zur Abgrenzung des Bodenbesitzes, zunächst vielleicht mit Zäunen oder Hecken, schließlich durch solide Mauern, die zwischen den Einraumhäusern gezogen wurden. Bei Häusern auf dem Land war eine Hofmauer aus Schutzgründen wohl schon von Anfang an unerläßlich.

Mehr als irgendeine andere Bevölkerungsgruppe hat in archaischer Zeit die Aristokratie sichtbare Spuren auf dem Polisterritorium hinterlassen. Das liegt in erster Linie an der Konzentration wirtschaftlicher und finanzieller Macht in den Händen der Oberschicht. Ihre Ressourcen ermöglichten es den Mitgliedern der reichen Familien nicht nur, feste Häuser in den Siedlungszentren oder aufwendige Landhäuser zu erbauen. Besonders die kostbaren Weihgeschenke in den Heiligtümern oder die großen Grabanlagen sind dem Bestreben der einzelnen Adelsfamilien zu verdanken, Macht und Reichtum zur Schau zu stellen.¹⁵ Die uns bekannten Grabstätten konzentrieren sich an den wichtigen Toren der Städte, finden sich aber auch zu allen Zeiten auf dem Lande in der Nähe großer Gutshöfe, was darauf schließen läßt, daß ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung auf dem Lande lebte und nicht nur von der Stadt aus Ackerbau betrieben wurde.¹⁶

Bezeichnend für das Konkurrenzverhalten der großen Familien in der archaischen Epoche ist die Überschreitung der Territorialgrenzen der eigenen Polis. Der Wettstreit ist natürlich umso wirkungsvoller, je größer die Bühne ist, auf der er ausgetragen wird; daraus resultiert die reiche Ausstattung panhellenischer Heiligtümer wie Olympia oder Delphi. Selbst da, wo es um Hegemonialbestrebungen innerhalb eines Gemeinwesens geht, können auswärtige Heiligtümer zum Schauplatz der Ansprüche werden, wie Delphi im Falle der Auseinandersetzung zwischen Alkmaoniden und Peisistratiden um die Macht in Athen.¹⁷ Auch in ihrer Familienpolitik überschreiten die adligen Familien die engen Grenzen der Polis. Mit Heiraten oder politischen Bündnissen werden Beziehungen zu weit entfernt liegenden Gemeinwesen geknüpft. Im Vordergrund steht hier in erster

10. Kiegeland 1993; Marzolff 1994, 261.

11. Ein regelrechter Palast wie der von Larissa am Hermos ist eine seltene Ausnahme, in diesem Falle deutlich unter dem Einfluß der angrenzenden orientalischen Königreiche, vgl. Boehlau/Schefold 1940; Lauter 1975; Kiegeland 1993, 50 f.

12. Vom Ausgräber wurde der Antebau von Emporio als Fürstensitz gedeutet (Boardman 1967, 31 ff., 249). H. Drerup hat aber darauf hingewiesen, daß es hier keine der in diesem Fall notwendigen Wirtschafts- und Vorratsräume gibt und eine Deutung als Versammlungsraum der Bürgerschaft vorgeschlagen (Drerup 1979, 90.). Ein ähnliches Problem gibt es auch bei der Interpretation des Gebäudes in IV-1 von Nichoria vgl. Sourvinou-Inwood 1990, 6 m. Anm. 38. Vgl. auch Mazarakis-Ainian 1988.

13. Zu Delos vgl. Kreeb 1988; Hoepfner/Schwandner 1994, 293 ff.

14. Vgl. die ältesten Phasen der Besiedlung in Milet, v. Graeve/Senff 1990, 44 ff. oder Megara Hyblaea: Vallet/Villard/Auberson 1976, 263 ff.; 410 f.

15. Stein-Hölkeskamp 1989, 64 ff.; Welwei 1992, 87 ff. m. weiterer Lit.

16. Audring 1981; vgl. Lohmann 1993, 123 ff. Eine Übersicht des Größenspektrums klassischer Bauernhöfe Attikas findet sich bei Lohman a.O. und Lauter 1980, 279 ff.

17. Maass 1993, 204 ff.; Kolb 1977.

Linie das partielle Interesse des adligen Oikos, nicht ein dieser Zeit noch fremdes Gemeinschaftsgefühl als Polisbewohner.¹⁸ Dementsprechend weit gestreut kann der Grundbesitz adliger Familien sein. Peisistratos hatte Besitzungen in Thrakien, Miltiades besaß Land auf der thrakischen Chersonnes.¹⁹ Ausdruck der Verfügung über den Landbesitz sind Bauern- oder Gutshöfe. Archaische Grenzsteine sind zwar bisher nicht identifiziert, müssen aber existiert haben, da Solon in seinen Gedichten die Entfernung von Horoi aus dem attischen Boden als Teil seiner Reformen nennt.²⁰ Hinzu kam bei den reicheren Familien sicher noch ein Stadthaus im politischen Zentrum. Im sakralen Bereich konnten sich adlige Familien durch die exklusive Benutzung von Heiligtümern von den übrigen Polisbewohnern abgrenzen. Die Kulte galten heroischen Ahnen der Vorzeit, aber auch Göttern, die eine besondere Bedeutung für die Familie hatten. Auf diese Kulte weisen besonders die Opfermahltempel hin, größere Gebäude mit einem Herd zur Zubereitung von Speisen im Innern, einem Sockel für das Kultbild und an den Wänden umlaufenden Bänken für die Kultgemeinschaft.²¹ Im Falle des Temenos an der heiligen Straße von Milet nach Didyma waren einige der Familienangehörigen für die Vorbeiziehenden sogar im Verein mit mythischen Sphingen als thronende Sitzstatuen besonders herausgehoben.²²

Auf der Akropolis von Athen sind aufwendige Marmorstandbilder von Jagdhunden, Pferden, sportlichen jungen Männern und schönen Mädchen sichtbarer Ausdruck des Wertekanons der attischen Aristokratie.²³ In dem Maße, wie zu Anfang des 5. Jh.v.Chr. andere Gesellschaftsgruppen wirtschaftlich und sozial aufsteigen, verschwinden aber die festen Grenzen, die in archaischer Zeit klar bestimmte Darstellungen an die Oberschicht banden. Beispielsweise ist der Stifter der sog. Töpferstele von der Akropolis im Hinblick auf seine soziale Zugehörigkeit eigentlich ein "Banause".²⁴ Die kunstvolle Frisur, das sorgfältig drapierte Gewand und das fein gedrechselte Sitzmöbel orientieren sich jedoch ganz an dem Adelsideal der "Kalokagathia", wie es uns die archaischen Statuen der Aristokraten vorführen und lassen keinen Unterschied zu Darstellungen Adliger erkennen. Daß der Auftraggeber aus seinem Beruf keinen Hehl macht, zeigen die beiden Trinkschalen, die hier eindeutig nicht im Verwendungszusammenhang des Symposion erscheinen, sondern als Hinweis auf die Grundlagen seines Wohlstands.

Besonders deutlich wird im archäologischen Material die Übernahme exklusiver adliger Verhaltensweisen durch die bürgerliche Gesellschaft in der großen Verbreitung von Symposiendarstellungen auf bemalten Trinkgefäßen und mit der deutlichen Zunahme von Klinenräumen in der Wohnarchitektur, die zeigen, daß es sich nicht nur um eine gedankliche, sondern auch um eine wirkliche Übernahme dieser Gewohnheiten handelt. Das Symposion, ursprünglich die Eß- und Trinkgemeinschaft des adligen Anführers mit seinen gleichgestellten Hetairoi hatte sich in archaischer Zeit unter orientalischem Einfluß zum Inbegriff des Luxus entwickelt.²⁵ Die Bilder auf Vasen, Reliefs oder Grabwänden zeigen alle Elemente der Adelskultur - von kunstvoller Ausstattung der Räume bis zur Integration musikalischer und artistischer Darbietungen. Dargestellt sind aber nicht mehr nur die Aristokraten oder deren große Vorbilder Achill und die anderen trojanischen Helden, sondern auch Angehörige der Bürgerelite - nach der Beischrift des Brüsseler Stamnos (Abb.1) in diesem Fall sogar der Vasenmaler Smikros, dessen Spitznahme, "der Mickrige"

18. Stein-Hölkeskamp 1989, 24 ff.; 157 ff.

19. Stein-Hölkeskamp 1989, 74; Berve 1937, 7 ff.

20. Welwei 1992, 151.

21. Vgl. dazu mit weiterer Literatur Marzolff 1994, 261 m. Anm. 35; Gruben 1991; Mazarakis-Ainian 1988.

22. Schneider/Tuchelt 1989.

23. Kurze Zusammenfassung mit der wichtigsten Literatur bei Schneider/Höcker 1990, 78 ff.

24. Schneider/Höcker 1990, 109 Abb. 74.

25. Zur sozialen Bedeutung des Symposion s. bes. Osborne 1983; Schmitt-Pantel 1990.

neben einer der Figuren zu lesen ist.²⁶

Wir sind zwar nur für das archaische Athen so detailliert über die politischen Veränderungen informiert, die im Laufe der archaischen Epoche die Adelsfamilien immer mehr zugunsten einer größeren Anzahl gleichberechtigter Bürger entmachten, die Tendenz ist aber auch in anderen Poleis zu erkennen.²⁷ Ein wichtiger Faktor dafür dürfte die schon im 7. Jh.v.Chr. erfolgte Einführung der Hoplitenphalanx gewesen sein, die die militärische Bedeutung des aristokratischen Einzelkämpfers stark einschränkte und andererseits die Bürger als Hopliten unmittelbar ihre Wichtigkeit für das Gemeinwesen erleben ließ.²⁸ In einzelnen Stufen über die solonischen und kleisthenischen Reformen bis hin zur Bürgerrechtspolitik des Perikles wird die Stellung des attischen Oikos und der einzelnen Familie als kleinster Funktionseinheit der Polis kontinuierlich gestärkt. Diese Reformen legten großen Wert auf die Modalitäten der Eheschließung als staatlicher Institution, die Legitimierung der Nachkommenschaft und daran gekoppelt die Kontinuität von Boden- und Hausbesitz. Entscheidendes Ergebnis war die rechtliche Gleichstellung der einzelnen attischen Oikoi.



Abb.1: Smikros beim Symposion, nach E. Simon, Die griechischen Vasen 1981, Abb. 110

Die Reformen von Solon und Kleisthenes führten im Endeffekt zu einer stärkeren Gleichverteilung von Grundbesitz und erweiterten den Kreis der an der aktiven Politik Beteiligten. Die Bestimmungen über Bürgerrechte, wie sie in der Verordnung des Perikles gipfelten, zeigen nun unverkennbar das Bestreben, politische Aktivitäten und Bürgerrechte mit dem Territorium zu verknüpfen und die

26. Gossel-Raeck 1990, 220f.

27. Zum Veränderungsprozeß in Attika s. Welwei 1992, 161 ff.

28. Salmon 1977.

übergreifenden Beziehungen der Aristokraten zu beschneiden. Um seiner Politik Glaubwürdigkeit zu verleihen, kündigte Perikles die Abgabe seines ererbten Landbesitzes an den Demos für den Fall an, daß sein Besitz im Krieg wegen seiner Gastfreundschaft mit dem spartanischen König verschont würde.²⁹ Wie wichtig die Bindung der Bürger an den Boden für den Staat wird, zeigt in Athen beispielsweise der Eid der Epheben, die auf "die Grenzen der Heimat, die Felder von Weizen und Gerste, die Weinberge, die Oliven und Feigen" schwören³⁰.

Die Gruppe derer, die in Athen die Politik machten, war nun zwar größer geworden, aber immer noch exklusiv. Eines der wichtigsten Privilegien des freien Bürgers der griechischen Polis war der Besitz von Grund und Boden. Nur in Ausnahmefällen und als eine Belohnung konnte auch Nichtbürgern der Grundbesitz erlaubt sein. Daß hier ein Unterschied zwischen einer bloßen Wohnstätte in der Stadt und der Landwirtschaftsfläche gemacht wurde, zeigen Überlegungen Xenophons, der um die Mitte des 4. Jh.v.Chr. zur Belebung der ökonomischen Situation Athens den Metöken den Erwerb eines Stadthauses zugestehen will, aber natürlich nicht an die Vergabe von Ackerland denkt.³¹

Seit der ersten Hälfte des 5. Jh.v.Chr. ist unser Bild von griechischen Städten nicht mehr ganz so lückenhaft wie in den Perioden zuvor. Sowohl im Hinblick auf das Aussehen der Häuser als auch für das gesamte Stadtbild wird das Material nun zunehmend reicher. Von primärer Bedeutung für die archäologische Forschung ist in diesem Zusammenhang die Untersuchung der Stadtanlage und des "öffentlichen Raumes", andererseits des Hauses, seiner internen Organisation, seiner Wendung nach außen und der Einfügung in den Gesamtorganismus der Stadt.³² Das Augenmerk richtet sich dabei sowohl auf die Raumdisposition als auch auf die Ausstattung; Fundobjekte, Dekorationen, Fassadengestaltung werden auf ihre Aussagemöglichkeit zur Raumnutzung hin untersucht. Funktionen sind leider nicht zu allen Zeiten gleich gut erkennbar. Für die vorklassischen Perioden tapen wir meist noch im Dunkeln, was einerseits am unzureichenden Material liegt, andererseits durch die offenkundige Multifunktionalität der wenigen Räume dieser ältesten griechischen Häuser bedingt ist. So vereinen die bescheidenen Einraumhäuser im 7. Jh. oft Einrichtungen für Küche, Vorrats-, Wohn-, und Schlafzimmer in einem einzigen Raum. Erst im 5./4. Jh.v.Chr. verbinden sich die differenzierter gewordenen Funktionen auch mit unterschiedlichen Raumeinheiten.

Die Tätigkeits- oder Wirkungsbereiche der einzelnen Gruppen von Hausbewohnern lassen sich zwar nach antiken Quellen theoretisch in bestimmte Bereiche aufgliedern. Grob eingeteilt handelt es sich um die drei Bereiche von Männertrakt (Andronitis), Frauenbereich (Gynaikonitis) und Wirtschafts-, Vorrats-, oder Gewerberäumen, in denen auch zum Haushalt gehörige Bedienstete oder Sklaven zu erwarten sind. In der materiellen Hinterlassenschaft kann man aber selten diese Bereiche deutlich identifizieren.³³ In den Städten war der Raum knapp, meist haben die Häuser eine Grundfläche von ca. 100 - 250 m². Dazu kommt allerdings häufig ein zweites Geschoß über manchen Räumen, so daß sich die gesamte Wohnfläche etwas vergrößert. Diese Beschränkungen machten seit der Frühzeit eine relativ große Flexibilität in der Raumnutzung und -disposition nötig. Das trifft nicht nur auf das Stadthaus, sondern auch auf ländliche Bauernhäuser oder Gutshöfe zu; auch hier lassen sich mit wenigen Ausnahmen keine standardisierten Raumtypen feststellen, die an bestimmte Funktionen gebunden sind.

29. Dazu Stein Hölkeskamp 1989, 225.

30. Siewert 1977.

31. Xenophon, Poroi 2,6; Lewis 1990, 249. Zur Frage nach dem Wohnort der Metöken vgl. Thür 1989.

32. Jones 1975; Hoepfner/Schwandner 1994.

33. Die Schwierigkeiten beschreibt Jameson 1990, 172 f., 191 ff. ausführlich.

Zu den Ausnahmen zählen solche, deren Funktion feste Installationen voraussetzt. So werden schon in archaischer Zeit beispielsweise Herde oder Backöfen in gesonderten Räumen untergebracht. Dieser Bereich entwickelt sich in der Folge zu einem festen Bestandteil des Hauses und wird wohl der hauptsächlichliche Tätigkeitsbereich der Frauen und des Gesindes gewesen sein.

Von den Räumen mit speziellen Funktionen ist der am sichersten zu identifizierende Raum der Andron, der als Gesellschaftszimmer der Männer oder als Raum für die Erledigung geschäftlicher oder politischer Angelegenheiten diente.³⁴ In den Andrones ruhte man auf Klinen, so daß die Abmessungen des Raumes stets auf die Aufstellung der einigermaßen genormten Ruhebetten entlang der Wände Rücksicht zu nehmen hatten. Es mußte Platz für mindestens drei Klinen vorhanden sein, die bei der Tür beginnend so aufgestellt wurden, daß der Eingang häufig etwas aus der Mitte verschoben war.³⁵ Als selbstverständlicher Teil bei der Neuanlage von Häusern begegnen sie erst seit dem 5. Jh.v.Chr. (Olynth, Kassope, Priene).³⁶ In jedem Falle ist in ihnen eine Verbreitung gesteigerter Wohnansprüche zu erkennen, man hat hier sogar den Ausdruck einer allgegenwärtigen Durchdringung des städtischen Bereichs mit politischen Funktionen sehen wollen, sozusagen die kleinsten Keimzellen der Demokratie.³⁷

Außer den Männern hatten nur die Kinder Zugang zu den Andrones, erwachsene, auch verheiratete Frauen waren ausgeschlossen. Der Andron lag so, daß er entweder direkt vom Hauseingang oder über einen kleinen Innenhof evtl. noch durch einen Vorraum zu betreten war. Jedenfalls ziemlich schnell und direkt von der Straße aus, so daß der Gast wenig Einblick in die übrigen Räume des Hauses hatte und nicht mit den anderen Hausbewohnern in Kontakt kam.

Die Frauenräume (Gynaikonitis) bildeten eine abgeschlossene Welt, die nicht ohne weiteres zu betreten war. Im Unterschied zum Andron sind sie nicht mit einem festen Bautyp zu verbinden oder in einem bestimmten Bereich des Hauses zu lokalisieren. Oft wird angenommen, daß sie wegen des besseren Schutzes im oberen Stockwerk des Hauses lagen, aber aus den literarischen Quellen erfahren wir, daß sie auch unten gelegen haben können.³⁸ Nur selten legen Funde von typischen weiblichen Gebrauchsgegenständen wie Webgewichten die Benutzung von Räumen durch Frauen nahe.³⁹ Die Einrichtung dürfte sich nach dem Ausweis von Vasenbildern wie die des restlichen Hauses auf das Nötigste beschränkt haben.⁴⁰

Nach griechischer Auffassung war der Tätigkeitsbereich der Frauen, besonders der begüterten Gesellschaftsschichten, auf das Haus beschränkt, im Wesentlichen auf Kinderaufzucht und Kleiderherstellung. Gerade im Hinblick auf die Sicherung des Besitzes für die Familie muß man die Abschließung der Frauen im Zusammenhang mit dem für das Fortbestehen des Oikos wichtigen Bestreben sehen, illegitimen Nachwuchs zu verhindern.⁴¹ Schon allein das unangekündigte Betreten des Hauses in Abwesenheit des Hausherrn konnte den Verdacht des Ehebruchs heraufbeschwören.⁴² Auch die Einkäufe wurden von den Männern getätigt. Ansonsten bildete das gemeinschaftliche

34. Jameson 1990, 183; 188 ff. Zur zentralen Rolle des Andron im griechischen Hausbau vgl. die zahlreichen Belege bei Hoepfner/Schwandner 1994, bes. 327.

35. Vgl. die Rekonstruktion bei Hoepfner/Schwandner 1994, 216 f, Abb. 212.

36. Hoepfner/Schwandner 1994, 93 ff.; 146 ff.; 210 ff.

37. Diese Ansicht vertreten auch Hoepfner und Schwandner 1994, 327 mit Berufung auf F. Preißhofen.

38. Jameson 1990, 187; Walker 1993.

39. Walker a.O. Auch unter günstigen Bedingungen ist der Befund aber nicht immer eindeutig. Vgl. z.B. den Raum 5 des Hauses 22 in Block 6.4 von Halos, wo neben 104 Webgewichten auch eisernes Ackergerät gefunden worden ist, Reinders 1994, 220.

40. Beispiele bei Richter 1966. Zur Einrichtung vgl. Hoepfner/Schwandner 1994, 98 ff., Abb. 139; 216 ff., 318 ff.; Walker 1983, 82 f.

41. Dazu ausführlich Reinsberg 1989, 18 ff., 42.

42. Lacey 1983, 152 ff.; Reinsberg 1989, 38

Auftreten der Familie den Rahmen, innerhalb dessen es Frauen möglich war, das Haus zu verlassen, etwa bei Hochzeiten, Begräbnissen oder der Verrichtung des Totenkultes, wie häufig auf attischen Vasen dargestellt.⁴³ In ärmeren Schichten konnte dagegen wohl nicht so ohne weiteres auf die Arbeitskraft der Frauen verzichtet werden, hier werden Frauen auch außerhalb des Hause, etwa bei der Feldbestellung eine Rolle gespielt haben.

Frauen besaßen in der antiken griechischen Gesellschaft kein Bürgerrecht und waren so von der politischen Betätigung ausgenommen, es gab daher auch keinen Grund für sie, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Lediglich durch die Bekleidung bestimmter Priesterämter konnten sie eine Funktion im öffentlichen Leben übernehmen. Außer den Priesterinnen nahmen auch andere Frauen an religiösen Festen teil, in einigen wie den Panathenäen oder den Lenäen in Athen hatten sie wichtige kultische Handlungen auszuführen; die Thesmophorien waren sogar ein exklusives Frauenfest, dessen Fruchtbarkeitsriten allerdings wieder auf den Fortbestand der Gemeinschaft bezogen waren.⁴⁴

Den wenigen Möglichkeiten der Frauen außerhalb des Hauses in Erscheinung zu treten, entspricht die Beschränkung auf wenige Typen von Monumenten, mit denen sie im öffentlichen Raum präsent waren. Von den Darstellungen im kultischen Rahmen wie dem Panathenäenzug war schon die Rede. Zahlenmäßig bedeutender sind Bildnisse in Heiligtümern oder auf Gräbern. Die Statuen oder Reliefs rühmen formelhaft weibliche Schönheit oder Tugenden wie die Mutterliebe, individualisiert sind die Darstellungen lediglich durch Namensinschriften. Auch hier steht aber die Einbindung in den Oikos wieder deutlich im Vordergrund, denn schon äußerlich sind die einzelnen Grabmonumente z.B. durch einen gemeinsamen Unterbau zusammengefaßt, der sie dem Passanten als unterschiedliche Illustrationen der Familientugend präsentiert.⁴⁵ Auch die Korenfiguren der Akropolis, die heranwachsende Mädchen in kostbarer Kleidung und reichem Schmuck zeigen, werden von Männern, wohl den Familienvätern geweiht.⁴⁶

Alle Charakteristika des griechischen Stadthauses lassen eine größtmögliche Abschließung von der Außenwelt erkennen (Abb. 2).

43. Reinsberg 1989, 49 ff. Auf den eigens für den Totenkult hergestellten weißgrundigen Lekythen sind Frauen besonders häufig zu sehen, s. Wehgartner 1983.

44. Pfisterer-Haas 1990, 439 ff. Zu den Thesmophorien vgl. Der kleine Pauly 5, Sp.751 f.; Burkert 1977, 365 ff.

45. Schmaltz 1983, 213 f.; Petrakos 1991, 34 ff. mit Rekonstruktionen der Gräberstraße von Rhamnous.

46. Zu den Korenfiguren der Akropolis s. Schneider 1975.

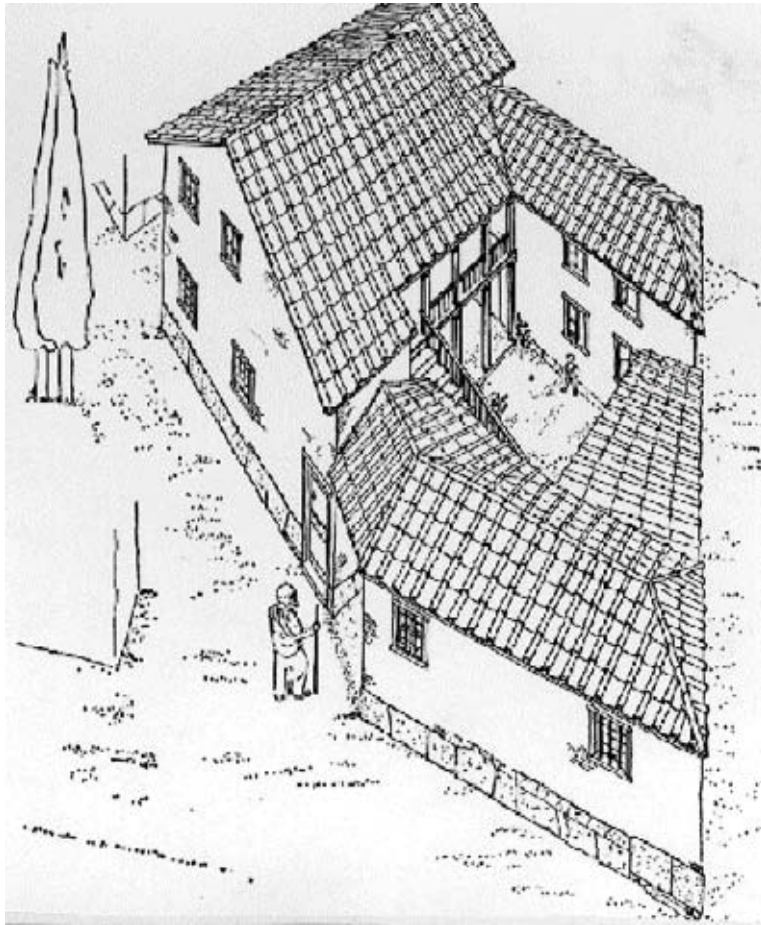


Abb. 2: Attisches Stadthaus des 4. Jh.v. Chr., nach Thompson, H.A./ Wycherley, R.E., *The Agora of Athens, The Athenian Agora Vol. 14*, 1971, Abb.44

Die Räume des Erdgeschosses sind um einen zentralen Hof gruppiert, der nur durch einen schmalen Eingang zu erreichen ist. Manchmal dient hier sogar eine Art Pfortnerloge der Bewachung. Die gelegentlich rekonstruierbaren Türen sind äußerst stabil gebaut, die Fenster eher schmale Schlitzfenster, schon deshalb, weil sie in Ermangelung von Glas in der kalten Jahreszeit einfach zugestopft wurden.⁴⁷ Das schmucklose Äußere verrät nichts über den Besitzstand des Eigentümers, aber auch das Innere war nach unseren Kenntnissen sehr sparsam ausgestattet.⁴⁸

Im Laufe des 4. Jh.v.Chr. geht die Entwicklung dahin, ursprünglichen Wohnraum für kommerzielle Zwecke auszugliedern und in Läden oder Werkstätten zu verwandeln. Dieser Bereich öffnet sich immer zur Straße hin, kommuniziert aber selten mit dem Rest des Hauses direkt und läßt wieder das Bestreben erkennen, den Zugang zu den privaten Räumen möglichst gut zu kontrollieren.⁴⁹

47. Einige Beispiele für Türen und Fenster bei Schwandner 1979.

48. Bildliche Darstellungen von Innenräumen, etwa auf attischen Vasen beschränken sich auf die notwendigsten Requisiten. Die Versteigerungsakten des Hausrates von Alkibiades und seiner Parteigänger, die sicher zu den wohlhabendsten Einwohnern Athens im 5.Jh.v.Chr. zählten, zeigen auch keinen besonderen Luxus der Inneneinrichtung, vgl. Pritchett 1953.

49. Vgl. z.B. Häuser aus Olynth, Hoepfner/Schwandner 1994, 112 ff.

Daher ist es meist nicht klar, ob solche Räume von den Eigentümern genutzt oder an andere Personen vermietet waren.

Diese Abgeschlossenheit ist allerdings nicht als Rückzug aller Bewohner vom gemeinschaftlichen Leben zu interpretieren. Gerade das Leben der Männer als politisch tätige Bürger spielte sich zu einem großen Teil in der Öffentlichkeit ab und man kann vielleicht gerade in der Beschränkung des privaten Wohnens einen Ausdruck für das Überwiegen von Tätigkeiten im außerhäuslichen Raum sehen.⁵⁰ Dazu gehören natürlich nicht nur politische oder religiöse Unternehmungen, sondern auch alltägliche Verrichtungen wie Marktbesuch, Feldbestellung etc.

In rechtlicher Hinsicht war die Bevölkerung der griechischen Polis klar in drei Gruppen geteilt, die freien Bürger, Metöken und die Sklaven.⁵¹ Für uns hat diese Einteilung ihre deutlichsten Spuren in den Namensformen auf Inschriften hinterlassen, wo der Name des Bürgers stets vom Demotikon, also dem Namen seiner Gemeinde gefolgt wird, während der Metöke mit dem Zusatz "wohnhaft in dem und dem demos" und der Sklave nur mit seinem Namen genannt wird. Die hierarchisch geordneten Gruppen der Bürgerschaft, wie sie am detailliertesten aus Athen bekannt sind, also Polis, Phyle, Deme und Tritty's spiegeln auf jeder Stufe ihrerseits die Aufteilung und Institutionen des Gesamtverbandes fast exakt wieder. Auf untergeordneter Ebene finden wir in den Inschriften die gleichen Verwaltungstitel und Einrichtungen wie auf der nächst übergeordneten. In der Regel beschränkt sich die Veröffentlichung eines Beschlusses zur Ehrung eines Angehörigen der jeweiligen Gruppe auf die Gruppenmitglieder. Die Mehrzahl dieser Institutionen war konstruktiv politisch oder religiös orientiert, nur selten erfahren wir von möglicherweise subversiven Vereinigungen, aus deren Praktiken oder Namen programmatisch eine Gegenhaltung zu gesellschaftlichen Normen deutlich wird, etwa Gruppen wie die Kakodaimonistai.⁵²

Diese häufige und den Griechen offenbar selbstverständliche, weil spontan immer wieder entstehende Institutionalisierung ist nicht der Ausdruck einer kastenartigen Erstarrung der Gesellschaft. Beispielsweise zeigen hellenistische Inschriften aus dem attischen Demos Rhamnus in eindrucksvoller Weise, wie im Zusammenschluß bei der Ehrung einer verdienten Person durch vielschichtige Beziehungen der Bewohner die Gruppengrenzen nicht mehr ins

Gewicht fallen.⁵³

Metöken, freie Griechen oder Nichtgriechen, waren durch die von ihnen zu entrichtende jährliche Steuer und den Ausschluß von Grundbesitz von den Bürgern unterschieden. Sie mußten sich einen attischen Bürger als Prostates (Patron) zur Vertretung in wichtigen, etwa juristischen Angelegenheiten wählen. Auf Unterlassungen in allen diesen Bestimmungen konnte als Strafe der Verkauf in die Sklaverei erfolgen. Der Ausschluß vom Grundbesitz führte zwar dazu, daß diese Bevölkerungsgruppe in allen anderen Wirtschaftsbereichen tätig wurde und es dort oft zu großem Einfluß und Vermögen brachte, sie bleibt aber für uns materiell wenig greifbar.⁵⁴

Die Sklaven bildeten einen nicht unbeträchtlichen Teil der Bewohnerschaft einer antiken Polis.⁵⁵ Auf der untersten sozialen Stufe waren sie erst recht wirtschaftlich und rechtlich von den freien Bewohnern abgegrenzt. Vielfach gehörten sie fremden Völkerschaften an, so daß die rechtlichen Barrieren noch durch solche der Rasse, Sprache und Lebensgewohnheiten verstärkt wurden. Für

50. Zur Terminologie "öffentlich - privat" vgl. Schmitt-Pantel 1990, bes. 208 f.

51. Arist. Pol. 1274 b 29 ff. Eine knappe Darstellung dieses umfangreichen Themas bei Austin/Vidal-Naquet 1977, 94 ff.; Bleicken 1991, 65 ff.

52. Osborne 1990, 277.

53. Osborne 1990, 277 ff.

54. Zu den Metöken s. Whitehead 1979. Sie wohnten vermutlich bei ihrem Prostates zur Miete, vgl. Thür 1989.

55. Garland 1983.

uns ist es heute schwer, diese sogar von Intellektuellen wie Aristoteles theoretisch untermauerte Grenzziehung zu verstehen, zumal in der antiken Literatur auch auf die Zufälligkeit der Sklaverei durch Kriegsgefangenschaft, Verschuldung oder Piraterie hingewiesen wird, auf welche Weise auch freie Griechen zu Sklaven werden konnten. Vielfach begegnet man einer pragmatischen Einstellung, die den Sklaven als reine Investitionsangelegenheit begreift, und wo es unter Umständen sogar lohnender ist, wenn der Sklave als spezialisierter Handwerker für seinen Besitzer arbeitet und sich schließlich für eine größere ersparte Summe freikaufte. Daß Sklaven durchaus zu größerem Vermögen kommen und besser leben konnten als die freien Bürger derselben Stadt, ist ebenfalls überliefert.

Wie prägen nun die gerade skizzierten gesellschaftlichen Gruppen das Bild der griechischen Stadt? In letzter Zeit ist mehrfach der Versuch gemacht worden, die politischen Schlagworte der radikalen Demokratie mit der städtebaulichen Ordnung in Einklang zu bringen.⁵⁶ Für die Vollbürger galt vor allem die prinzipielle rechtliche und politische Gleichstellung, allerdings nur innerhalb der Grenzen der eigenen Polis. Da in städtischen Neugründungen der klassischen Zeit eine große Ähnlichkeit in der Grundrißdisposition der Häuser innerhalb eines rechtwinkligen Straßensystems zu erkennen ist, hat man Stadtanlagen wie den Piräus, Olynth und Priene im 5. Jh.v.Chr. mit weitgehend identischen Häusern rekonstruiert und darin den Ausdruck einer weitgehend homogenen Polisgemeinschaft mit einer Regulierung der Besitzansprüche gesehen.⁵⁷ Die Grundstücke scheinen in der Frühzeit tatsächlich gleich groß gewesen zu sein und sich erst im Laufe des 4. Jh. und im Hellenismus verändert zu haben. Allerdings ist man fast immer darauf angewiesen, mit sehr wenigen unvollständig erhaltenen Hausgrundrissen, die erst aus späteren baulichen Veränderungen herauspräpariert werden müssen, den Stadtplan zu rekonstruieren. Im Frühhellenismus ist jedenfalls bei Neugründungen schon keine Durchsetzung von "Typenhäusern" mehr erkennbar, doch kann wenigstens die rasterförmige Grundanlage mit rechteckigen oder quadratischen Parzellen als überall akzeptierter neuer Standard gewertet werden.⁵⁸ "Gewachsene" Städte wie Athen behalten allerdings ihre alte Raumordnung bei, auch wenn sich nach unseren schriftlichen Quellen gerade hier demokratische Institutionen besonders deutlich durchsetzen.

Das gewandelte politische System findet auch in dem Teil der Stadt seinen Ausdruck, den wir den öffentlichen Bereich nennen würden. Hier spielt Athen wieder wegen der Fülle seiner erhaltenen Denkmäler eine herausragende Rolle. Waren es zuvor die Aristokraten oder die Tyrannen,⁵⁹ deren Bauten die Heiligtümer oder öffentlichen Plätze beherrschten, so ist es nun die Bürgerschaft, die sich in Gebäuden für Selbstverwaltung oder Staatskult Denkmäler setzt. In erster Linie sind es Bauten der Volksversammlung, Ekklesiasteria oder Theater, Gerichtsstätten oder Bauten für kleinere Gremien wie Rathäuser oder Prytaneia.⁶⁰ Hier hatte es der in einem der Gremien tätige Bürger - durch die häufige Rotation der Ämter konnte er im Laufe seines Lebens in mehreren mitwirken - mit Seinesgleichen zu tun, die nicht des vollen Bürgerrechtes Teilhaftigen waren ausgeschlossen. Wichtigste öffentliche Einrichtung griechischer Städte war die Agora, ursprünglich der einfache von Bebauung freigehaltene Platz im Zentrum der Siedlung. Wie charakteristisch für die griechische Lebensweise er auch in den Augen der barbarischen Nachbarn war, zeigt die Äußerung des

56. Hoepfner/Schwandner 1994, 312; Hoepfner 1989; vgl. auch Lengauer 1989.

57. Hoepfner-Schwandner a.O.

58. Ähnliche Grundrisse unterschiedlich großer Häuser im gerastertem Grundriß der Stadt z.B. im frühhellenistischen Halos, Reinders 1988; ders. 1994.

59. Kolb 1977.

60. Camp 1986, 90 ff.; Hoepfner 1993.

Kyros, er fürchte kein Volk, daß sich auf der Agora gegenseitig betrüge.⁶¹

Neben rein kommerziellen Zwecken, die hier Angehörige unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen auch aus der Chora und aus anderen Ländern zusammenführten, war die Agora von Anfang an Mittelpunkt des politischen Lebens des Gemeinwesens. Die Agorai sind für uns daher die wichtigsten Fundorte von Monumenten, die sich auf die Bürgerschaft und ihre einzelnen Gruppen beziehen. Auf politische Aktivitäten verweisen die auf steinernen Stelen veröffentlichten Dekrete, Ehrenstatuen oder die politischen Zwecken dienenden umliegenden Gebäude wie Hallen, Bouleuterion, Prytaneion u.a. Um in späterer Zeit die repräsentativen politischen und religiösen Aktionen vom Kommerziellen zu trennen, wurden manchmal zwei Agorai, eine Staatsagora und eine Handelsagora gebaut.⁶²

Die Einteilung der Bevölkerung spielte nicht nur eine abstrakt-rechtliche Rolle, sondern war auch im realen Verlauf politischer Aktionen maßgebend. Horossteine von der Athener Agora zeigen, daß die Demen nach ihren einzelnen Trittyien geordnet an der Volksversammlung in abgeteilten Blöcken teilnahmen und räumlich getrennt voneinander abstimmten.⁶³ Dies gilt natürlich auch für die damit verbundenen religiösen Zeremonien. Nicht zufällig stellt eines der ältesten Monumente auf der Athener Agora die eponymen Heroen der attischen Phylen dar. Als zentraler Ort für Bekanntmachungen existierte das Monument bereits im 5. Jh., in statuarischer Form sind die mythischen Stammväter in spätklassischer Zeit aufgestellt worden, sinnfällige Abbilder der politischen Grundordnung der Polis.⁶⁴

Bezeichnend für die Frühzeit der Demokratie ist gerade in Athen eine außerordentliche Sensibilität gegenüber persönlichem Vormachtstreben Einzelner. Archäologisch hat sich die Einschränkung einzelner Politiker durch den Demos in einer Vielzahl von auf der Agora gefundenen Ostraka mit z.T. prominenten Namen niedergeschlagen.⁶⁵ Die Verbannung bedeutete den Verlust des Bürgerrechts und aller damit verbundener Privilegien, also auch des Grund- und Sachbesitzes. Unterbunden wird zunächst die Herausstellung Einzelner durch dauerhafte Ehrungen, etwa Statuen im öffentlichen Raum. Auf der Agora von Athen sind die Statuen der beiden Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, deren Tat als eine Weichenstellung für die attische Demokratie verstanden wurde, lange Zeit die einzigen.⁶⁶ Erst am Ende des 5. Jh. werden Statuen für den verdienten Strategen Konon und den verbündeten König Euagoras von Salamis auf Zypern aufgestellt.

Nicht weniger charakteristisch für das Erscheinungsbild griechischer Städte sind Sportstätten wie Gymnasien oder die größeren Einrichtungen der Stadien und Hippodrome. Gerade die Betonung des nackten Athletenideals, für uns in vielen statuarischen Darstellungen noch heute greifbar, unterschied die Griechen an allen ihren Wohnstätten deutlich von den Nichtgriechen. Diese Einrichtungen sind bis zu einem gewissen Grade als öffentlich zu betrachten, auch wenn nicht jeder Bürger gleichermaßen seine Zeit hier verbringen konnte, so daß ihre Benutzung Privileg einer "leisure class" blieb.

61. Herodot 1, 153. Auch Hesiod empfiehlt, sich von den Streitereien der Agora fernzuhalten. Zur Funktion der Agora grundlegend Kolb 1981.

62. Aristoteles Pol. 7, 1331 a 30 f.; Hoepfner/Schwandner 1994, 198 f.; Marzloff 1994, 262 f.

63. Lalonde 1991, 14 ff.; Siewert 1982, 10 ff.

64. Travlos 1971, 210 ff.; Kron 1976; Camp 1986, 97 ff.

65. Stein-Hölkeskamp 1989, 193 ff.; Lang 1990.

66. Fehr 1984.



Abb.3: Horosstein von der Athener Agora, nach Thompson, H.A./ Wycherley, R.E., *The Agora of Athens, The Athenian Agora Vol. 14*, 1971, Taf. 64 a.

Die einzelnen Stadteile Athens sind uns aus der literarischen und epigraphischen Überlieferung teilweise bekannt und in verschiedenen Monumenten faßbar. Der bekannteste Stadtteil dürfte heute der Kerameikos sein, das Wohn- und Töpferviertel, in dem hochspezialisierte Handwerker in einer Arbeitsteilung arbeiteten, die vom schnellen Austausch von Erfahrungen oder Arbeitskräften profitierte. Die Ausdehnung des Viertels war gegen andere Stadteile klar abgegrenzt, wie Horossteine mit dem Namen des Kerameikos belegen⁶⁷ (Abb.3). Ihre Fundorte und die antike Überlieferung die von einem "inneren" und "äußeren" Kerameikos spricht, zeigen, daß dieser Stadtteil von der Stadtmauer durchschnitten wurde, daß sich also äußeres Erscheinungsbild der Stadt und Verwaltungseinheiten nicht decken mußten. Am Stadtrand lagen auf jeden Fall die Industrie- einrichtungen, die man wohl wegen der Rauch- und Lärmbelästigung und der Verkehrsvorteile hier angesiedelt hatte, wie es auch aus Korinth und Milet bekannt ist.⁶⁸

Offenbar waren aber nicht alle Bestandteile des "öffentlichen Raumes" systematisch mit Grenzsteinen markiert, sondern vielleicht nur diejenigen, die für das Funktionieren der gesellschaftlichen Einrichtungen unerläßlich waren. Auch Heiligtümer sind hier zu nennen. Der Begriff *temenos* bezeichnet ja schon ein aus dem übrigen Gelände "herausgeschnittenes" Stück Land, gleichgültig ob innerhalb der Stadt gelegen oder außerhalb. Vielfach haben sich diese Begrenzungen in Form fester Mauern oder einzelner Markierungssteine erhalten.

Heiligtümer sind im Hinblick auf das Besitzverhältnis ambivalent, da sie einerseits offenbar als

67. Zum Kerameikos s. Travlos 1971, 299 ff.; Knigge 1988; zu den Horoi Lalonde 1991, 11 ff.

68. Zu Korinth s. Stilwell 1948; Williams 1982. Zu Milet Krumme/Seifert 1991; Senff 1995, 210 ff.

öffentlicher Raum gelten konnten - Städte verpachteten z.B. Grund und Boden von Heiligtümern - aber auch kleinen Kultvereinen oder Familien gehörten.⁶⁹ Dabei ist es nicht so, daß der Raum eines Heiligtums schon durch die Zuordnung an eine Gottheit vor menschlichen Übergriffen geschützt war. Auch hier war es nötig, die Grenzen deutlich und möglichst dauerhaft zu markieren, in Zeiten nach Zerstörungen durch kriegerische Auseinandersetzungen und dem Ausfall der den Kult besorgenden Personen kommt es nicht selten zur Aneignung des Bodens durch Fremde.⁷⁰ Andererseits liefern Heiligtümer auch wieder Beispiele dafür, daß die Beschränkung der Bedeutung eines Kultortes schnell über den ursprünglichen Personenkreis hinauswachsen kann, wenn beispielsweise an einer alten Grabstätte, deren Inhaber längst nicht mehr bekannt ist, ein Heroenkult entsteht.⁷¹

Unübersehbar im Stadtbild waren vor allem die Verteidigungseinrichtungen.⁷² Innerhalb des Staatsgebietes der Polis ist der Hauptort, das Asty, oft mit einer Mauer zum Schutz seiner Einwohner umgeben. Die Städte der geometrischen und archaischen Epoche verfügten oft nur über einen bescheidenen Schutz, der vielfach nicht mehr nachzuweisen ist. Mit zunehmender Bedeutung von Belagerungsgeräten wurden die Verteidigungseinrichtungen aber immer aufwendiger. Beim Bau spielen offenbar nicht nur rein praktische Erfordernisse eine Rolle, auch in ästhetischer Hinsicht dient die optische Fernwirkung der Stadtbefestigung als eine Art Aushängeschild. In Epochen militärischer Auseinandersetzungen wie der Diadochenzeit stellt der Bau einer Stadtmauer oft den ersten Schritt einer Stadtgründung dar. Als Beispiel kann hier Herakleia am Latmos dienen, geplant als Hauptstadt des Pleistarchos und in seinem vollständig ausgeführten Mauerring nach Aufgabe der Residenzpläne nur spärlich besiedelt.⁷³

Inschriftlich sind wir im Falle der thessalischen Stadt Skotoussa darüber informiert, daß an die Stadtmauer grenzender Raum als öffentlich galt und nicht bebaut werden sollte, um die Verteidigungsfähigkeit zu gewährleisten.⁷⁴ Straßen gelten auch als öffentlich, mit ihrer Instandhaltung sind bestimmte Demosioi - Staatssklaven - betraut, ihr Verlauf kann ebenfalls durch Horoi gekennzeichnet sein. Im Falle des Piräus, dessen Anlage im frühen 5. Jh.v.Chr. für Athen ja am Beginn seiner Großmachtspolitik stand, spielte die Grenzziehung zwischen öffentlichem und privatem Land offenbar eine besonders große Rolle, wie wir an den nur hier in so großer Zahl gefundenen Grenzsteinen feststellen können.⁷⁵ Mit der Anlage wird Hippodamos von Milet in Zusammenhang gebracht, ein Staatstheoretiker als dessen Hauptanliegen Aristoteles die Aufteilung des Staatsgebietes in Hiera (heiliges Land), Demosia (öffentliches Land) und Idia (Privatbesitz) überliefert.⁷⁶

Die Städte besitzen als dicht besiedeltes Wohngebiet durch ihre Mauern eine festumrissene Gestalt und sind auf diese Weise optisch vom Umland abgetrennt, doch existieren vielfache Verbindungen zur umgebenden Chora. Viele Stadtbewohner waren anscheinend gleichzeitig Besitzer umliegender Parzellen und wenigstens teilweise von der Landwirtschaft abhängig.⁷⁷ Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Siedlungsformen auf dem Polisterritorium und dem Hauptort ist vor allem dadurch bestimmt, daß letzterer als kulturelles, religiöses und politisches Zentrum fungierte und zwar in einer Weise, die die unmittelbare physische Präsenz der Bewohner bei den verschiedenen

69. Walbank 1983; ders. 1991.

70. In Athen z.B. nach den einschneidenden Zerstörungen der persischen und der sullanischen Eroberungen.

71. Zu einem Beispiel von der Agora von Athen vgl. Lalonde 1980.

72. Leriche/Treziny 1986.

73. Zu den Befestigungen von Herakleia s. Krischen 1922.

74. Die Inschrift wurde ausführlich kommentiert von Missailidou-Despotidou 1993.

75. Hoepfner/Schwandner 1986, 19 f.; v. Eickstedt 1991, 286.; Lewis 1990, 250.

76. Aristoteles Pol. 1267 b. Zu Hippodamos mit weiterer Lit. Hoepfner/Schwandner 1994, 17; 301 ff.

77. Pecirka 1970; Audring 1981; Morris 1991, 36 ff.

Anlässen erforderte. Insofern mußte das Poliszentrum prägend auf die Gesamtbevölkerung wirken. Genau wie die jeweils untergeordneten politischen Institutionen verkleinerte Abbilder der nächsthöheren sind, spiegeln die Siedlungsunterzentren baulich auf bescheidenerem Niveau den Hauptort wider. Uns sind zwar nur aus Attika einige Demenzentren in ihrer baulichen Erscheinung besser bekannt, hier erwecken Orte wie Sunion oder Rhamnus mit ihren Mauern, Straßen, Häusern und öffentlichen Einrichtungen durchaus einen kleinstädtischen Eindruck.⁷⁸ Politische Einrichtungen wie Volksversammlungen, die sich auf Plätzen abspielten, sind bis in kleine dorfähnliche Siedlungen nachzuweisen.⁷⁹

In der Chora waren anscheinend auch die Hoheitsgebiete der einzelnen Demen im Gelände durch Horosinschriften deutlich gekennzeichnet.⁸⁰ Sogar für das Territorium einzelner Gutshöfe läßt sich die Abgrenzung des Areals nachweisen. Eines der besten Beispiele ist die steinerne Flurgrenze, die sich um das zu dem Gutshof mit dem sog. Cliff Tower gehörige Gelände zieht.⁸¹ Der Turm selbst ist das markanteste Relikt eines größeren Gutsgebäudes, von dessen Art sich noch weitere in Südattika erhalten haben. Auch in anderen Gegenden des mutterländischen Griechenlands und der Kolonien sind durch Survey und Ausgrabungen isolierte landwirtschaftliche Gehöfte bekannt, während sie in den schriftlichen Quellen nur sehr selten erwähnt werden.⁸² Die Grundbesitzerfamilien, denen Gutshöfe auf dem Land gehörten, verfügten zumindest in klassischer Zeit in der Regel auch über ein Haus im Hauptort der Polis.⁸³

Soweit das Polisterritorium nicht durch natürliche Geländebedingungen begrenzt und geschützt war, konnten seine Grenzen mit Befestigungen versehen sein. Das System der attischen Grenzsicherung hat sich in Form einzelner Festungen, Türme und Mauerabschnitte in eindrucksvoller Weise erhalten⁸⁴ (Abb.4). Nach Ausweis antiker Schriftquellen gehörte der Dienst bei der Grenztruppe zur Militärzeit der Epheben, also der jungen Männer die nach Ableistung dieses Dienstes erst als Vollbürger aufgenommen wurden.⁸⁵ Die Sicherung des Territoriums ist in diesen Gesellschaften also ein Teil des Initiationsrituals.

78. Travlos 1988, 388 ff.; Petrakos 1991, 44 ff.; Goette 1993, 161 ff.; 199 ff.

79. Osborne 1985, 34

80. Lauter 1982; Lohmann 1993, 54 ff.

81. Langdon/Watrous 1977; Osborne 1985, 34 ff. mit weiterer Lit. Im Unterschied zu den älteren Interpretationen sieht Osborne in den bekannten Beispielen keine Belege für die Häufigkeit von ländlichen Anwesen, sondern Beweise für ihr seltenes Vorkommen. Vgl. auch die weitere Diskussion a.O. 41 f.

82. Einige Beispiele bei Osborne 1985, 37 f. Zur Siedlungsstruktur des attischen Territoriums vgl. die ausführlichen Darlegungen Lohmanns 1993, 123 ff.

83. Jameson 1990, 173 m. weiterer Lit. Anm. 3.

84. Ober 1985; Lauter/Lohmann/Lauter-Bufe 1988; Munn 1993.

85. Zur attischen Ephebie vgl. Siewert 1977.



Abb.4: Nordmauer-Innenseite des Kastells Eleutherai am Kithairon - Paß, nach Goette 1993, Taf. 27,2

Bei der Begrenzung des Polisterritoriums spielen auch Heiligtümer eine wichtige Rolle. Am Rande des Hoheitsgebietes gelegen, markieren sie das Einflußgebiet der Stadt und stellen die Grenze auf diese Weise unter den Schutz einer Gottheit, die meist besonders mit der Stadt verbunden ist.⁸⁶ Der Kult kann aber auf einer anderen Ebene auch verbindende Funktion erfüllen, indem er die Bewohner verschiedener Poleis oder sogar unterschiedlicher Kulturen in der gemeinsamen Verehrung eines Gottes zusammenführt.

Obwohl dies aus methodischen Gründen häufig geschieht, ist die aus moderner Sicht profane Seite der griechischen Polis nicht von der religiösen zu trennen.⁸⁷ Zwar existiert keine kodifizierte und institutionalisierte "Staatsreligion", dafür gibt es aber eine große Zahl von Kulturen, die von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ausgeübt wurden. Angefangen beim Haus, wo die Existenz eines Altars des Zeus Herkeios im Hof die Voraussetzung für die Ausübung der Bürgerrechte war, über Kulte der einzelnen Deme bis hin zu den wichtigen Staatskulturen, die bei den großen Festen die Bevölkerung der ganzen Polis vereinten. In jedem Haus wurde die Göttin Hestia im Herdfeuer verehrt, ein Herdaltar der Hestia existierte aber auch im Prytaneion, wo die Inhaber der höchsten Ämter gemeinsam speisten.⁸⁸ Das gemeinsame Mal mit den Prytanen war eines der höchsten Auszeichnungen jeder Polis.

Alle diese Kulte haben, je nach der Größe der an ihnen beteiligten Personengruppen, unterschiedlich bedeutende Reste hinterlassen. Für das Erscheinungsbild der Stadt sind hauptsächlich die Deme- oder Staatskulte von Bedeutung, denn nur in ihnen war sehr viel Platz für die zahlreichen Festteilnehmer nötig, der später für Tempel, Hallen, Schatzhäuser oder Theater zur Verfügung stand; der größte Teil der erhaltenen Denkmäler besteht eben aus Sakralbauten oder Weihgeschen-

86. Mit seinem weit entfernt gelegenen Heraion konnte Argos z.B. sein Territorium gegen Ansprüche von Mykene und Tiryns sichern, vgl. Sourvinou-Inwood 1990, 301.

87. Dazu in unserem Zusammenhang Sourvinou-Inwood 1993, bes. 12 f.

88. Miller 1978; Schmitt-Pantel 1990, 202 ff.

ken für die Götter, da für diese in erster Linie kostspielige und haltbare Materialien verwendet wurden.

Die Heiligtümer sind stets mit der Polis verknüpft, sie liegen entweder innerhalb des besiedelten Stadtgebietes, können aber auch außerhalb, auf dem Polisterritorium eng mit der Stadt verbunden sein. Selbst wenn eine andere Siedlung näherliegt, kann eine heilige Straße die deutliche Verbindung zum Hauptort herstellen und bei jährlichen Prozessionen die Bevölkerung der ganzen Polis in das Heiligtum führen.⁸⁹

Heiligtümer, besonders innerstädtische, eignen sich durch ihre reiche Ausstattung in besonderer Weise als Identifikationsobjekt für die Bewohner. Dies gilt nicht so sehr im Hinblick auf einzelne kostbare Statuen- oder "Sach"-weihungen, die eher den Stifter herausheben. Bauten, die auch im Stadtbild optisch wirken, also in erster Linie Tempel, gehören daher schon unter den Tyrannen des 6. Jh.v.Chr. zu den besonders geförderten Projekten.⁹⁰

Verbindet man überlieferte Namen und die in ihnen erhaltenen Hinweise auf ihre gesellschaftliche Gruppenzugehörigkeit mit Kultgewohnheiten, so zeigt sich, daß es sich bei den Kulturen um die Brennpunkte der Interaktion zwischen den einzelnen Gruppen der Polisbevölkerung handelt.⁹¹ Jeder Teilnehmer gehört einer Gruppe an und tritt auch bewußt als Gruppenangehöriger auf. Hier ist die Verknüpfung von Individuum und sozialer Gruppe oft stärker, als wir es heute gewohnt sind, denn Verfehlungen eines ihrer Bürger fallen sogar auf die Stadt als Ganzes zurück.⁹²

Auch wenn Kulte immer neue Kombinationsmöglichkeiten von Gruppenmitgliedern zu eröffnen scheinen, werden doch bestimmte Grundvoraussetzungen nicht außer Acht gelassen, denn der Nichtbürger ist im Heiligtum auf einem anderen Polisterritorium genauso ein Fremder wie im Hinblick auf politische Rechte. Dies gilt auch für panhellenische Heiligtümer. Zur Befragung des Orakels von Delphi mußte beispielsweise jeder Fremde sich beim vorherigen Opfer durch einen delphischen Bürger als proxenos vertreten lassen.

Außerhalb der Polis war der Grieche ein Fremder. Schon bei Homer wird die Wichtigkeit privater Beziehungen zu Gastfreunden deutlich, bei denen der Reisende Aufnahme finden kann. In den klassischen Poleis entwickelt sich dieses System der gastfreundschaftlichen Beziehungen zu einem dichten Netz, an dem auch der Staat als Institution teilnimmt, indem er Proxenien vergibt, Individuen oder ganzen Kollektiven das Gastrecht einräumt.⁹³

Noch über die Fremdheit der angrenzenden, immerhin aber griechischen Polisstaaten hinaus wird die Andersartigkeit der äußerlich oder sprachlich unterschiedenen Nachbarn wahrgenommen. Es würde hier zu weit führen, auch noch die sog. "Randkulturen" und die ihnen spezifische Ausprägung von Gesellschaftsgruppen unter dem Einfluß griechischer Stadtkultur einzubeziehen, so daß einige Bemerkungen genügen müssen.⁹⁴ Durch Sitten, Kleidung, Lebensweise oder andere politische Institutionen gekennzeichnete Anwohner, von den Griechen als Barbaren lautmalerisch in ihrer sprachlichen Andersartigkeit charakterisiert, sind ein häufiges Thema der griechischen Literatur und Kunst. Sehr häufig sind z.B. Darstellungen skythischer Söldner auf archaischen

89. Fast in jeder größeren Polis gibt es dafür ein Beispiel, vgl. die Verbindung von Eleusis und Brauron mit Athen, das Heraion von Argos, das Heraion von Samos, das Amyklaion von Sparta, das Didymaion von Milet. Dazu Sourvinou-Inwood 1990, 310. Zum Didymaion und den damit verbundenen siedlungstopographischen Fragen vgl. Tuchelt 1976, 207 ff, bes. 214 f.

90. Mieth 1993; Kolb 1977.

91. Zum Folgenden vgl. Sourvinou-Inwood 1990, 295 ff. Vgl. ihre ausführliche Schilderung der Abstufungen nach Poliszugehörigkeit a.O. 297 ff.

92. Herodot I 144, vgl. Sourvinou-Inwood 1990, 299.

93. Zur Proxenie s. Gauthier 1972; Marek 1984; Herman 1987.

94. Vgl. dazu ausführlich Raeck 1981.

attischen Vasen, die eine solche Vertrautheit der Vasenmaler mit deren Ausrüstung erkennen lassen, daß sich die sonst nicht belegte Anwesenheit dieser Truppen in Athen voraussetzen läßt. Das Erscheinungsbild des Barbaren ist sehr vielfältig und uneinheitlich. Wahrgenommen werden viele Details und oft wertend mit griechischen Gepflogenheiten oder Institutionen verglichen. Das Spektrum reicht von depravierenden Schilderungen, verknüpft mit schlimmsten Vorurteilen, bis zur Gegenüberstellung der natürlichen und unverdorbenen barbarischen Lebensweise mit der sittlich fragwürdig gewordenen griechischen städtischen Zivilisation.

Während zumindest für die griechischen Städte des 5. Jh.v.Chr. hinter den relativ einheitlichen Hausgrößen der Städte ein Regulativ des Besitzanspruchs zu wirken scheint, bahnt sich im Verlauf des späteren 4. Jh., erkennbar an der deutlichen Veränderung der Parzellen, ein Auseinanderfallen in sehr kleine und größere Wohnungen an.⁹⁵ Die Ausstattung der flächenmäßig großen Häuser mit aufwendigem Innendekor macht klar, daß es sich hier um eine Zunahme des Wohnanspruchs handelt. In Olynth hebt sich beispielsweise das außerhalb der einengenden Stadmauer errichtete Neubauviertel mit seinen größeren Parzellen und Triklinien mit Mosaik-böden deutlich von den kleinen Häusern der Altstadt ab.⁹⁶

Vor allem in den Städten des Hellenismus drücken sich die Unterschiede der sozialen Gruppen im Siedlungsbild aus. Die neuen politischen Verhältnisse, bei denen es ja nicht mehr auf die Willensbekundung einer physisch an einem Ort präsenten Bürgerschaft ankommt, führen zu anderen Stadtformen. Am deutlichsten prägen sie sich in den Riesenstädten aus, die meist als Residenz eines Herrschers entstehen. Bereits die Gründung dieser Städte, bei der oft die Bevölkerung umliegender Poleis zwangsweise angesiedelt wird, um das Areal mit Bewohnern zu füllen, zeigt, daß über den Selbstverwaltungsorganen der alten Poleis nun die Macht der Diadochen steht.⁹⁷

In den Residenzstädten sind oft große Teile der Fläche den Herrschern vorbehalten, an anderen Orten sind diese durch Beamte und Militär vertreten.⁹⁸ Eindrucksvoll inszenierte Palastfassaden mit Hoheitsabzeichen wie Türmen und Peristylen, die eine sakrale Aura verbreiten, lassen keinen Zweifel an der Stellung des Bewohners, sind wie im Falle der makedonischen Residenz Demetrias sogar auf Dominanz des Stadtbildes aus der Ferne ausgerichtet.⁹⁹ Durch Handel oder Grundbesitz reich gewordene Individuen stellen ihren Wohlstand offener zur Schau, als das in früheren Epochen möglich war und bedienen sich dabei der aus der herrscherlichen Repräsentation stammenden Würdeformeln. Dies gilt sowohl in architektonischer Hinsicht im privaten Wohnungsbau als auch in der Ausstattung der Stadt mit öffentlichen Gebäuden, und ist außerdem an der rapiden Zunahme von Ehrenmonumenten auf öffentlichen Plätzen zu erkennen.¹⁰⁰ Als deutlicher Indikator offenbaren sie den Wandel der gesellschaftlichen Zustände und zeigen, daß der früher für die politische Betätigung notwendige unverstellte Raum der Agora nun für diese Zwecke nicht mehr benötigt wird. Die "Entgrenzung" der Ansprüche Einzelner, für deren Wohltaten die Monumente errichtet

95. Hoepfner/Schwandner 1994, 108 ff.: 222 ff.

96. Hoepfner/Schwandner 1994, 92 ff.

97. Zur Gründung von Alexandria Troas wurden durch Antigonos zahlreiche Poleis der Troas aufgelöst (Strabo 604; 607). In Gegenden mit einer anderen (autoritären) Gesellschaftsordnung konnten Synoikismen auf Betreiben Einzelner schon früher erfolgen, für Maussollos Neugründung seiner Hauptstadt Halikarnass wurden 6 lelegische Orte verlegt (Strabo 611). Aus griechischer Sicht ist ein derartiges Vorgehen bei einer Stadtgründung offenbar so typisch, daß es auch in die Vergangenheit zurückprojiziert wird, etwa wenn als Geburtsstunde von Athen der Synoikismos umliegender Dörfer durch Theseus genannt wird (Plutarch, Thes. 25), vgl. Welwei 1990, 2 f.

98. Bekannt ist das Beispiel Alexandrias, in dem Strabo einen ganzen Stadtteil als "königlich" bezeichnet, vg. dazu mit weiterer Lit. Hoepfner/Schwandner 1994, 235 ff.

99. Marzloff 1979, 136 ff.; ders. 1994, 65.

100. Ein gutes Beispiel ist die Agora von Priene, Schede 1964, 48 ff. Zur veränderten Funktion und Gestalt öffentlicher Gebäude in hellenistischen Städten s. Hesberg 1990.

werden, bedeutet aber gleichzeitig schon ihre Relativierung. Die stetig anwachsende Menge der Statuen zwingt zu immer neuen Mitteln der Steigerung oder ausgefalleneren Standorten, um sie aus der Fülle des Gleichen herauszuheben.

In den hellenistischen Großstädten weitet sich das Spektrum der Bevölkerungsgruppen, die auch das Interesse der bildenden Künstler anziehen. Zum ersten Mal finden wir im Zusammenhang mit der alexandrinischen Kunst Darstellungen von Krüppeln, Bettlern oder anderen Randgruppen in realistischen Schilderungen¹⁰¹. Auch wenn sie nicht primär als kritische Schilderung aktueller Zustände aufzufassen sind, sondern etwa in einem religiösen Zusammenhang stehen, ist doch als Voraussetzung die Existenz und neue Wahrnehmung dieser Gruppen unübersehbar.

Die erstaunliche Vielschichtigkeit der Bevölkerung griechischer Poleis und ihre Manifestationen in einer großen Zahl von kleineren und größeren, sozial, politisch, wirtschaftlich oder religiös voneinander unterschiedenen Gruppen läßt sich in dem erhaltenen Denkmälerbestand nicht immer in ihren feinsten Verästelungen aufspüren. Vielfach ist daher nur eine generelle, grobe Übereinstimmung der Ergebnisse archäologischer und historisch - epigraphischer Forschung zu konstatieren. Wie an der unterschiedlichen Ausführlichkeit der vorangegangenen Darlegungen zu erkennen war, liegt der Gewinn archäologischer Untersuchung aber vor allem in den Bereichen der "Alltagskultur", über die Autoren oder Urkunden in der Regel schweigen, in der Bestätigung, Falsifizierung oder in Modifikationen von schriftlichen Zeugnissen durch "anschauliche" Beispiele, wenn sie nicht sogar wie in Epochen oder Regionen ohne schriftliche Hinterlassenschaften die einzige Informationsquelle ist.

Literatur:

AUDRING, G. 1981: Proastion. Zur Funktion der stadtnahen Landzone archaischer Poleis, *Klio* 63, 1981, 215 ff.

AUDRING, G. 1989: Zur Struktur des Territoriums griechischer Poleis in der archaischen Zeit (nach den schriftlichen Quellen), 1989

AUSTIN, M.M./VIDAL-NAQUET, P. 1977: Economic and social history of ancient Greece: An introduction, 1977

BERVE, H. 1937: Miltiades, Studien zur Geschichte des Mannes und seiner Zeit, 1937

BLEICKEN, J. 1991: Die athenische Demokratie, utb 1991³

BOARDMAN, J. 1967: Excavations in Chios 1952 - 1955, *Greek Emporio*, ABSA Suppl. 6, 1967

BOEHLAU, J./SCHEFOLD, K. 1940: Larisa am Hermos I. Die Bauten, 1940

BURKERT, W. 1977: Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche, 1977

CAMP, J. 1986: The Athenian Agora, 1986

DAVIES, J.K. 1983: Das klassische Griechenland und die Demokratie, 1983

DRERUP, H. 1979: Bürgergemeinschaft und Stadtentwicklung in Griechenland, in: Wohnungs-

101. Himmelman 1983; Giuliani 1987; Lorenz 1988.

- bau im Altertum, DiskAB 3, 1979, 87 ff.
- EICKSTEDT, V.V. 1991: Beiträge zur Topographie des antiken Piräus, 1991
- FEHR, B. 1984: Die Tyrannentöter, oder kann man der Demokratie ein Denkmal setzen, 1984
- GARLAN, Y. 1983: Les esclaves en Grèce ancienne, 1983
- GAUTHIER, PH. 1972: Symbola: Les étrangers et la justice dans les cités grecques, 1972
- GAWANTKA, W. 1985: Die sogenannte Polis: Entstehung und Kritik der modernen althistorischen Grundbegriffe der griechische Staat, die griechische Staatsidee, die Polis, 1985
- GIULIANI, L. 1987: Die seeligen Krüppel, AA 1987, 70 ff.
- GOETTE, H.R. 1993: Athen - Attika - Megaris, 1993
- GOSSEL-RAECK, B. 1990: Das Symposion, ein Beispiel, in: Kaeser, B./Vierneisel, K. Hrsgg., Kunst der Schale, Kultur des Trinkens, 1990, 216 ff.
- GRAEVE, V.V./SENF, R. 1990: Die Grabung am Südhang des Kalabaktepe, IstMitt 40, 1990, 44 ff.
- GRUBEN, G. 1991: Anfänge des Monumentalbaus auf Naxos, in: Bautechnik der Antike, DiskAB 5, 1991, 63 ff.
- HERMAN, G. 1987: Ritualised Friendship and the Greek City, 1987
- HESBERG, H.V. 1990: Platzanlagen und Hallenbauten in der Zeit des frühen Hellenismus, in: Akten des 13. Int. Kongr. f. klass. Archäologie, Berlin 1988, 1990, 231 ff.
- HIMMELMANN, N. 1983: Alexandria und der Realismus in der griechischen Kunst, 1983
- HOEPFNER, W. 1989: Die frühen Demokratien und die Architekturforschung, in: Schuller, W./Hoepfner, W./Schwandner, E.L., Hg. Demokratie und Architektur, Der hippodamische Städtebau und die Entstehung der Demokratie, 1989, 9 ff.
- HOEPFNER, W. 1993: Bauten der Demokratie, in: Hoepfner, W./Zimmer, G. Hrsg. Die griechische Polis, Architektur und Politik, 1993, 86 ff.
- HOEPFNER, W./SCHWANDNER, E.L., u.a. 1986: Haus und Stadt im klassischen Griechenland, Wohnen in der klassischen Polis, 1, 1986¹
- HOEPFNER, W./SCHWANDNER, E.L., u.a. 1994: Haus und Stadt im klassischen Griechenland, Wohnen in der klassischen Polis, 1, 1994²
- HÖLSCHER, T. 1973: Griechische Historienbilder des 5. und 4. Jh.v.Chr., 1973
- JAMESON, M. 1990: Private space and the city, in: Murray O./Price, S. Hrsg. The Greek city from Homer to Alexander, 1990, 171 ff.
- JONES, J.F. 1975: Town and country houses of Attica in classical time, in: Mussche, H./Spitals, P./Goemare de Poesch, F. edd. Thorikos and the Laurion in Archaic and Classical Times, Misc.Graeca 1, 1975, 63 ff.
- KIEGELAND, J. 1993: Wie wohnen die Tyrannen, in: Hoepfner, W.; Zimmer, G. (Hrsg.) Die griechische Polis, Architektur und Politik, 1993, 46 ff.
- KNELL, H. 1990: Mythos und Polis, Bildprogramme griechischer Bauskulptur, 1990
- KNIGGE, U. 1988: Der Kerameikos von Athen, Führer zu Ausgrabungen und Geschichte, 1988
- KOLB, F. 1977: Die Bau-, Religions- und Kulturpolitik der Peisistratiden, JdI 92, 1977
- KOLB, F. 1981: Agora und Theater, Volks- und Festversammlung, AF 9, 1981
- KOLB, F. 1984: Die Stadt im Altertum, 1984
- KOLB, F. 1994: Die Stadt in der griechischen und römischen Welt, in: Unity and unities of Antiquity, 1994, 181 ff.

- KREEB, M. 1988: Untersuchungen zur figürlichen Ausstattung delischer Privathäuser, 1988
- KRISCHEN, F. 1922: Die Befestigungen von Herakleia am Latmos, *Milet* 3,2, 1922
- KRON, U. 1976: Die zehn Phylenheroen, 1976
- KRUMME, M./SEIFERT, M. 1991: Ein Töpferofen an der Stadtmauer, in: Graeve, V.v., *Milet* 1990, *IstMitt* 41, 1991, 134 ff.
- LACEY, 1983: Die Familie im antiken Griechenland, 1983
- LALONDE, G.V. 1980: A hero shrine in the Athenian Agora, *Hesperia* 49, 1980, 95 ff.
- LALONDE, G.V. 1991: Horoi, in: *The Athenian Agora* 19, 1991, 5 ff.
- LANG, M.L. 1990: Ostraka, *The Athenian Agora* 25, 1990
- LANGDON, M.K./WATROUS, L.V. 1977: Farm of Timesios: Rock - cut inscriptions in South Attica, *Hesperia* 46, 1977, 162 ff.
- LAUTER, H. 1980: Zu Heimstätten und Gutshäusern im klassischen Attika, in: *Forschungen und Funde*, Festschrift Bernhard Neutsch, 1980, 279 ff.
- LAUTER, H. 1982: Zwei Horos Inschriften bei Vari. Zur Grenzziehung und Demeinlokalisierung in Südost-Attika, *AA* 1982, 299 ff.
- LAUTER, H./LOHMANN, H./ LAUTER-BUFE, H. 1988: Attische Festungen. Beiträge zum Festungswesen und zur Siedlungsstruktur vom 5. bis zum 3. Jh.v.Chr.; *Attische Forschungen* 3, *Marburger Winkelmannsprogramm* 1988
- LENGAUER, W. 1989: Das griechische Gleichheitsdenken zwischen Aristokratie und Demokratie, in: Schuller, W./Hoepfner, W./Schwandner, E.L., Hrsgg. *Demokratie und Architektur, Der hippodamische Städtebau und die Entstehung der Demokratie*, 1989, 17 ff.
- LERICHE, P./TREZINY, H. 1986: *La fortification dans l'histoire du monde grec*, Coll. CNRS Valbonne 1982, 1986
- LEWIS, D. 1990: Public property and the city, in: Murray O./Price, S. Hrsgg. *The Greek city from Homer to Alexander*, 1990, 245 ff.
- LOHMANN, H. 1993: *Atene, Forschungen zu Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur des klassischen Attika*, 1993
- LORENZ, TH. 1988: Verwachsene und Verkrüppelte in der antiken Kunst, in: Weiler, I., Hrsg. *Soziale Randgruppen und Außenseiter im Altertum*, 1988, 349 ff.
- MAASS, M. 1993: *Das antike Delphi*, 1993
- MAREK, C. 1984: *Die Proxenie*, 1984
- MARZOLFF, P. 1979: Bürgerliches und herrscherliches Wohnen im hellenistischen Demetrias, in: *Wohnungsbau im Altertum*, *DiskAB* 3, 1979, 129 ff.
- MARZOLFF, P. 1994: Développement urbanistique de Démétrias, in: *La Thessalie, Quinze années de recherches archéologiques, 1975 - 1990, Bilans et perspectives, Actes du colloque international Lyon, 17 - 22 avril 1990*, 1994, 57 ff.
- MIETH, K. 1993: Bauten der Tyrannen in archaischer Zeit, in: Hoepfner, W.; Zimmer, G. (Hrsg.) *Die griechische Polis, Architektur und Politik*, 1993, 33 ff.
- MILLER, S.G. 1978: *The Prytaneion, its Function and Architectural Form*, 1978
- MISSAILIDOU-DESPOTIDOU, V. 1993: A Hellenistic inscription from Skotoussa (Thessaly) and the fortifications of the city, *ABSA* 88, 1993, 187 ff.
- MORRIS, I. 1991: The early polis as city and state, in: Rich, J./Wallace-Hadrill, A., Hrsgg., *City and country in the ancient world*, 1991
- MUNN, M. H. 1993: *The defense of Attika*, 1993

- MAZARAKIS-AINIAN, A.J. 1988: Early Greek temples: Their origin and function, in: Hägg, R./Marinatos, N./Nordquist, G.C. Hrsgg. Early Greek cult practice, *Skrifter utgivna av Svenska Institutet i Athen*, Ser. 4 Nr. 38, 1988, 105 ff.
- OBBER, J. 1985: Fortress Attica. Defense of the Athenian land frontier 404 - 322 B.C., *Mnemosyne Suppl.* 84, 1985
- OSBORNE, R. 1983: The Symposion as social organisation, in: Hägg, R. Hrsg., *The Greek Renaissance of the Eighth Century B.C.: Tradition and innovation*, *Skrifter utgivna av Svenska Institutet i Athen*, Ser. 4 Nr. 30, 1983, 195 ff.
- OSBORNE, R. 1985: Buildings and residence of the land in Classical and Hellenistic Greece: The contribution of epigraphy, *ABSA* 80, 1985, 119 ff.
- OSBORNE, R. 1990: The demos and its divisions in classical Athens, in: Murray O./Price, S. edd. *The Greek city from Homer to Alexander*, 1990, 265 ff.
- PECIRKA, J. 1970: Excavations of farms and farmhouses in the Chora of Chersonnesos in the Crimea, *Eirene* 8, 1970, 123 ff.
- PETRAKOS, V. 1991: Rhamnous, 1991
- PFISTERER - HAAS, S. 1990: Die Lenäen, das Fest der rasenden Frauen, in: Kaeser, B./Vierneisel, K. Hrsgg., *Kunst der Schale, Kultur des Trinkens*, 1990, 439 ff.
- PRITCHETT, W.K. 1953: The Attic stelai, part 1, *Hesperia* 22, 1953, 225 ff.
- PURCELL, N. 1990: Mobility and the polis, in: Murray O./Price, S. Hrsgg. *The Greek city from Homer to Alexander*, 1990, 29 ff.
- RAECK, W. 1981: Zum Barbarenbild in der Kunst Athens im 6. und 5. Jahrhundert v.Chr., 1981
- REINDERS, R. 1988: New Halos, a Hellenistic Town in Thessalia, Greece, 1988
- REINDERS, R. 1994: Housing in Hellenistic Halos, in: *La Thessalie, Quinze années de recherches archéologiques, 1975 - 1990, Bilans et perspectives*, Actes du colloque international Lyon, 17 - 22 avril 1990, 1994, 217 ff.
- REINSBERG, C. 1989: Ehe, Hetärentum und Knabenliebe im antiken Griechenland, 1989
- RICHTER, G.M.A. 1966: The furniture of the Greeks, Etruscans and Romans, 1966
- SAKELLARIOU, M.B. 1984: The Polis State. Definition and origin, *Meletemata* 4, 1984
- SALMON, J. 1977: Political Hoplites? *JHS* 97, 1977, 84 ff.
- SCHEDE, M. 1964: Die Ruinen von Priene, 1964
- SCHMALTZ, B. 1983: Griechische Grabreliefs, 1983
- SCHMITT-PANTEL, P. 1990: Collective activities and the political, in: Murray O./Price, S. Hrsg. *The Greek city from Homer to Alexander*, 1990, 199 ff.
- SCHNEIDER, L. 1975: Zur sozialen Bedeutung der archaischen Korenstatuen, 1975
- SCHNEIDER, L./HÖCKER, CHR. 1990: Die Akropolis von Athen, 1990
- SCHNEIDER, P./TUCHELT, K. 1989: Ein Temenos an der Heiligen Straße von Milet nach Didyma, *AA* 1989, 147 ff.
- SCHWANDNER, E.L. 1979: Zu technischen und ökonomischen Problemen des griechischen Wohnungsbaus in klassischer Zeit, in: *Wohnungsbau im Altertum*, *DiskAB* 3, 1979, 105 ff.
- SEFFF, R. 1995: Die Grabung am Kalabaktepe, in: Graeve, V.v., *Milet 1992-1993*, *AA* 1995, 208 ff.
- SIEWERT, P. 1977: The Epehebian oath in fifth-century Athens, *JHS* 97, 1977, 102 ff.
- SIEWERT, P. 1982: Die Trittyen Attikas, *Vesigia* 33, 1982.
- SOURVINOU-INWOOD, C. 1990: What is polis religion?, in: Murray O./Price, S. Hrsgg. *The*

- Greek city from Homer to Alexander, 1990, 295 ff.
- SOURVINOU-INWOOD, C. 1993: Early sanctuaries, the eighth century and ritual space, in: ed. N. Marinatos/R. Hägg Hrsgg. Greek sanctuaries, new approaches, 1993, 1 ff.
- SPAHN, P. 1980: Oikos und Polis. Beobachtungen zum Prozeß der Polisbildung bei Homer, Solon und Aischylos, HZ 231, 1980, 539 ff.
- STEIN-HÖLKESKAMP, E. 1989: Adelskultur und Polisgesellschaft, 1989
- STILLWELL, A.N. 1948: Corinth 15,1 The potters quarter, 1948
- THÜR, G. 1989: Wo wohnen die Metöken, in: Schuller, W./Hoepfner, W./Schwandner, E.L., Hrsgg. Demokratie und Architektur, Der hippodamische Städtebau und die Entstehung der Demokratie, 1989, 117 ff.
- TRAILL, J.S. 1975: The political organization of Attica, Hesp.Suppl. 14, 1975
- TRAVLOS, J. 1971: Bildlexikon zur Topographie des antiken Athen, 1971
- TUCHELT, K. 1976: Tempel - Heiligtum - Siedlung, in: Jantzen, U. Hrsg., Neue Forschungen in griechischen Heiligtümern, 1976, 207 ff.
- VALLET, G./ VILLARD, F./ AUBERSON, P. 1976: Megara Hyblaea 1, Melanges d'Ecole Francaise D`Athenes Suppl.1, 1976
- WALBANK, F. 1983: Leases of sacred properties in Attica, Hesp. 52, 1983, 100 ff.; 177 ff.
- WALBANK, F. 1991: Leases of public lands, in: The Athenian Agora 19, 1991, 145 ff.
- WALKER, S. 1987: Women and housing in classical Greece, in: Cameron, A./Kuht, A. edd., Images of women in antiquity, 1987², 81 ff.
- WEHGARTNER, I. 1983: Attische weißgrundige Keramik, 1983
- WELWEI, K.L. 1992: Athen, 1992
- WHITEHEAD, D. 1979: The ideology of the Athenian metic, 1979
- WILLIAMS, C.K. 1982: The early urbanization of Corinth, Annuario della scuola archeologica di Atene 60, 1982, 9 ff.

ECKART PANKOKE**KULTURLANDSCHAFT IM BALLUNGSRAUM:
GRENZLINIEN, NETZWERKE UND LERNPROZESSE**

"Stadtluft macht frei": Ein Schlüssel zur Theorie der westlichen Moderne ist Max Webers Idealtyp der abendländischen "Stadt". In den stadtbürgerschaftlichen "Freiheiten" bereiteten sich - nach Weber: einzigartig im Horizont der Weltkulturen - jene Strukturen und Kulturen der Moderne vor, die das 19. Jahrhundert auf den Begriff brachte als "bürgerliche Gesellschaft". Auch die "Ideen von 1789" hatten in den städtischen Freiheiten ihren realen Grund: Libertät, Egalität, Solidarität, Rationalität, Publizität.

Die in der alteuropäischen Stadt mit Stadtmauern befestigten Außen-Grenzen gegenüber "Land" und "Herrschaft" gaben den Rahmen, im Inneren die Grenzen ständischer Gliederung - zumindest tendenziell - aufzuheben. Zu verweisen ist auf Prozesse urbaner Integration, Inklusion, Partizipation, und auf die das Stadtbild prägende Offenheit öffentlicher Räume.

Kulturell bedeutete die Konstitution der Stadtgemeinde als zugleich religiöse Gemeinschaft, daß eine alle Standesschranken durchbrechende 'christliche Freiheit' leitbildhaft wirksam werden sollte.

Politisch bedeutete die Abgrenzung gegenüber fürstlicher und feudaler Herrschaft, aber auch die innere Geschlossenheit der Bürgerschaft als "Wehrverband", daß innerhalb der Städte sich "demokratische" Formen einer selbstverwalteten Öffentlichkeit vorbereiten konnten.

Ökonomisch boten städtische Märkte der sich herausbildenden Öffentlichkeit moderner Wirtschaftssysteme ein offenes Forum.

Historiker werden soziologische Idealisierungen und Typisierungen mit Zurückhaltung zu relativieren und zu korrigieren wissen. Dennoch kann die von Max Weber idealtypisch 'ins Reine gesteigerte' These, daß innerhalb der städtischen Grenzen sich die ständischen Grenzen in neue Strukturen und Kulturen bürgerlicher Vergesellschaftung aufheben konnten, eine **Modernisierungsschwelle** markieren. Vor allem werden die Kriterien deutlich, nach denen die **"bürgerliche Urbanität"** von vormodernen - heute aber auch von posturbanen Formen der städtischen Entwicklung zu unterscheiden ist.

'Cuius regio, eius religio' - diese für die deutschen Kulturlandschaften so geschichtsmächtig gewordene Doktrin zum Zusammenhang von "Geist" und "Macht" findet eine säkulare Entsprechung in der Frage nach der politischen und oder ökonomischen Programmierung regionaler Kulturen.

Heute werden die Grundlinien bürgerlicher Urbanität durchkreuzt von neuen Formationen industrieller Vergesellschaftung, wie Marx sie um 1848 im "Kommunistischen Manifest" geschichtswirksam zu beschreiben wußte. Die "industrielle Revolution" bedeutete demnach nicht nur die Aufhebung der Stadt-Land-Grenze, sondern zugleich auch die Überlagerung der tradierten Standesschranken durch neue Fronten industrieller Klassenspaltung. Die sozialräumliche Struktur der großen Industriestädte bildet dies ab in sinnlich erfahrbaren Segmentierungen zwischen armen und reichen, bevorzugten und vernachlässigten Zonen. Kulturpolitik, Sozialpolitik, Stadtentwicklungspolitik versuchen dem heute **gesellschaftspolitisch gegenzusteuern**, etwa durch innerstädtische Raumordnung und Infrastrukturplanung.

Neben der neuen Relevanz "innerer Grenzen" kommen mit neuen Formen posturbaner Entstädterung auch die "Außengrenzen" in Bewegung. **Posturbane** Lebensweisen wären idealtypisch zu orten in der Spanne von **"Ballung"** und **"Streuung"**. Hier scheint moderne und mobile Lebensführung von der Territorialität sozialer Räume abzuheben in eine nur noch **"punktuelle Vergesellschaftung"**, die sich über "Optionen" steuert und kaum noch über die "Ligaturen"

sozialer Räume. Und doch zeichnen sich im Schatten postmoderner "Erlebnisgesellschaften" neue Fronten sozialer Ungleichheit und kultureller Gewalt ab, gegenüber denen das Vermächtnis einer urbanen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Öffentlichkeit die Alternative zeigt.

Programmieren die durch Raumordnung vorgegebenen regionalen Strukturen die Entwicklung der regionalen und lokalen Kulturen, so werden sich im Vollzug der großen verwaltungspolitischen Territorial- und Funktionalreformen auch die kulturellen Grenzen und Schwellen verschieben. Bricht Stadtkultur an der Grenze ab, oder zerläuft sie bereits an der Schwelle zwischen der kulturellen Skyline einer auf den Stadtkern zentrierten City-Kultur und dem sich zerlaufenden Weichbild kulturell unterversorgter und unterentwickelter suburbaner Randzonen.

Was bedeutet im 'globalen Dorf' der Mediengesellschaft noch der einst prägende Unterschied von 'Stadt' und 'Land'? Oder: wie schneiden sich die territorialen Grenzen - bildlich gesprochen zwischen 'Oberstadt' und 'Unterstadt'- mit den sozialen und kulturellen Grenzen von 'Unterschicht' und 'Mittelschicht'? Oder schließlich sind all diese raumbezogenen Grenzen und Schwellen, Kriterien und Koordinaten längst außer Kraft gesetzt? Wird sich im erlebnisgesellschaftlichen Pluralismus der Lebensstile nicht auch die Kulturlandschaft neu formieren müssen? Und inwieweit werden für die Entwicklung regionaler Identität und Solidarität die sich überlagernden Schichten der grundlegenden Geschichtslandschaft noch bedeutsam: als kulturelles Erbe und Vermächtnis, Schuld und Verhängnis, Anspruch und Aufbruch?

Anders als die mitteldeutschen oder auch südwestdeutschen Wirtschaftsräume, die verwurzelt in einer der großen deutschen Kulturlandschaften von christlichem Mittelalter und bürgerlicher Aufklärung ihr kulturelles Eigengewicht immer wieder erneuern konnten, müssen die Zonen industrieller Ballung ihre Identität entwickeln ohne diesen geschichtsmächtigen Hintergrund. Bewußt wird, daß es sich bei der Kultur vieler moderner Industrieregionen nicht um etwas 'natural' Gewachsenes handelt, sondern um eine moderne Wirklichkeit von hoher Künstlichkeit, die sich weniger definiert über kulturellen "Sinn", als über die 'härteren' Währungen von "Macht" und "Geld".

Auch in aktuellen Diskursen um eine durch Regionalkultur zu befestigende 'regionale Identität' geht es nicht - wie gerne behauptet wird - rein um 'Kultur', sondern bewußt auch darum, über kulturelle Infrastruktur auch die ökonomische Struktur einer Region zu entwickeln.

Die Künstlichkeit des Regionalen und die Geschichtlichkeit regionaler Identität wird besonders deutlich in einem modernem Ballungsraum wie dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, als einer modernen Kulturlandschaft, in der die sozialräumlichen Identifikationsmuster einer 'symbolischen Ortsbezogenheit' (Treinen) nur bedingt noch auf einer traditionell verankerten stadt- und bildungsbürgerlichen Bildungskultur gründen. Gerade wo die "gewachsene Kultur" fehlt, wird es darauf ankommen, kulturelle Identität durch eine geplante Infrastruktur gezielt zu entwickeln.

Kulturpolitiker berufen sich dann gerne auf Kultur als 'weichen' Standortfaktor. Dies gilt nicht nur für die hochkulturelle Attraktivität der 'schönen Künste', sondern auch für die prägnante Gestaltqualität der kulturellen Formen des Alltags. Auf den Zusammenhang von '**Sinn**' und '**Form**' verweist bereits Max Webers verstehende Soziologie, wenn hier die 'Kulturbedeutung' gesellschaftlicher Wirklichkeit im '**Sinngehalt**' ihrer '**Sozialgestalt**' herausgestellt wird.

Praktisch werden solche Zusammenhänge im Blick auf die Künstlichkeit, Planbarkeit und Machbarkeit regionaler Kulturen. Bewußter als früher erleben wir heute auch das Kulturelle als **Produkt und Projekt, als Konstrukt und Kontrakt.** Im Bewußtsein der Wirkungszusammenhänge von Sinn und Form, von **Gestaltqualität und Sinngehalt** entwickelt sich heute ein neues Interesse für die Kultur von Organisationen - oder auch von Regionen. Auch im industriellen Ballungsraum Rhein-Ruhr sprechen wir nun bewußter von der 'Kultur der Arbeit', der 'Kultur der Unternehmen', von 'politischer Kultur', von der 'Industrielandschaft' als 'Kulturlandschaft'.

Die oft unterstellten Wirkungszusammenhänge zwischen der kulturellen **Identität** sozialer Wirklichkeit (einer Organisation oder auch einer Region) und ihrer darauf gründenden **Attraktivität** interessieren auch als Rahmen für die **Aktivität** und **Produktivität** wirtschaftlichen Wachstums: "Wer Leistung will, muß Sinn bieten!" heißt es plakativ im Titel einer der vielen Rezepte für kulturelles Management. Gerade wenn die heute geforderte Leistung nicht mehr in der sturen und stumpfen Verausgabung von Arbeitskraft besteht, sondern es darauf ankommt, bei den Mitarbeitern auch Sensibilität und Kreativität, Elan und Engagement anzusprechen, muß der dazu bewegende Sinn auch in der kulturellen Gestaltqualität einer Organisation - wie auch einer Region - 'sinnenfällig' werden.

Für den Kultur- und Regionalsoziologen ist der damit beschworene Wirkungszusammenhang von kultureller Dynamik und strukturellem Aufschwung ein Lehrstück für die sozialen Effekte des Kulturellen, wie sie heute auch in anderen Feldern beobachtet, bearbeitet und beschworen werden. Hinzuweisen ist auf neueste Konzepte von 'Organisationskultur' und 'Corporate Identity', wobei von dem Kalkül ausgegangen wird, daß eine gesellschaftliche Gestalt, deren 'Sinngehalt' zur Identifikation einlädt, dann auch attraktiv sein wird, Interesse und Engagement anzusprechen, Kreativität und Phantasie zu wecken.

Auch im Blick auf **Image und Identität einer Region** können sich die Koordinaten von Identifikation und die Grenzen der Identität durchaus verschieben. Im neuen Horizont der deutschen und europäischen Einigungsprozesse könnte es sein, daß das klassische 'Ruhrgebiet' des einst starken Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk seine Bedeutung verliert zugunsten kleiner geschnittener, zunehmend aber ihren Eigenweg behauptenden Teilregionen im Westen, Osten oder Norden des alten Reviers. Es könnte aber auch sein, daß im Maßstab Europa das alte Revier (das in seiner Siedlungsstruktur ja eher programmiert war durch die 'unter Tage' liegenden Kohleflöze) zu eng oder zu schief geschnitten erscheint und die wirtschaftliche und kulturelle Verflechtung mit der Rhein-Schiene und den neuen Euregio Zonen stärker wiegt als die Erinnerung an alte Reviere.

Wenn wir solche Grenzverschiebungen soziologisch beobachten, sollten wir zunächst unsere kategorialen Instrumente sichten. Auf dieser zunächst sehr allgemeinen Ebene gilt es also zunächst nachzudenken über das Zusammenspiel von STRUKTUR und KULTUR. Dieses gewinnt dann praktische Bedeutung im Bezug auf kulturelle Inszenierungen von IMAGE und IDENTITÄT (in) einer Region.

IMAGE und IDENTITÄT

"Das Ruhrgebiet - ein starkes Stück Deutschland" - so beschwört es die regionale Selbstdarstellung in einer großformatigen Image-Kampagne, womit sich diese alte Industrielandschaft mit ihren Glanzseiten zu präsentieren sucht: nicht nur als Industrielandschaft, sondern selbstbewußt auch als 'Kulturlandschaft'. Hinter dem Kampf um ein neues Image steht die Erwartung, daß ein Raum, dessen schöne Seiten aufpoliert und dessen altes Stigma wegretuschiert werden soll, im Entscheidungshorizont von Investoren neue Attraktivität gewinnen muß. Zielgruppe sind dann nicht nur die Investoren industriellen Kapitals, sondern auch die **innovativen Akteure**, deren professionelles, aber auch moralisches und kulturelles **Humankapital als 'endogenes Potential'** in die Region einzuladen und einzubinden ist.

'Image' können wir fassen als die Attraktivität einer Person, einer Organisation oder auch einer Region. Image wird dann zum kulturellen Medium, um in seiner gesellschaftlichen Umwelt an Aufmerksamkeit, Anerkennung und Anziehung zu gewinnen und dieses mit positiven Erwartungen und Bewertungen zu besetzen. Durch das 'Image' einer City etwa werden sich 'Kaufkraftströme' einfangen und binden lassen, vielleicht aber auch das Kapitalinteresse, dort zu investieren.

Investitionsentscheidungen folgen gewiß zunächst der ökonomisch-logistischen Kalkulation. Wenn aber vergleichbare Anbieter im Werben um Investoren konkurrierend im Rennen liegen, könnten die 'weichen' Faktoren des 'Kulturellen', wie etwa 'Image' und 'Identifizierbarkeit' den Ausschlag geben. Über den wirtschaftlichen Wert von Image - auch im Blick auf praktische Möglichkeiten der Intervention und Manipulation - nachzudenken, sollten wir kommerziellen Beratern in Sachen 'Marketing' oder 'Image-Management' überlassen. Sie werden auf Wunsch gewiß gerne gutachten, daß sich das Ruhrgebiet so erfolgreich als "starkes Stück Deutschland" ins Gespräch bringen konnte und daß dabei gerade auch kulturelle und ökologische Aspekte in die Waagschale gebracht werden konnten.

Fraglich bleibt jedoch, ob über ein noch so attraktiv in Szene gesetztes 'Image' sich auch 'Identität' bilden läßt, also ob und wie die mit dem 'Image' angestrebte Wirkung '**nach außen**' auch '**nach innen**' ausstrahlt, - etwa im Sinne einer Erneuerung regionaler Identität, einer Belebung regionaler Aktivität. So soll 'innere Führung' über die gezielte Gestaltung von Organisationskultur den 'Sinn' aktiver Mitgliedschaft und engagierter Mitarbeit sinnenfällig machen. Die kulturelle Selbstdarstellung und Selbstverständigung einer Region wird dann zum Medium, über das eine aktive und produktive Identifikation mit den regionalen Möglichkeiten sich orientieren könnte.

Dabei soll die kulturelle Identität und Attraktivität der Region nicht nur **Investitionskapital** anziehen, sondern auch dazu einladen, das **Humankapital** qualifizierter und vor allem motivierter und engagierter Arbeitskräfte und Führungskräfte produktiv in die Region zu 'investieren'.

Wie kann es also gelingen, daß das innovative Potential der jetzt die neuen Ruhr-Universitäten verlassenden technischen und ökonomischen, aber auch kulturellen **Intelligenz nicht abgezogen** wird in einen in der Gestaltqualität des Lebens angeblich attraktiveren Süden, sondern sich hier in die Betriebe aber auch in die sozialen Räume und kulturellen Felder dieser Industrielandschaft aktiv einbringen wird.

Es gab Grund zur Sorge, daß das Ruhrgebiet nicht zuletzt durch seine von '**schwerer Arbeit**', '**großer Organisation**' und '**starker Kultur**' geprägten 'kulturellen Altlasten' es einer neuen Generation kreativer und engagierter Intelligenz schwer macht, sich hier zu engagieren und zu identifizieren.

Heute hingegen spricht manches dafür, daß nicht nur durch die Ausstrahlung der erst in den letzten Jahren voll ausgebauten Hochschulen das kulturelle Klima offener wird.

Die Lebendigkeit eines sozialen Feldes (definieren wir dieses als 'Organisation' oder als 'Region') wird sich dann in dem Maße entwickeln, wie es gelingt, den einzelnen zu motivieren und zu aktivieren, sich selbst mit seiner kommunikativen Lebendigkeit ins öffentliche Leben und auch ins kulturelle Leben aktiv einzubringen.

REVIER und REGION

In bewußter Absetzung von den alten Klischenes des '**Reviere**' und gewiß auch von den nostalgischen Bildern von 'Landschaft' und 'Heimat' steht der Begriff der '**Region**' für die Künstlichkeit, Machbarkeit und Planbarkeit moderner Wirklichkeit, wie wir sie uns - bewußt konstruktivistisch - konstruieren als Projekt und Prozeß, als Kontrakt und Konstrukt.

Im gesellschaftsgeschichtlichen Horizont müssen wir zudem die strukturelle und kulturelle Entwicklung einer Industrieregion wie dem Ruhrgebiet beobachten unter dem Aspekt der hier besonders drastisch spürbaren Modernisierungsschübe und Modernisierungskrisen.

So profiliert sich die **neue Region 'Rhein-Ruhr'** im selbstbewußten Kontrast zum 'alten Revier': Das alte Revier steht in seiner gesellschaftlichen Form wie seiner kulturellen Gestalt gewiß nicht für bürgerliche Modernität und Urbanität, eher für die verblässende industrielle Modernität von

Arbeitsgesellschaft. Doch diese klassische Modernität liegt fast schon hinter uns, lastet längst als 'kulturelle Altlast'.

Die über bürgerliche Stadtkultur wie die über eine klassisch industrielle Kultur der Arbeit hinaus-treibenden Modernisierungsprozesse setzen heute neue Koordinaten. Dann ist die heute sich neu aufdrängende Kategorie der '**REGION**' ein neuer Maßstab, der gerade auch in seiner Dimension als REGIONAL-KULTUR etwas anderes bedeutet als die traditionell bildungsbürgerliche Stadtkultur, aber auch etwas anderes als das, was der ehrwürdige 'Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk' noch klassisch als 'Ruhrgebiet' fassen wollte.

Der Begriff der Region greift weiter als die bürgerliche Stadt, ist zugleich aber auch konkreter und komplexer als die vom Raum abhebenden Systemzwänge industrieller Arbeitsgesellschaft.

Während der ältere Begriff der 'Landschaft', etwa in der Begriffsbildung 'Kulturlandschaft', die Vorstellung einer 'gewachsenen' Kultur nahelegt, steht das Begriffsfeld 'regio' eher dafür, daß soziale Räume durch personalisierte Herrschaft (regnum) oder organisierte Macht (regime) beherrschbar, planbar und kontrollierbar werden.

Die Problemformel "**Regionalkultur**" führt dann schnell zur Frage des territorialen **Zuschnitts von Planungskompetenzen und Verwaltungsgrenzen**, wie sie etwa in den großen Territorial- und Funktionalreformen der 70er Jahre zur Diskussion und zur Disposition standen. So stellt sich die Frage, inwieweit in einem Ballungsraum eine regionale Kultur überhaupt noch im Rathausorizont zu planen und zu verwalten ist, oder ob nicht neue Kompetenzen einer ortsübergreifenden regionalen Entwicklungsplanung gerade im Blick auf die Kulturentwicklung gefordert und zu fördern sind.

Der Verwaltungswissenschaftler Dietrich Fürst hat die Problematik einer regionalen Entwicklungssteuerung auf die Formel gebracht: "Von der Raumplanung zum Regional-management". Ein solcher 'Führungswechsel' gilt auch für die regionale Kulturentwicklung. Wenn wir dazu die Begriffe 'Kultur und Region' soziologisch operationalisieren, so fassen wir:

"Kultur" als Medium und Möglichkeit der Kommunikation von sozialem Sinn - und zwar auf sinnfälliger Weise, viel sinnfälliger als bloße Worte es zu sagen wissen.

In kultureller Gestalt wird der Sinngehalt von Wirklichkeit kommunizierbar, als 'innere Form' und 'innere Führung', als 'cognitive map' und 'corporate identity', als Erwartungsrahmen und Deutungsmuster.

"Region" fassen wir demgegenüber als funktional kontrollierte Zone, wobei die durch Wirtschaftsverflechtungen, Verkehrsnetze oder politisch-administrativen Kompetenzschnitt definierten Funktionsräume nicht unbedingt deckungsgleich sein müssen mit den durch soziales Leben und Erleben konstituierten 'sozialen Räumen'.

Im Ruhrgebiet läßt sich der regionale Bezug auf unterschiedliche Weise konstruieren: wir können uns fragen, ob die **Rhein-Ruhr-Region** im Zuschnitt des einstigen **Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk** typisierbare Formen sozialen Sinns hervorbringt.

Soziologische Regionalforschung wird neben der Rekonstruktion sozialer Infrastruktur daran interessiert sein, jene Deutungsmuster, Orientierungs- und Organisationsprinzipien zu rekonstruieren, die das räumliche, präziser formuliert: das 'sozialräumliche' Verhalten dokumentieren und programmieren: Über welche Muster und in welchen (inneren) Grenzen konstituiert sich die gesellschaftliche Wirklichkeit sozialer Räume?

Traditionelle 'innere' Grenzen umschreibt die aus dem alten Revier gemeldete '**Kleinkariertheit**' eines Lebenszuschnitts in der Reichweite von 'Pantoffelmeile' und 'Schrebergartenparzelle'. Die Werksiedlung war auf kurzem, direktem Weg mit dem Arbeitsplatz verbunden, der kleine Garten war gleich hinterm Haus und die für die freie Zeit nach schwerer Arbeit einladende Eckkneipe oder

fürs alte Revier noch typischer die Bierbude war 'in Pantoffeln' erreichbar. Hier blühte eine **Solidarkultur sozialer Nähe**, auf die hin dann auch die parteipolitischen Organisationsmuster oder auch die Angebote von Vereinen und Kirchen zugeschnitten waren. Diese sehr dichte Quartierskultur und der lebenspraktische Wert der sozialen Nähe von Verwandtschaft und Nachbarschaft zählt gewiß auch heute noch zu den alltagskulturellen Bindungen und Prägungen (Ligaturen) dieser Industrielandschaft.

Im **alten Revier** der industriellen Gründerzeit um 1900 waren die Ligaturen zudem abgesteckt durch ethnisch, konfessionell und kulturell differenzierte Milieus, die zunächst auch räumlich klar segmentiert blieben. Sozialer Lebensraum war die Werkssiedlung mit ihrer Straße und ihren Gärten und Höfen. Je nach der Kolonisations- und Rekrutierungspolitik des Arbeitgebers war man dann als relativ geschlossene Einwanderungsgruppe unter sich, als katholischer Westfale, als lutheranischer Lipper, als reformierter Niederländer, als schlesischer Katholik oder zugehörig den großen Einwanderungsschüben aus Polen. Die Alltagsgeschichte der Kolonialisierungszeit berichtet von der Kleinräumigkeit einer Welt, die sich im engen Wechsel zwischen Arbeitsstätte und Arbeitersiedlung abspielte. Sozialräumliches Erleben konzentrierte und reduzierte sich dann auf den 'Straßenraum' des unmittelbaren Wohnquartiers und die suburbane Eigenwelt des Stadtteils.

Heimat definierte sich eher durch Herkunft und weniger durch die Ankunft in der zugewiesenen Zielregion. Diese **interkulturelle Pluralität der sozialmoralischen Milieus** hat sich bis heute erhalten, auch wenn die segmentären Siedlungsformen längst durchwachsen sind. Dennoch erlaubt es die verkehrsmäßige Vernetzung, raumübergreifend kulturelle Besonderung zu organisieren und zu mobilisieren. Geblieben von der segmentären Struktur der Gründerzeit ist jedoch ein bis heute deutliches Gefälle zwischen der südlichen Hellwegregion des Ruhrtals mit seiner bürgerlichen und bäuerlichen Stammbevölkerung und den später industrialisierten, jetzt umso heftiger von den Krisen industrieller Arbeitsgesellschaft geschüttelten Problemzonen des Emscherbruchs. Gerade hier zeichnet sich nach den letzten Einwanderungswellen aufs neue ab, daß Ligaturen sich zunächst nur im eng begrenzten, auch sozialräumlich segmentierten Milieu entwickeln.

Nach den Eingemeindungswellen der 20er und der 70er Jahre kam es darauf an, aus den neu zusammengebundenen Stadtteilen großstädtische Orientierungs- und Identifikationshorizonte zu machen. Heute stellt sich die Frage, ob sozialräumliche Identität im industriellen Ballungsraum nicht weiter greifen muß als die Zuständigkeiten von Stadtverwaltungen.

Gerade unter den Bedingungen **industrieller Ballung** wurde die Identifizierbarkeit und Identität sozialer Räume immer wieder zum Problem. Was waren die sozialen und kulturellen oder auch politischen Bedingungen räumlicher Orientierung und Identität. Worin zeigten sich die regionalen Besonderheiten und Prägungen sozialer Verhaltens- und Deutungsmuster?

Dies verweist auf die definitorischen und methodologischen Schwierigkeiten, einen industriellen Ballungsraum als sozialen, kulturellen oder auch politischen Raum beobachten und beschreiben zu können.

Der regionalwissenschaftliche Diskurs, etwa unter einem Arbeitstitel wie "Haben wir oder brauchen wir eine Ruhrgebietsidentität?" verweist auf **Probleme der politisch-administrativen Steuerung** von Kulturentwicklung im Ballungsraum, aber auch auf Identitätskrisen der politischen Kultur im Zerfall der traditionell in sozialräumlicher Vergemeinschaftung verankerten soziokulturellen Milieus.

Die dabei bewußt werdende Frage, ob im industriellen Ballungsraum die räumliche Dimension und Definition sozialer Wirklichkeit an Bedeutung und Deutlichkeit verlieren könnte, stellt sich heute unter der Bedingung der **Pluralisierung und der Individualisierung der Lebensstile gewiß schärfer**. Unsere Fragen nach den räumlichen Grenzen des Sozialen und der sozialen Bedeutung des Räumlichen, wie wir sie unter dem Titel 'Industrieller Ballungsraum' zunächst für die indu-

striellen Arbeitsgesellschaft zu formulieren suchten, stellen sich im Blick auf die sich abzeichnende Post-Moderne einer postindustriellen und posturbanen "**Erlebnisgesellschaft**" gewiß neu und anders.

Dieser Perspektivenwechsel läßt sich verdeutlichen im Blick auf die hier besonders interessierenden Relevanzbereiche moderner Regionalkultur: die Entwicklungen von Stadtkultur und Organisationskultur.

Wie so oft, steigert sich unsere Sensibilität für die Brüche der Moderne im Rückgriff auf

Georg Simmel: In seiner 1903 in Schmollers Jahrbuch veröffentlichten "**Soziologie des Raumes**" weist er darauf hin, daß ein sozialer Raum nicht nur geographisch zu vermessen und zu begrenzen ist, sondern immer auch als soziale Gestalt und Gestaltung soziologisch zu beobachten und zu beschreiben ist, also nicht nur als "eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern auch als eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt".²

Heute müssen wir uns allerdings fragen, ob die von Simmel als Identifikationsmoment eines sozialen Raumes vorgegebenen Kriterien wie die "Einzigartigkeit" des Landschaftsbildes, die "Gemeinsamkeit" soziokultureller und landsmannschaftlicher Prägungen und die Eindeutigkeit des "Bewußtseins der Eingegrenztheit" für moderne Lebensräume noch trennscharf zu identifizieren sind. So ließ sich die sozialräumliche Formation "industrielle Ballung" als eine Lebensweise typisieren, deren funktionale Mobilität von sozialräumlichen Bezügen abhebt. Inzwischen erscheint die Erosion der sozialmoralischen Milieus drastischer und dramatischer.

Dennoch sollten wir **keine kulturkritische Nostalgie** betreiben, vielmehr könnte sich räumliche Identität ja auch anders darstellen als nach dem traditionellen Muster der milieuhafte vergemeinschafteten Verbundenheiten und Verbindlichkeiten.

Die Frage "Haben wir oder brauchen wir eine regionale Identität" wäre dann zu beantworten im Blick auf mögliche Wirkungszusammenhänge von "**Identität**" und "**Aktivität**", von "**Autonomie**" und "**Engagement**". Wer sich mit einem Raum positiv identifiziert, wird eher interessiert sein, sich hier produktiv einzubringen. Er wird investieren, nicht nur sein Geld, sondern auch seine Kompetenz und sein Engagement als Humankapital. Er wird sich vielleicht auch engagieren: nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im kulturellen und öffentlichen Leben. Wir können die damit unterstellte Relation auch dahin wenden: wer sich in seiner Identität kulturell angesprochen sieht, könnte eher bereit sein, auch in anderen Bereichen, etwa wirtschaftlich oder beruflich (oder auch ehrenamtlich) aktiv zu werden.

Methodische Zwischenbemerkung:

Wenn wir das neue Interesse für die inneren Bilder, die inneren Formen und die innere Führung gesellschaftlicher Wirklichkeit methodologisch ernst nehmen, gewinnen Betrachtungsweisen der kognitivistischen und konstruktivistischen Gesellschaftsanalyse an Gewicht. So wie man seit einigen Jahren bemüht ist um eine 'subjektzentrierte Organisationsforschung' und daraus für die Kultivierung der inneren Führung die Konsequenzen zu ziehen sucht, könnte man auch von einer subjektorientierten Wende der Regionalsoziologie sprechen.

1. Vgl. Volker Lück, Hans Nokielski, Eckart Pankoke, Karl Rohe 1976: Industrieller Ballungsraum. Zur sozial- und politikwissenschaftlichen Problematisierung. In: Zeitschrift für Soziologie 5, 309-318; Eckart Pankoke, 1977: Polis und Regio. Sozialräumliche Dimensionen politischer Kultur. In: Sociologia Internationalis 16, 30-62.

2. Georg Simmel 1903: Soziologie des Raums. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung, und Volkswirtschaft in Deutschen Reich, Jg. 27, 32.

Bahnbrechend waren hier vielleicht einerseits die Geschichtswissenschaftler mit ihrem Interesse für die geschichtliche Wirklichkeit des Alltagslebens und die darauf bezogenen Rekonstruktionsmuster einer 'Oral History'. Aber auch der **regionalistischen Wende der soziologischen Kulturforschung** mit ihren Forschungen zu Stadtkultur und Industriekultur verdanken wir wichtige Hinweise.

Wie fruchtbar die Verbindung von 'Oral History' und neuen Ansätzen einer kognitivistischen Psychologie und konstruktivistischen Soziologie sein kann, zeigt das an der Universität Siegen im Rahmen des Förderprogramms Montanregionen' durchgeführte sozialhistorische Forschungsprojekt: "Historische Ausprägung und historischer Wandel von Regionalbewußtsein in ausgewählten Montanregionen".³

Hier geht es sehr konsequent um subjektzentrierte kognitivistische Regionalforschung, indem die subjektiven räumlichen und zeitlichen Koordinaten der Konstruktion sozialer Wirklichkeit rekonstruiert werden. Produktiv werden dabei neuere Methoden der 'kognitiven Kartographie', über welche das Regionalbewußtsein der Ruhrgebietsbevölkerung und die dafür konstitutiven Raumbilder und Geschichtsbilder rekonstruiert werden. Das Interesse für die innere Form gesellschaftlicher Wirklichkeit und für die Rekonstruktion der 'mental maps' ist nicht nur eine methodische Mode, deren Attraktivität sich etwa daraus erklären ließe, daß die Sonne der gesellschaftstheoretischen Gesamtschau untergegangen ist.

Soziologische Methoden spiegeln immer auch historische Konfigurationen. Vielleicht ist die derzeit beobachtbare Erosion der sozialräumlich verankerten sozialmoralischen Milieus und der strukturell wie kulturell erklärbare Individualisierungsschub ein Grund, daß die räumliche Dimension virulent wird. Der Übergang von der "Arbeitsgesellschaft" zur "Erlebnisgesellschaft" erfordert neue Methoden gerade auch im Bereich der Regionalforschung.

Die Dominanz der nahräumlichen Orientierung im alten Revier erscheint heute vielen als kulturelle Altlast, die eine Entwicklung zum modernen Regionalbewußtsein zu blockieren scheint.

Jüngere Generationen fixieren sich demgegenüber weniger auf die heimatlichen Ligaturen, sondern orientieren sich eher an den Optionen weiträumiger Vernetzung.

Vieles spricht dafür, daß sich auch in der **Umstellung der kognitiven Kartierung** ein Generationsbruch abzeichnet: von der Arbeitsgesellschaft zur 'Erlebnisgesellschaft'. Vielleicht bedeutet die Pluralisierung und die Individualisierung der Lebensstile auch ein anderes Verhältnis zum Raum, der nun bewußter in seinen Optionen geschätzt und vernetzt wird.

Nehmen wir die jüngere und mobilere Aktivbevölkerung in den Blick, wie es in den Dortmunder Untersuchungen von H. Neuendorff versucht wird,⁴ so rückt ein neuer Typ ins Bild. Ein junges erlebnisrationales Konsumverhalten, das mit Fahrplan, Veranstaltungsplan und Straßenkarte sich eine kognitive Kartierung bildet, in der die Region als polyzentral vernetzter Options- und Aktionsraum an Attraktivität gewinnt.

In dieser Altersgruppe scheint der älterer Typ des sozialräumlich und soziokulturell eingebundenen

3. Detlef Briesen und Jürgen Reulecke 1994: Regionale Identität und Regionalgeschichte: Kognitive Kartographie und die Konstruktion von Regionalbewußtsein durch Geschichte am Beispiel des Ruhrgebiets. In: Wendelin Strubel (Hg.): Entwicklungen und Probleme der Agglomerationsräume in Deutschland. Bonn (i.E.); Briesen, Detlef/ Rüdiger Gans/ Armin Flender, 1984, Regionalbewußtsein in Montanregionen im 19. und 20. Jahrhundert: Saarland - Siegerland - Ruhrgebiet. i.E.

4. Christa Becker, Ulf Matthiesen, Hartmut Neuendorff u.a. 1987: Kontrastierende Fallanalysen zum Wandel von arbeitsbezogenen Deutungsmustern und Lebensentwürfen in einer Stahlstadt. UMBRÜCHE. Studien des Instituts für empirische Kulturosoziologie, Dortmund.

Milieus allerdings längst abgelöst durch **multilokal vernetzte 'Szenen'**, die nicht mehr durch Tradition vorgegeben sind, sondern bewußt konstituiert werden als Programm und Projekt, Konstrukt und Kontrakt, Konsens und Konflikt.

Die Beobachtung der neuen Reichweiten und Maßstäbe kultureller Märkte und zwar sowohl für die Anbieter wie für die Nachfrager bestätigt zunächst unsere These, daß mit den neuen **Verkehrstechniken weiträumiger Orientierung und Mobilisierung** sich der Horizont der sozialräumlichen Orientierung ins 'Regionale' (hier im Sinne von 'überörtlich') gewandelt hat. Eine solche Aussage bleibt soziologisch trivial, wenn wir zu diesem quantitativen Trend (der sich messen läßt etwa durch eine Kontrolle der Kaufkraftströme durch Marktforschung) nicht auch einen qualitativen Wandel der raumbezogenen Deutungs- und Orientierungsmuster bedenken.

Mit einer sich ausweitenden Mobilität der kulturellen Nachfrage verbinden sich auch Signale eines qualitativen Wandels moderner Vergesellschaftung.

Doch mit der **Steigerung der 'Optionen'** durch die Weitung der Märkte stellt sich die **Frage nach den Ligaturen**. Es ist zu vermuten, daß die Ligaturen des Ortsbezuges sich lockern. Wer etwa in Moers wohnt, in Essen arbeitet, in Düsseldorf einkauft und vielleicht in Gelsenkirchen modernes Musiktheater wahrnimmt, der hat in seinem Netzwerk offensichtlich nicht mehr viele Fäden, um jeweils 'vor Ort' Wurzeln zu schlagen, so das Vorurteil.

Man sucht **nicht mehr das Repräsentative, sondern das Spezifische**: die Pluralisierung der Geschmacksrichtungen und die Ausdifferenzierung kultureller Identitäten ist im 'lokal' bleibenden Horizont nur schwer noch möglich, auch nicht bei dem doch relativ schmalen Bildungsbürgertum der großen Ruhrgebietsstädte.

Erst die offenen Optionen regional geöffneter kultureller Märkte macht kulturelle Differenzierung möglich.

KULTURELLE DYNAMIK

Wir können die Auseinandersetzung mit 'Image' und 'Identität des Ruhrgebiets', dieses "starken Stücks Deutschland", auf zwei Ebenen kulturwissenschaftlicher Analyse betrachten:

1. Im Sinne eines engeren, eher auf das klassische Ressortdenken kommunaler Kulturverwaltung zugeschnittenen Kulturbegriffs ließe sich die Entwicklung und Bedeutung der 'Kulturlandschaft Ruhrgebiet' rekonstruieren in der Spannung von 'Skyline' und 'Szene'.
2. Im Rahmen eines weiteren, eher von der ethnographischen Volks- und Völkerkunde als der deutschen Geisteswissenschaft geprägten Kulturbegriffs wäre die 'Kulturbedeutung' gesellschaftlicher Wirklichkeit (der Sinngehalt ihrer Sozialgestalt) herauszuarbeiten über die Entwicklung typischer Muster der die Region prägenden Industriekultur: Kultur der Arbeit, Kunst des Führens, Kultur der Unternehmen, Kultur des Alltags.

Auch hier läßt sich gerade im innovativen Sektor eine Entwicklung markieren, die sich spannen ließe zwischen die idealtypisch ins Reine zu steigernden Bezugsgrößen: 'starke Kultur' und 'offene Gesellschaft'.

Beobachten und beurteilen wir in diesem Rahmen die Kulturlandschaft Ruhrgebiet, so ist ein Perspektivenwechsel geboten: es geht dann nicht nur um die imagefördernden Show-Effekte der hochkulturellen 'Skyline', sondern auch um die Lebendigkeit soziokultureller 'Szenen', die den einzelnen einladen, in die Region zu ziehen, - oder in der Region zu bleiben und sich in die regionale Wirtschaftsentwicklung oder/und Kulturentwicklung als Aktivposten einzubringen.

Das gilt gerade für eine neue Generation junger Fachkräfte und Spitzenkräfte, die jetzt die Fach-

schulen und Hochschulen verlassen und bislang eher abgesogen wurden in wirtschaftlich wie kulturell scheinbar attraktivere Regionen. Für diese Zielgruppe käme es darauf an, daß die Region im Profil ihrer Optionen, aber auch in der Anziehungskraft ihrer Bindungen und Vernetzungen identifizierbar wird, so daß die Identifikation mit regionaler Wirklichkeit Identität stiftet.

Zu fragen ist dann allerdings auch, ob das Ruhrgebiet von denen, die von den strukturellen wie kulturellen Möglichkeiten aktiv Gebrauch machen können, noch als Einheit wahrgenommen wird, oder ob der Reiz dieses Ballungsraumes nicht eher darin zu sehen ist, daß sich hier polyzentrale Netzwerke vieler lokaler Szenen und subregionaler Zonen ausbilden können.

INDUSTRIE- und ORGANISATIONSKULTUR

Bei der Einschätzung der Situation altindustrieller Ballungsräume in der **Spanne von "Altlast" und "Aufwind"** erscheint das Ruhrgebiet entscheidend geprägt durch "große Industrie", "schwere Arbeit" und "starke Kultur".⁵ Das aus der amerikanischen Unternehmensforschung übernommene Konstrukt der "strong culture" typisiert dazu einen Organisationstyp, für den die Muster der korporativen Identität einen hohen Grad der Eindeutigkeit, Fraglosigkeit und Verbindlichkeit beanspruchen. Wir sprechen hier auch von "geschlossener Kultur", bei der aus der 'Umwelt' des Organisationssystems kaum Impulse wirksam werden. Hier bleibt die 'Welt der Arbeit' die auf alle Lebensbereiche durchschlagende Wertsphäre. Im Gegentyp "kultureller Offenheit" wird hingegen gerade der 'lebensweltliche' Bezug auf die Subjektivität von Mitarbeitern wie auch der Umweltbezug auf gesellschaftliche Öffentlichkeit kommunikativ aufgewertet.

In der Praxis des Unternehmens präsentieren sich allerdings eher Mischkulturen einer je variablen Kombinatorik von traditionellen und innovativen, integrativen und diskursiven, 'starken' und 'offenen' Kulturen. Dabei scheinen gerade die innovativen Unternehmen (bzw. Organisationseinheiten) sich dadurch auszuzeichnen, daß hier auch im Führungsstil kommunikative Offenheit gegenüber kommunitärer Geschlossenheit sich durchsetzt.

Wie neuere Konzepte organisationskulturell orientierter Unternehmensberatung und Unternehmensforschung nahelegen, werden bei **innovativer Führung** eher Verhaltensmuster, Umgangsformen und Führungsstile kulturell aufgewertet, wie Experimentierfreude und Risikobereitschaft der Führungskräfte oder Verantwortungsbereitschaft der Mitarbeiter.

Heute, da von den Betrieben ein hohes Maß an **Flexibilität, Kreativität und Innovationsfähigkeit** erwartet wird, können gerade Impulse einer kommunikativen Kultur jenes Lernklima schaffen, auf das Innovation bauen muß. Identifikation *mit* dem Betrieb und Kooperation *im* Betrieb sind dabei wesentliche Voraussetzungen. Schon deshalb gewinnen 'Unternehmenskultur' und 'kulturorientiertes Management' in der unternehmerischen Praxis, aber auch in der unternehmensbezogenen Forschung zunehmende Bedeutung.

In diesem Sinne soll die kulturelle Gestalt eines Unternehmens den Sinngehalt unternehmerischen Handelns signalisieren und damit das Unternehmen für Kunden, Partner und Mitarbeiter attraktiv machen. Es zeichnet sich ab, daß die Kriterien der Attraktivität sich heute verlagern: **von "starker Kultur" zu "offener Kommunikation"**. Für das Ruhrgebiet läßt sich beobachten, daß in vielen Unternehmen die innovative Offenheit nicht unbedingt eine Verabschiedung der traditionellen Identifikationsmuster bedeuten muß. Gerade wenn sich industrielle Traditionen mit offener Unternehmenskultur verbinden, das Selbstverständnis des Unternehmens also in offener Kommunikation diskutiert und reflektiert werden kann, werden die tradierten Darstellungs- und Deutungs-

5. Werner Bußkamp und Eckart Pankoke 1993: Innovationsmanagement und Organisationskultur. Chancen innovativer Industriekultur im Ruhrgebiet. Essen.

muster nicht zur 'kulturellen Altlast', sondern können als kulturelle Ressource korporativer Identität aktiv bleiben.

Hier könnten neue regionale Akzente und Perspektiven sich profilieren, die es schwer machen, wie einst zur hohen Zeit von Kohle und Stahl noch von 'dem Ruhrgebiet' zu sprechen. Es gibt längst ganz anders geschnittene Regionen und Bündnisbereiche. Neue Wege innovativer Vernetzung zeigt gewiß auch das Planungsnetzwerk der 'Internationalen Bauausstellung' IBA-Emscherpark. Immer wenn im Ruhrgebiet neue Wege gesucht werden, bilden sich Kristallisationspunkte regionaler Verknüpfung. Die Bereitschaft zum Diskurs begründet dann neue Muster einer kommunikativen Steuerung.

Die Wege zum Nachbarn sind kürzer geworden, die geschlossenen Milieus aufgebrochen. So ist es zwischen Ruhr, Emscher und Lippe kaum mehr schwierig, sich bei gleichem Sinn und gleichem Interesse zu treffen und auszutauschen.

Wirksam als Foren kulturpolitischer Selbstverständigung werden heute auch neue Instanzen und Instrumente der regionalen Steuerung und Selbststeuerung, die immer wieder zum 'runden Tisch' einladen und damit eine Professionalisierung der Akteure und so auch die Profilierung der Programme entscheidend vorantreiben. Was an innovativer Dynamik sich bei regionaler Koordination und Kommunikation entfalten läßt, zeigte der jüngst von über 30 Städten lokal wie regional geführte Diskurs "Kultur 90 - Forderungen der Gesellschaft an die kommunale Kulturpolitik".⁶ All diese Diskurse und Foren geben Zeugnis, daß Kultur in der Region farbiger wird, wenn **sich Horizonte öffnen und innere Vernetzung die Kombinatorik steigert.**

Bedeutet '**Post-Moderne**', daß die Komplexität kultureller Dynamik nicht mehr durch eindeutige Muster zu repräsentieren ist, sondern kulturelle Vielfalt neuen Bewegungsraum fordert, so wird auch in der 'Industrielandschaft' als 'Kulturlandschaft' die Autonomie kultureller Felder im Horizont regionaler Profile zum entscheidenden Kriterium für die **Lern-fähigkeit** kommunaler Politik und zugleich für die **Lebendigkeit** 'offener Gesellschaft'.

Der programmatische Anspruch auf eine "Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik" schien problemlos einlösbar, solange man es zu tun hatte mit der flächendeckenden Versorgung territorial wie funktional klar begrenzter Zonen: etwa die Ausstattung eines Stadtgebiets mit gleichen Zugangschancen zum öffentlichen Bibliothekswesen. Heute aber wissen wir, daß die einfache und eindeutige Einordnung von Zielräumen und Zielgruppen nicht mehr gegeben ist. Überall wo wir heute neue Netzwerke und Lernfelder beobachten können, wird bewußt, daß die klassische Statik der industriellen Moderne in Bewegung kam.

Die Koordinaten kultureller Entwicklung lassen sich nicht mehr orten allein in der räumlichen Dimension von Verwaltungsgrenzen und Versorgungszonen. Gewiß bleiben die lokalen oder regionalen Grenzen und funktionalen Zonen und Zentren als Raster kultureller Infrastruktur weiter verbindlich, gerade hier im Ruhrgebiet, wo auch soziale Räume in ihrer Künstlichkeit und Gestaltbarkeit bewußt sind und die Akteure in Politik und Verwaltung lernen mußten, Lebensräume in ihrer Versorgungstiefe und Ausstattungsdichte weitsichtig zu planen. Gerade hier ging es, wenn man von 'Kultur' sprach, zunächst eher um Verfügungszonen und ihre Grenzen und um gesicherte Standards ihrer infrastrukturellen Ausstattung und Versorgung. Aber gerade dieses Niveau an 'flächendeckender' öffentlicher Einrichtung und Ausstattung, womit das Ruhrgebiet sich selbstbewußt zu repräsentieren wußte, sind heute hinterfragt und gefährdet.

Die Mittel und Kräfte werden knapp, nicht nur finanziell sondern auch legitimatorisch. Wer sich

6. Richard Erny, Wilhelm Godde, Karl Richter 1988: Handbuch Kultur 90. Modelle und Handlungsbedarf für die kommunale Kulturarbeit, Köln.

heute für Kultur engagiert, muß das politisch neu erstreiten: in der eigenen Partei und auch beim Wähler. Auch der Wähler ist heute wählerischer geworden. So ist öffentliches Geld, das breit gestreut in der Fläche versickert, kaum noch populär - selbst wenn - und gerade wenn - es um Kultur geht. Wenn wir schon im Bereich der öffentlichen Kulturpflege das Bild vom "Gärtner" nutzen wollen, geht es weniger um die "Gieskanne", als um das Pflanzen und Pflegen, womit in ödes Terrain neues Leben gebracht werden soll.

Auch wenn wir uns - in kulturpolitischer Phantasie - diese Kulturlandschaft als 'Parklandschaft' vorstellen wollen (und die IBA-Emscherpark hat dieses semantische Potential der Park-Metaphorik programmatisch kultivieren können), wird zu bedenken sein, daß der moderne Park weniger geometrisch strukturiert ist durch Grenzen und Gräben, denn als eine Erlebnislandschaft programmiert ist, die sich erst bildet, wenn der Park dazu einlädt, daß in ihm die Menschen sich anders bewegen, vernetzen und erleben als sonst im Alltag. Doch das Ruhrgebiet mit seinen funktionalen Schienen und Zonen schien lange Zeit alles andere als ein einladender 'Park'.

Auch die bei allen Verflechtungen und Entgrenzungen industrieller Ballung immer für wichtig gehaltenen territorialen Grenzen der geschlossenen Ratshaushorizonte kommunaler Kulturpolitik bieten nicht mehr den Rahmen, um kulturpolitisch steuerungsfähig und lernfähig zu bleiben. Wenn wir deshalb anstelle von klar begrenzten 'Flächen' und funktionalen Zonen, von offenen Feldern und ihrer Vernetzung sprechen, so signalisiert dieser vielleicht etwas modische Begriffswechsel einen tiefgreifenden 'Systemwandel', zumindest einen Perspektivenwechsel in der Kulturpolitik: Es geht nicht mehr um die Verwaltung von kulturellen Gütern und die Versorgung klar definierbarer Zielräume und Zielgruppen, sondern es geht um die Steuerung turbulenter Entwicklung.

Anders als Vorurteile zu werten meinen, war das Ruhrgebiet für neue Wege in der kulturellen Entwicklung immer offen. Zu erinnern ist daran, daß hier an Rhein und Ruhr der Zusammenhang vom 'Kultur und Arbeit' schon früh begriffen wurde. Zu erinnern ist auch daran, daß dieser industrielle Ballungsraum gerade durch seine polyzentrische Struktur im Reichtum seiner Kultur flächendeckend ausgebaut wurde. Diese Verantwortung für infrastrukturelle Versorgung großer Flächen führte zu Planungen der kulturellen Entwicklung, welche das öffentliche Kulturangebot nicht auf die City zentrierten, sondern bewußt auch die Stadtteile und Randzonen in die kulturelle Versorgung einzubeziehen suchten. Zumindest Versuche in dieser Richtung wurden in den letzten Jahrzehnten unternommen. Repräsentanten des Ruhrgebiets beschwören gerne diese Phase des kulturellen Aufbruchs und Ausbaus. Aber wir müssen uns auch kritisch fragen, ob diese große Vergangenheit heute nicht auch schon so weit 'vergangen' ist, daß es zwingend wird, nach neuen Ufern Ausschau zu halten.

Die Begriffe, aus denen die kulturpolitischen Parolen des Wohlfahrtsstaates gebaut wurden, Staat und Stadt, Polis und Regio, Kunst und Kultur, Arbeit und Alltag tragen uns nicht mehr ungebrochen in eine Zukunft, in der neue Probleme aufreißen **"jenseits" der klassischen Unterscheidungen** von "Markt und Staat", "Polis und Regio", "Kultur und Arbeit".

Zu aller Beruhigung eine schnelle Richtigstellung: Es geht nicht nur um den Ausstieg aus der Industriegesellschaft. Nach wie vor haben wir Staaten und Städte, auch weiterhin bestimmt die Arbeit den Alltag, und immer noch genießen wir alte und neue Kunst als 'große Kultur'. Und dennoch haben wir das Gefühl, daß diese klassischen Muster überlagert sind durch gesellschaftliche Entwicklungen, welche den Rathaushorizont der bürgerlichen Stadtkulturen sprengen und die alternativ abweichen von allem, was wir einst durchzusetzen suchten als repräsentative Kultur, - gerade auch im Blick auf eine Kultur für Arbeiter.

So schieben sich neue Begriffe - als Signale neuer Wirklichkeiten - in den Vordergrund, worauf wir kulturpolitisch antworten müssen. Schlüsselbegriffe klassischer Kulturpolitik wie "Stadt", "Kunst", "Arbeit" werden nun korrigiert, durch programmatische Begriffswechsel: Neben **"Stadt"** kommt **"Region"**, neben **"Kunst"** kommt **"Kommunikation"** - und die 'Welt der Arbeit' ist nicht mehr

der Drehpunkt des Lebens, worüber allein "Identität" und "Solidarität" sich aufbaut.

So wird das heute in der Kulturpolitik geforderte Umdenken, - oder sprechen wir lieber von "**Lernprozessen**" - daran deutlich und zugleich dadurch gefordert, daß in der modernen Raumgestalt von 'Ballung' und 'Streuung' gerade die klassischen 'Grenzen' einer 'bürgerlichen' Stadtkultur in Bewegung kamen:

Poliskultur bedeutet eine klassische Kongruenz zwischen dem zunächst durch Mauern geschlossenen städtischem Territorium und dem sozial wie kulturell geschlossenen Verkehrskreis der Bürger. Ob Machtfragen oder Marktprobleme - der Bürger/die Bürgerin war auf seine/ihre Stadt bezogen. Dies galt auch für seine/ihre geselligen Kreise und seine Bereitschaft zu aktiver Teilnahme am kulturellen und öffentlichen Leben. Hier kannte er/sie sich aus und hier ließ man sich kennen. Man blieb "unter sich". Das war zumindest das Prinzip; die Praxis sah anders aus: Gerade in der bürgerlichen Stadt fand die Offenheit urbaner Öffentlichkeit nach Klassenlagen, Bildungsgraden und Geschlechtsrollen vielfältig gestaffelte innere Grenzen. Doch für alle war das öffentliche und kulturelle Leben durch den Rathaushorizont auf die eigene Stadt fixiert. In 'seiner Stadt' fand der Bürger den Schutzraum seiner privaten Sphäre und zugleich die Schwelle, sich zu öffnen für urbane Öffentlichkeit. Doch solche **Leitbilder bürgerlicher Urbanität** ließen sich unter industriellem Druck nur noch bedingt fortschreiben: Wenn wir von "Ballungsraum" sprechen, meinen wir eine sozialräumliche Formation, die von den Mustern der Stadt radikal entfernt ist.

Die Krise der Arbeitsgesellschaft ist nicht nur ein konjunkturelles Tief, sondern ein struktureller Bruch. Die Technologie der industriellen Produktion hat ihre Produktivität dahin gesteigert, daß mit immer weniger menschlicher Arbeitskraft immer mehr Menschen versorgt werden können.

Die 'Krise der Arbeitsgesellschaft' - bedeutet die Krise der auf Arbeit gründenden Ökonomie.

Ökonomisch bedeutet die Modeformel "post-industriell" gerade nicht den Ausstieg aus der Industriegesellschaft, vielmehr das Paradox, daß eine Steigerung der industriellen Produktivität, welche Menschen aus der Produktion freisetzt, so wie die ins Europäische Revolutionszeitalter treibenden Agrarreformen ja gleichermaßen die Produktivität steigerten und zugleich die Produzenten freisetzen. Diese **Freisetzung in die Individualität** bedeutet zugleich eine kulturelle Revolution. Historiker rekonstruieren in diesem Sinne die kulturellen Schwellen industriellen **Aufbruchs**. Stehen wir heute im **Umbruch** der Industriegesellschaft nicht an vergleichbarer Schwelle ?

Wir werden freigesetzt aus den Arbeitszusammenhängen der industriellen Produktion und werden frei für neue Handlungsfelder, in denen weniger unsere produktiven Kräfte, als unsere kommunikative Kompetenz gefordert ist.

Bedeutet dies nicht gerade für kommunale wie regionale Kulturpolitik neue Grenzen und Horizonte ?

ANHANG**TEILNEHMERLISTE DER TAGUNG**

- Prof. Dr. Lucio Barbera** Dip. di Storia di Architettura, Università "La Sapienza" Roma, Piazza Borghese 9, I-00186 Roma
- Dr. Wolfgang Behringer** Historisches Seminar der Universität Bonn, Konviktstraße 11, 53113 Bonn
- Dr. Detlef Briesen** FB 1 Geschichte, GH Siegen, Haus Nöh, Sohlbacher Straße , 57068 Siegen
- Prof. Dr. René Dittmann** Altorientalische Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Rosenstraße 9, 48143 Münster
- Prof. Dr. Vittorio Franchetti-Pardo** Dip. Di Storia di Architettura, Università "La Sapienza" Roma, Piazza Borghese 9, I-00186 Roma
- PD Dr. Detlef Franke** Ägyptologisches Institut der Universität Heidelberg, Marstallhof 4, 69117 Heidelberg
- Prof. Dr. Hartmut Galsterer** Seminar für Alte Geschichte der Universität Bonn, Am Hof 1e, 53113 Bonn
- Dr. Andreas Göbel** FB 1 Soziologie, Universität Gesamthochschule Essen, Postfach 10 37 647, 45037 Essen
- Barbara Hennes M.A.** Lehr- und Forschungsgebiet Stadtbaugeschichte, RWTH Aachen, Schinkelstraße 1, 52062 Aachen
- Prof. Dr. Henner von Hesberg** Archäologisches Institut der Universität Köln, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln
- Prof. Dr. Jochen Hoock** U.F. R. De géographie, histoire, Université Paris, Place Jussieu, F-75251 Paris
- Prof. Dr. Michael Jansen** Lehr- und Forschungsgebiet Stadtbaugeschichte, RWTH Aachen, Schinkelstraße 1, 52062 Aachen

- Prof. Dr. Jörg Jarnut** FB 1 Geschichte der Universität Gesamthochschule Paderborn, Pohlweg 55, 33098 Paderborn
- Min. R. Dr. Werner Joel** Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW, Düsseldorf
- Prof. Dr. Peter JohaneK** FB Geschichte, Historisches Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster Domplatz 20-22, 48413 Münster
- Dr. Heinz-K. Junk** Institut für vergleichende Städtegeschichte, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Syndikatplatz, 48143 Münster
- Dr. Wolfgang Kaiser** Université de Provence Aix-Marseille I, Avenue Robert Schuman, F-13621 Aix en Provence Cedex 1
- Prof. Dr. Hans J. Nissen** Seminar für Vorderasiatische Altertumskunde, FU Berlin, Bitterstraße 8-12, 14195 Berlin
- Prof. Dr. Eckart Pankoke** FB Soziologie, Universität Gesamthochschule Essen Postfach 10 37 647, 45037 Essen
- Prof. Dr. Ursula Röbler-Köhler** Ägyptologisches Seminar der Universität Bonn, Regina-Pacis-Weg 7, 53113 Bonn
- Dr. Helmut Schneider** Geographisches Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf
- Dr. Reinhard Senff** Institut für Archäologie der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 150, 44780 Bochum
- Dr. Mechthild Siekmann** Institut für vergleichende Städtegeschichte, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Syndikatplatz, 48143 Münster
- Prof. Dr. Karl Vorlaufer** Geographisches Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf

Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Stadtkulturforschung

**2. Symposium der IAS
“GRENZEN UND STADT”**

24. Juni - 26. Juni 1994, Münster

Tagungsort: Institut für Vergleichende Städtegeschichte
Syndikatplatz 4-5, 48143 Münster

TAGUNGSPROGRAMM

Freitag, 24. Juni 1994

- | | |
|------------|---|
| Vormittag | <p>1. Grenzen und Stadt unter rechtlichen, sozialen und kognitiven Aspekten
 Vorsitz: Kaiser, Rößler-Köhler
 Beirat: Dittmann, Jansen, Nissen, Schneider</p> |
| 11.00 Uhr | <p>Herr Dr. Briesen, Siegen
 <i>Städtische images und kognitive Grenzen
 Köln und Düsseldorf seit den 20er Jahren</i></p> |
| 11.30 Uhr | <p>Herr PD Dr. Franke, Heidelberg
 <i>Stadtgrenzen im alten Ägypten: Das Beispiel Armarna</i></p> |
| 12.00 Uhr | <p>Diskussion</p> |
| Nachmittag | <p>2. Der Umgang mit der Grenze, prozessuale Strukturen
 Vorsitz: Hooock, Vorlauffer
 Beirat: Behringer, Franchetti-Pardo, Jarnut, Johanek, Senff</p> |
| 14.30 Uhr | <p>Herr Dr. Kaiser, Marseille
 <i>Vom Umgang mit der Grenze. Konfessionelle Grenzziehung
 und Sozialverhalten im Basler Raum (16.-17. Jh)</i></p> |

- 15.00 Uhr **Herr Dr. Schneider, Düsseldorf**
Migrationen und Viertelsbildungen in südostasiatischen Sekundärstädten
- 15.30 Uhr Diskussion
- Abend **Festvortrag**
Vorsitz: Nissen
- 20.00 Uhr **Herr Prof. Dr. Jansen, Aachen**
Grenzen und Stadt in der Indus-Zivilisation
Hörsaal F 6 im Fürstenberg-Haus, Domplatz 20-22

Samstag, 25. Juni 1994

- Vormittag **3. Reale und imaginäre Grenzen**
Vorsitz: Galsterer, Schneider
Beirat: Franke, Pankoke, Junk
- 9.30 Uhr **Herr Prof. Dr. Vorlaufer, Düsseldorf**
*Innerstädtische Grenzen Tropic Afrika: Tribalismus,
Segregation und Integration im Rahmen des Urbanisierungsprozesses*
- 10.00 Uhr **Herr Prof. Dr. von Hesberg, Köln**
Reale und immaterielle Grenzen der römischen Stadt
- 10.30 Uhr Diskussion
- 4. Minderheiten - Ausgrenzung - Grenzüberwindung**
Vorsitz: Göbel, Hesberg
Beirat: Briesen, Galsterer, Vorlaufer
- 11.30 Uhr **Herr Dr. Senff, Bochum**
Gruppen und Grenzen in der griechischen Stadt
- 12.00 Uhr **Herr Prof. Dr. Pankoke, Essen**
Posturbane Entgrenzung - Ballung und Streuung

Nachmittag

14.30 Uhr

Abschlußdiskussion

Sonntag, 26. Juni 1994

Vorsitz: Siekmann

10.00 Uhr

Stadtmorphologie Münster

